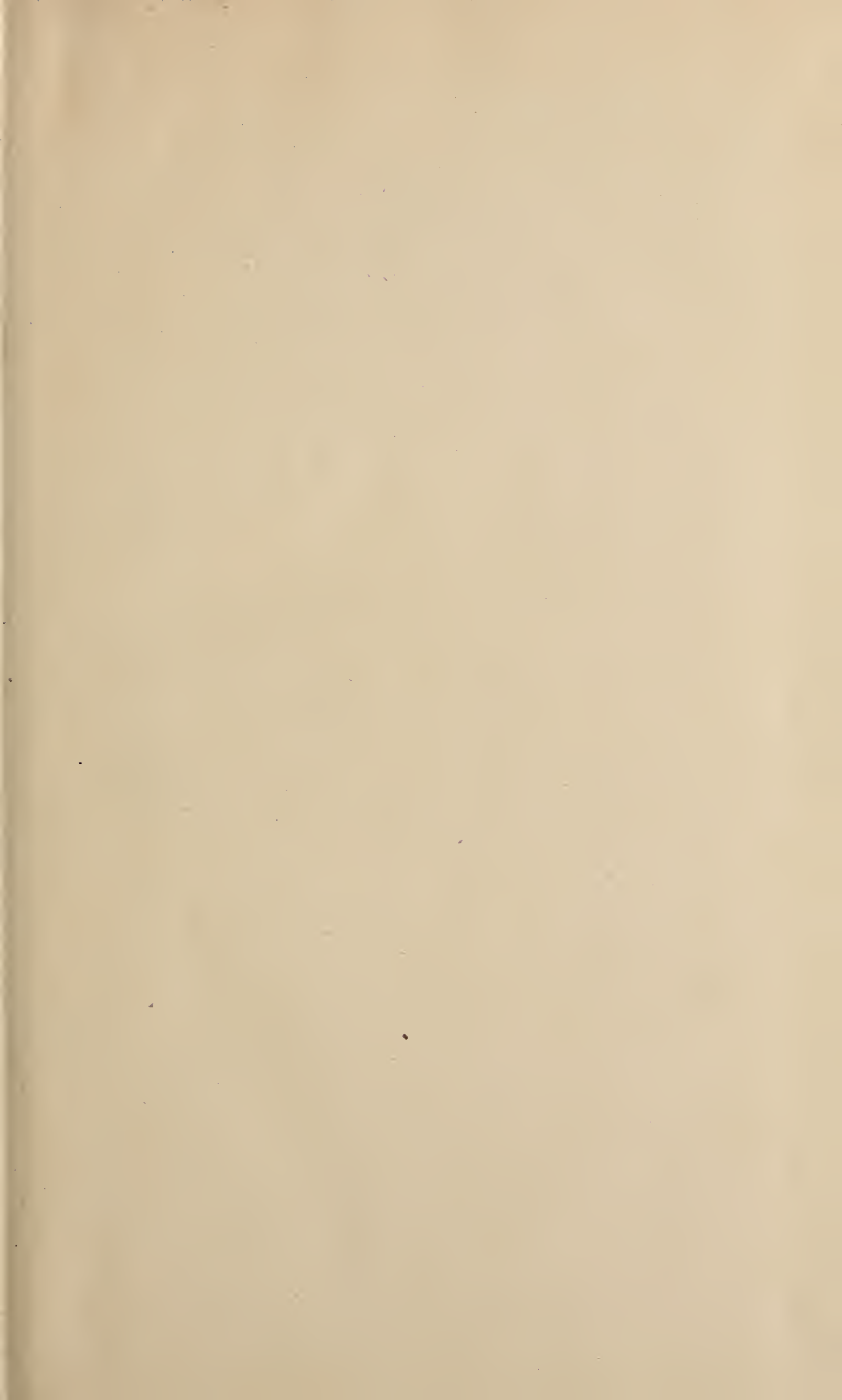
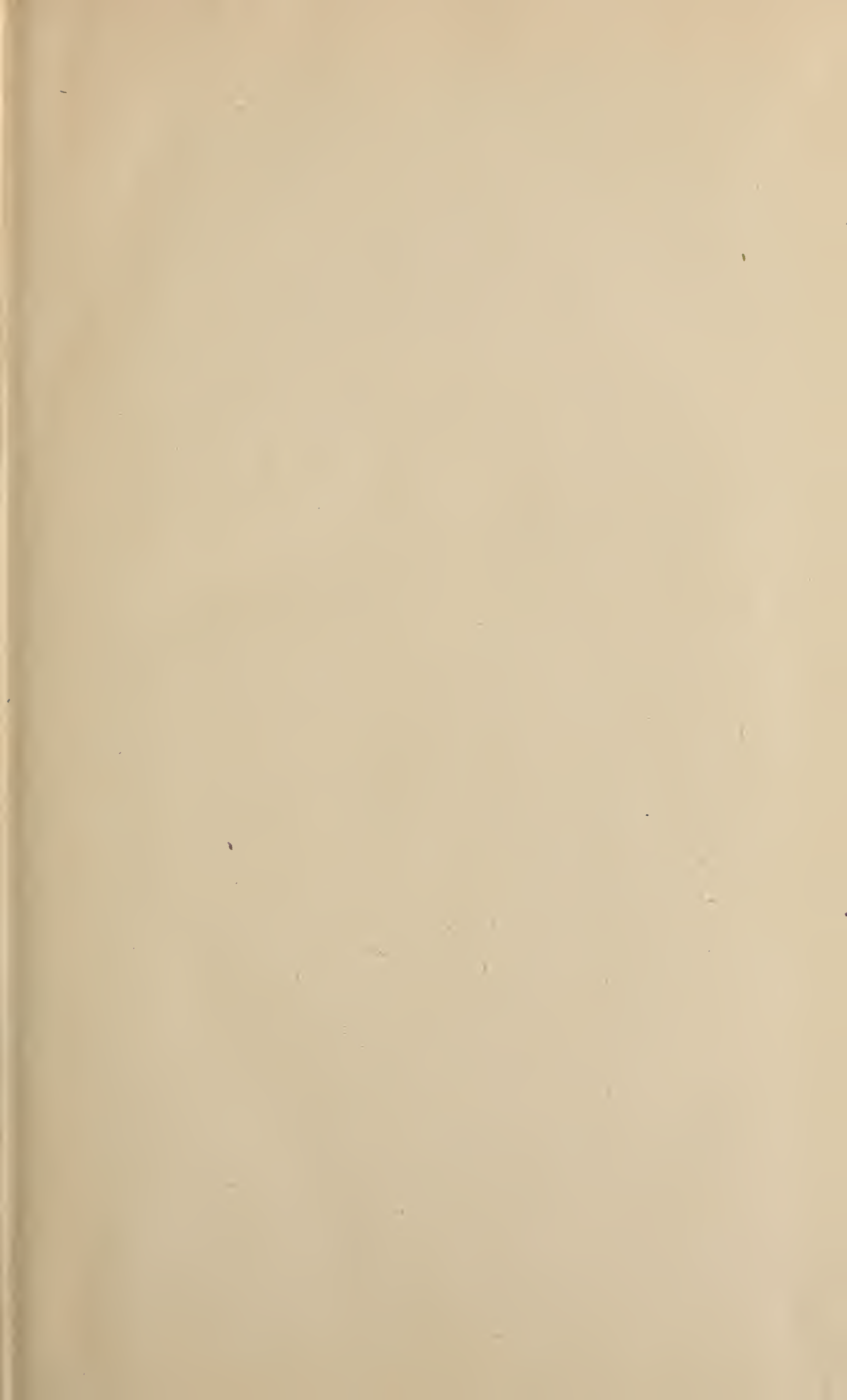
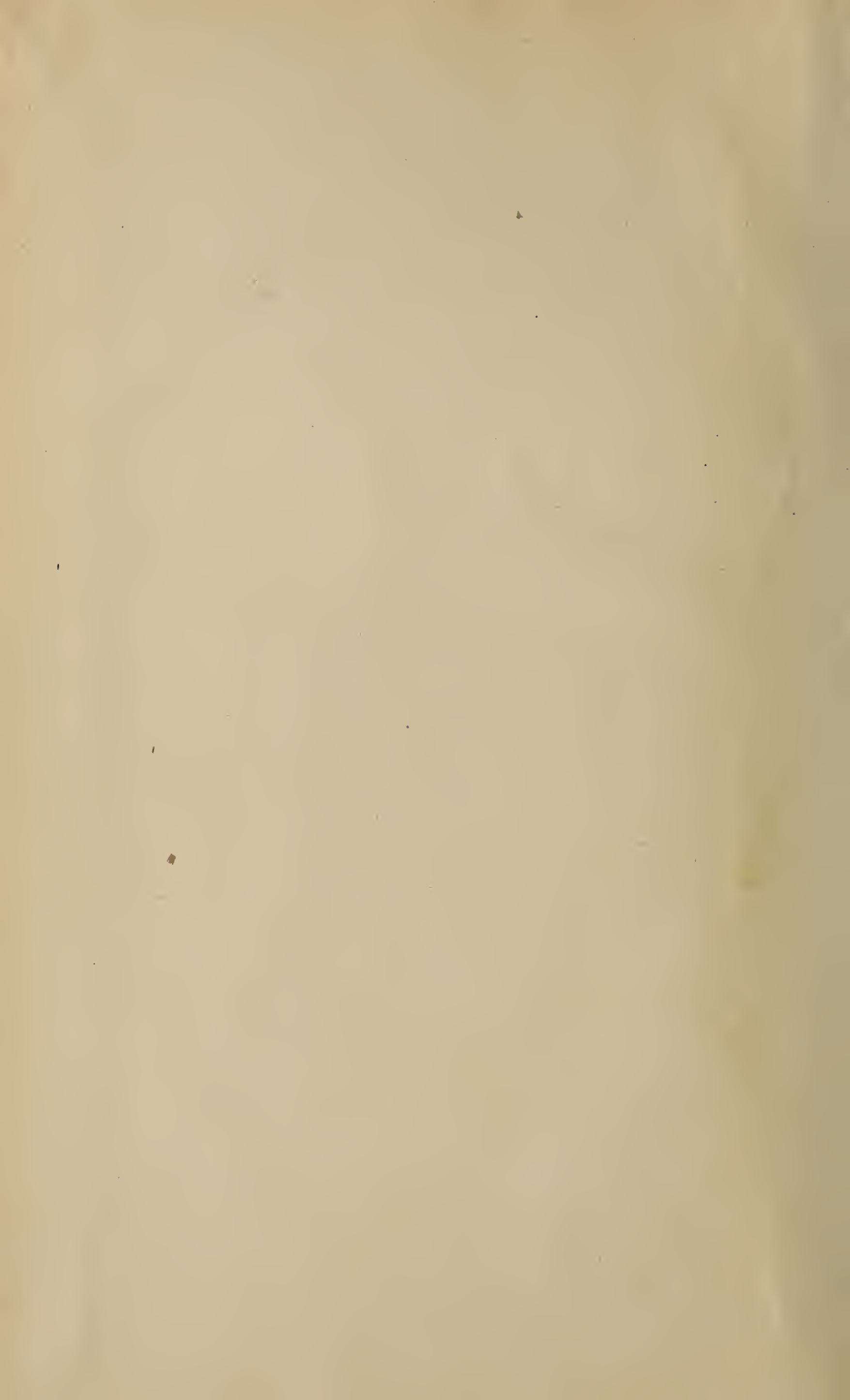



THE LIBRARY OF CONGRESS
1800



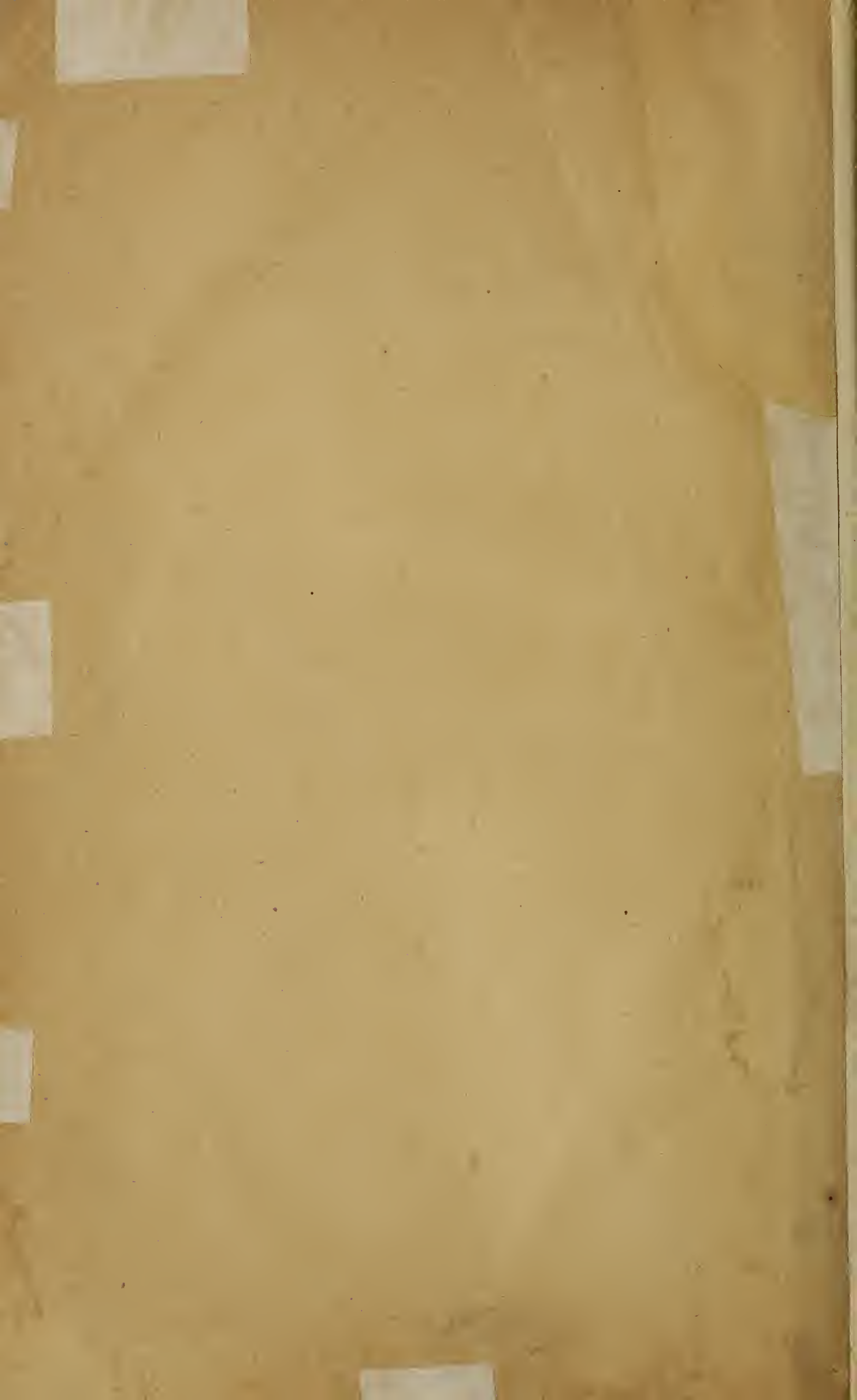








Verlag von Elwin Staude.
1874.



Diesseits und Jenseits

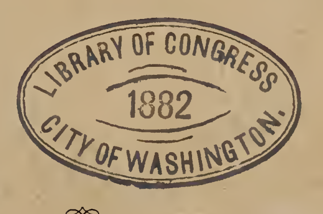
der

Cordilleren.

Südamerikanische Reisebilder, Skizzen und Abenteuer

von

Louis Rosenthal.



Berlin.
Verlag von Elwin Staude.
1874.

Inhalts-Verzeichniß.

Zur Nachricht für den Leser.

Die nachverzeichneten, höchstinteressanten Abbildungen wurden vom Verfasser nach der Natur aufgenommen, und werden dieselben in photographischer Reproduction demnächst erscheinen. Geneigte Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung, sowie die Verlagsbuchhandlung:

1) Landschaft bei Fray Bentos. 2) Die Sierra de Cordova. 3) Die Sierra de Marayas. 4) Landschaft bei San Juan. 5) Partie aus den argent. Cordilleren. 6) Hochgebirgsscenerie bei Uspallata. 7) Casucha in den argent. Cordilleren. 8) Partie aus den chilenischen Cordilleren. 9) Chilenische Küste bei Valparaiso. 10) Landschaft bei Iquique. 11) Huantajaya. 12) Die „Plaza de armas“ in Santiago. 13) Der Aconcagua. 14) Kupfermine bei Illazel. 15) Silbermine bei Valle hermoso. 16) Arica nach dem Erdbeben am 13. August 1868. (2 Bilder a und b.) 17) Der Chimborazo. 18) Quito. 19) Plaza und Kathedrale in Lima. 20) Lima jenseit des Rio Rimac. 21) Kirchenportal in Lima. 22) Casa de consejo (Rathhaus) in Lima. 23) Guanolager auf den Chinchasinseln. 24) Wohnungen der Kulis auf den Chinchasinseln. 25) Insel Taboga bei Panama. 26) Ein Theil von Panama während der Ebbe. 27) Aspinwall.

Format klein Folio. Preis des completen Albums in eleganter Mappe circa 20 Thaler.

I.

Nach Amerika. Lissabon. Die capverdischen Inseln. Bahia. Eine Woche in Rio de Janeiro. Ankunft in Buenos Ayres. Die Stadt. Abreise nach Uruguay.

Amerika ist längst keine terra incognita mehr. Schriftsteller von Ruf, berühmte Reisende, Gelehrte und Künstler haben in Wort und Bild uns mit den entlegensten Strichen des weiten Landes bekannt gemacht. Da indeß je nach Beruf und Neigung die individuelle Anschauung eine verschiedene ist, dürfte wohl jedes Werk, mehr oder weniger, Neues und Interessantes bringen. Allerdings ist schon sehr viel über Amerika geschrieben. Es ist ein breitgetretener Weg, der der Reiseliteratur — du lieber Gott — wie kinderleicht ist es heutzutage mit einer Reisebeschreibung von so und so viel Bogen und Bänden, die Welt zu überraschen; ein transatlantischer Ausflug — denn das ist in unserer Zeit eine Seereise in den schwimmenden Hotels, den Dampfschiffen — ist bald gemacht, ja häufig ist ein solcher nicht einmal nöthig und mit einem guten Conversationslexikon, einer lebhaften Phantasie und gewandter Feder, lassen sich die schönsten Reisebeschreibungen zu Dutzenden fabriciren.

Es ist ein breitgetretener Weg, der der Reiseliteratur, habe ich gesagt, doch gilt dies mehr im Allgemeinen oder auch für Nordamerika, denn für das durch die Schienenwege noch nicht so aufgeschlossene Südamerika hat sich außer Gerstäcker und E. v. Bibra meines Wissens noch kein populär schreibender, deutscher Schriftsteller hervorgethan, u. A.

v. Humboldt's Werke folgen bekanntlich mehr einer wissenschaftlichen Richtung. Viel jungfräuliches Feld harrt noch im Inneren des gewaltigen Landes schreiblustiger Federn, und viel, viel Interessantes ist noch auszubeuten.

Und in der That, während der drei Jahre, die ich in den Ländern diesseits und jenseits der Cordilleren zubrachte, sah und erlebte ich genug des Interessanten und Ungewöhnlichen, um auch meinerseits den Beruf in mir zu fühlen, den Büchermarkt mit meinen Erlebnissen zu bereichern.

Dabei lernte ich die großartige Natur Südamerikas, seine Bewohner, Sitten und Zustände, nicht nur als beobachtender Reisender kennen, sondern spielte mehr eine active Rolle, so daß ich in den heterogensten Stellungen, wie sie das dortige Augenblicksleben gerade mit sich bringt, Gelegenheit genug bekam, mich mit Land und Leuten vertraut zu machen.

Ich schreibe dies gewissermaßen als Vorrede, die ich ganz gegen alle hergebrachte Sitte weggelassen habe. Schwerlich wird es auch wohl bei diesem einen Fehler bleiben, und der geneigte Leser wird noch manchmal den Kopf schütteln über Dies und Jenes, was eigentlich ganz anders hätte sein sollen. Dagegen haben meine Schilderungen das Gute, wahr zu sein, die gefährliche Klippe des Uebertriebenen und Erfundenen habe ich gemieden, und was ihnen an der Kunst, den Vortrag mit den glänzendsten Blüthen der Rhetorik auszuschmücken abgeht, werden sie gewiß durch ihre Wahrhaftigkeit ersetzen.

Amerika ist nicht das Land der gebratenen Tauben. Der Schattenseiten sind viele; sie wissen es alle die Tausende, die alljährlich, den Kopf voll der phantastischsten Träume, über den Ocean ziehen, instinctartig fühlen sie, daß harte Arbeit, Mühe und Entbehrung, zum wenigsten ein an materiellen Sorgen reiches Stück Leben sie erwartet. Die allzeit gefällige Phantasie gleitet aber gern über dergleichen Ahnungen und Gefühle hinweg, um sich mit Vorliebe glänzenderen Bildern zuzuwenden und froher Hoffnungen voll schiffen die Auswanderer sich ein nach dem Eldorado ihrer Wünsche — nach Amerika.

Nun ist es aber ein eigenes Ding mit dem „nach Amerika gehen". Wie prächtig die Vorstellung vor der Reise auch Alles zu malen wüßte,

wie farbeglühend auch Amerika durch das Prisma der Träume gesehen erschien, einmal auf See jedoch drängen sich unwillkürlich ernstere Gedanken an die Stelle der früheren Phantasiebilder und in den meisten Fällen sieht der Auswanderer, noch ehe er das neue Land betritt, recht gut das Unhaltbare und Nebelhafte seiner Träume ein, ohne aber deßhalb die im Hintergrund seiner Gedanken schlummernde Hoffnung auf ein recht großes zufälliges Glück aufzugeben. Wer A gesagt muß auch B sagen, tröstet er sich, und muß er auch oft das ganze Alphabet durchmachen, die Hoffnung läßt er nicht fahren und Jahre, viele schwere Jahre gehören dazu, ehe er auf das geträumte Glück verzichtet.

Nach Amerika — es liegt ein eigener Reiz in den zwei Worten, und wer erst einmal den sich daran knüpfenden Hoffnungen und Wünschen sein Ohr geliehen, wer all den bunten Bildern und Vorstellungen Gestalt gegeben, den läßt es auch nicht wieder und zieht ihn fort mit unheimlich dämonischer Gewalt, nach dem fernen Wunderlande. Viele lockt der Reiz des Schnellreichwerdens, Andere wieder die großartige Natur jenes Welttheils, die mächtigen Ströme, die endlosen Wälder, die Riesenberge, und diese Letzteren, die Menschen nämlich, sind noch die Glücklichsten, denn ihnen wird doch mehr oder weniger was sie erwarten, während gar Viele der Glücksjäger im ersehnten Amerika oft nichts als ein unbekanntes und unbetrauertes Grab finden.

Lange schon war es mein Wunsch gewesen, die großartigen Naturschönheiten Amerikas in der Nähe bewundern zu dürfen, und als im Frühling des Jahres 1866 geschäftliche Angelegenheiten meinen Bruder Alfred nach Buenos Ayres führten, besann ich mich nicht lange, benutzte die Gelegenheit und schnürte mein Bündel für Südamerika.

Es war das eine eigene Zeit. Ueberall blühte und duftete es, die Quellen klangen und rauschten lustig von den Bergen herab, aber auf den Gemüthern der Menschen lastete es mit sommerdrückender, gewitterheißer Schwüle, standen doch deutsche Brüdervölker, mit den Waffen in der Hand, einander feindlich gegenüber, jeden Augenblick bereit den bereits unlösbar gewordenen, von diplomatischen Händen geschürzten Knoten, mit dem Schwerte zu durchhauen.

Und sie durchhieben ihn. Aber nicht nur in Deutschland allein

zeigten sich die segensreichen Folgen dieser zwar kurzen, aber desto stürmischeren Periode, nein, auch im Auslande veränderte sich wie mit einem Schlage die Stellung der Deutschen, und mit lebhaftem Vergnügen erinnere ich mich noch des aufrichtigen und freudigen Jubels, als die erste schwarz-weiß-rothe Flagge, vom Heck des preußischen Kriegsschiffes „Vineta“ flatternd, in den Häfen des südlichen Chiles erschien und von allen dortigen Deutschen mit Enthusiasmus begrüßt wurde. Alle chilenischen Blätter waren damals voll von dem „Estade norte aleman“ und „el conde de Bismark“, der Held des Tages.

Doch ich kehre zu unserer damaligen Abreise zurück. Hinter uns lagen die schiefen Giebelhäuser Rotterdams, hinter uns das brausende Straßengewühl Londons und herzlich froh war ich, als wir uns endlich an Bord des englischen Mailsteamers „Oneida“ befanden, der uns bis Rio de Janeiro bringen sollte, und jetzt seine letzten Passagiere erwartend, in der Bai vor Southhampton schaukelte. Bald waren die Anker heraufgeholt, und unter dem monotonen Gejohle der Matrosen glitten wir langsam an dem Italien Englands, der Insel Whigt und den berühmten „Nadelfelsen“ vorbei. Gleich weißgrauen Särgen ragen diese drei nackten, schroffen Steingebilde aus den sie umschäumenden Wogen auf. Da, wo die unermüdlich ihren Angriff wiederholenden Wellen ihre weißen Gischtmassen gegen den Stein wälzen, hebt der kühne Bau eines Leuchtthurmes sich trotzig aus der Fluth, und weit über das Meer funkeln bei Nacht die rothen Gluthaugen, den Seemann vor jener verhängnißvollen Stelle zu warnen.

Wir hatten im Ganzen eine ruhige Fahrt, dennoch richtete die Seekrankheit gewaltige Verheerungen an. Obgleich wir gegen hundert und funfzig Passagiere an Bord hatten, war doch das Deck in den ersten Tagen wenig belebt, und die hin- und herlaufenden Stewards mit ihren Näpfen bewiesen nur zu deutlich, was im Innersten der in ihren Kojen ächzenden Unglücklichen vorging. Komisch genug war es, diejenigen zu beobachten, denen die tückische Krankheit nicht gleich zusetzte; eben noch schadenfroh lächelnd über das Würgen eines ihrer Nebenmenschen wurden sie auf einmal sehr ernst, schlichen die Treppe hinab oder stürzten auch in jähem Satz an das Schiffsgeländer und —

Es rast der See und will sein Opfer haben.

Auch mir erging es so. Lange dauerte es, ehe ich das fatale Gefühl bekam, schon glaubte ich es überhaupt nicht mehr zu bekommen, da, in der Nähe von Cap Finisterre fiel auch ich, der Letzten einer, dem unerbittlichen Meergott zum Opfer.

Noch ehe wir Lissabon erreichten, war ich schon wieder wohl und konnte nun meinerseits über die weniger Glücklichen lachen, denn es ist eine allbekannte Sache, daß man mit Seekranken unnatürlicherweise kein Mitleid fühlt.

Am vierten Tage früh — ich lag noch in meiner Koje — war ich freudig überrascht, durch das mir gegenüber befindliche runde Kabinenfenster einen hohen, vielgipfeligen Gebirgszug zu erblicken. In die Kleider fahren und auf Deck eilen, war das Werk einer Minute, und ein in der That wundervoller Anblick erwartete mich dort oben. Jene kühne, feingezackte, in duftig violettblauen Tönen schimmernde Bergkette war das Cintragebirge bei Lissabon, das breite grüne Wasser, auf dem wir fuhren, der Tajo, rechts von steilen weinumrankten Felswänden, links von üppigen Fluren und weißen, verandageschmückten Landhäusern begrenzt. Weiter drüben, zwischen großblätterigem dichtem Gebüsch, hochragende Palmenkronen, der erste Gruß des Südens. Vorbei an einem wunderschönen maurischen Inselthurm dampfen wir, und eben, als wir um eine Biegung des Flusses fahren, erscheint auf einmal malerisch an und auf Berghöhen gruppirt — Lissabon. Scharf heben die weißen amphitheatralisch über einander liegenden Häusermassen sich aus dem dunklen, fast schwarzem Grün der Gärten hervor; welch eine Menge prächtiger Kirchen, Paläste und eleganter Gebäude, und auf der anderen Seite die weite stille Bai, von tiefblauen Bergen eingefaßt, ein reizendes, echt südeuropäisches Bild.

Bald rasselten die Anker in die Tiefe und kurze Zeit darauf gingen wir an's Land, die wenigen Stunden, die der Dampfer hier blieb, so gut als möglich zu benützen.

Ueber einen großen, mit einer Reiter- oder Pferdestatue geschmückten Platz hinweg, gelangten wir in die am Fuße des Berges sich hinziehende Hauptstraße, kletterten die steilen, sonnendurchglühten Gassen hinauf und

erreichten dann den, einen fast tropischen Character zeigenden Jardim publico, dessen zahlreiche allerliebste Springbrunnen, Bassins und schatigen Partien, einen angenehmen Zufluchtsort gegen die von blendenden Sonnenschein erfüllten Straßen boten.

Mehrere Male hatten wir Gelegenheit, während unseres Spazierganges die prachtvollsten Aussichten über die Stadt und die schiffbedeckte, dunkelblaue Bai zu bewundern, und war es namentlich der tiefwarme südliche Hauch der rings ausgebreiteteu Scenerie, der auf mich einen ganz eigenen Zauber ausübte.

Nur zu bald rief uns ein Kanonenschuß der Oneida an Bord zurück, und schon kurze Zeit darauf lag wieder Alles: Paläste, Gärten, Kirchen und Schiffe weit hinter uns, die Uferhöhen, die lichten Häusermassen versanken, und nur das Eintragebirge dämmerte noch lange über die dunkle, scharf abgegrenzte Horizontlinie des Meeres herüber, bis es sich auch endlich in immer mehr verschwimmenden Conturen im Aether verlor.

Je weiter wir aber jetzt in die offene See hinauskamen, desto unangenehmer fing die Oneida an zu schaukeln und zu stampfen; höher und höher schwollen die grünen, sich in weiße Schaummassen überstürzenden Wasserhügel, und wirklich leid thaten mir diesmal einige eben erst an Bord gekommene arme Teufel von Portugiesen, die an Deck lagen und Neptun auf's Gründlichste ihren Tribut entrichteten. Glücklicherweise beruhigte sich gegen Abend das Meer wieder und wir hatten jetzt die ganzen folgenden Tage reizendes Wetter. Wir passirten Teneriffa und seinen hoch über die ihn umlagernden Wolkenmassen hinwegragenden Vulkanriesen, den „Pik". Lange, lange, als schon längst das niedere Land und die Nachbarinseln verschwunden waren, hing mein Blick noch an dem gewaltigen Kegel, der jetzt von der untergehenden Sonne glutherübergossen dalag, und selbst, als schon nächtliche Schatten über das dunkle Meer lagerten, leuchtete die rosenrothe Pyramide noch hell herüber, bis sie endlich, von der höher und höher kriechenden Dämmerung ereilt, in jenes fahle Bleigrau überging, das gewöhnlich kurz, fast plötzlich dem prächtigsten Alpenglühen zu folgen pflegt.

Wärmer und wärmer wurde es nun mit jedem Tage; wir waren

im Juli und nicht mehr sehr weit vom Aequator. Es war heiß, sogar sehr heiß, aber all die übertriebenen Geschichten von furchtbarer Hitze, wo der Theer an den Masten herunterläuft, und die Fische womöglich gebraten in der See herumschwimmen, erwiesen sich, wie so vieles Andere in der Nähe betrachtet, eben als bloße „Geschichten", und ich bin überzeugt, daß wir manche deutsche Sommertage haben, die an Hitze denen des Aequators nicht nachstehen dürften.

Herrliche Abende hatten wir zuweilen, wenn die Sonne hinter der, wie mit einem Lineale abgeschnittenen Dunstschicht versank, und im Osten der riesige, volle Mond auftauchte, wunderbare Tinten und Reflexe über das tiefblaue, leise wogende Meer legend. Dann lag ich oft bis nach Mitternacht, in meine Reisedecke gehüllt, vorn am Bugspriet und horchte dem Plätschern und Rauschen der Wasser, oder bewunderte die aufquirlende, brillantensprühende Pracht des Meerleuchtens, ein für mich ebenso anziehendes wie fremdartiges Schauspiel, dem ich stundenlang, ohne müde zu werdeu, zuschauen konnte.

Nach einigen Tagen erreichten wir die capverdischen Inseln, deren hohe, wild zerrissene Massen mir ewig unvergeßlich bleiben werden. Schroff aus der sie umschäumenden See aufsteigend, scheinen sie tief indigoblaue Säulen bestimmt den Himmel zu tragen; — beim Näherkommen machen sie jedoch einen weniger poetischen Eindruck, denn die ödeste, traurigste Wüste liegt auf ihnen, kein Hälmchen Gras zeigt sich dem suchenden Auge; nichts als Fels, Sand und das weite unendliche Meer. Grau, Gelb und Blau sind die einzigen Farben der in ihrer wüsten Nacktheit großartigen Scenerie.

Bei dem kleinen Negerstädtchen San Vincente gingen wir, um Kohlen einzunehmen, vor Anker. Unsere Mitpassagiere amüsirten sich damit, kleine Silbermünzen in's Meer zu werfen, die von den vielen um das Schiff herumschwimmenden Negerjungen oft aus bedeutender Tiefe wieder heraufgeholt wurden. Daß einige Spaßvögel runde Zinnstückchen von den Aleflaschen abschnitten und als Sixpense in die Fluth warfen, erregte nicht geringe Heiterkeit, namentlich wenn auch noch submarine Kämpfe über die Erlangung derselben stattfanden, wobei schließlich der Sieger von dem Besiegten ausgelacht wurde, wenn sich der so

heldenmüthig errungene Sixpense als ein miserables, werthloses Stück Stanniol erwies.

Am Lande selbst sah es äußerst trübselig aus. Ein paar Reihen erbärmlicher Lehmhütten, in den Straßen — wenn man sie so nennen will — knieetiefer glühender Sand und überall der schauerlichste Schmutz, wohin man auch sehen mochte.

Was mich aber mit den Schattenseiten San Vincentes einigermaßen wieder aussöhnte, war der kühle, mattenbelegte Billardsalon eines Portugiesen, wo wir vortreffliche Früchte, Eiswasser und Limonade fanden; alles Dinge, die auf einer so sonngedörrten, öden Insel wie San Vincente und bei einer Hitze von dreißig und einigen Graden, nur als höchst angenehme bezeichnet werden können. Hinter den luftigen Fenstern, die weder Glas noch Rahmen, sondern in Ermangelung dessen nur mit einigen Stücken bunten Kattuns zum Abhalten der Sonnenstrahlen versehen waren, schaukelten wir uns auf bequemen „rocking chairs“ und bliesen den blauen Rauch unserer Cigarillos an die Decke hinauf, bis ein noch lang in den Bergen rollender Kanonenschuß der Oneida uns zurück an Bord rief.

Acht Tage später sahen wir noch weit vor uns die ersten niedrigen Küstenstriche Amerikas dämmern. Von diesem Augenblick an ging ich nicht mehr von Deck, mein Blick hing wie festgebannt an der deutlich und deutlicher aus der Fluth auftauchenden Küste; schon konnte ich lange, dunkle, mit weißen Häuserfragmenten untermischte Palmenwälder unterscheiden, eine Stunde später passirten wir das reizend gelegene Olinda, und sahen uns kurz darauf der Häuserlinie Pernambucos gegenüber. Obgleich wir mehr als vier Stunden hier vor Anker lagen, war es mir doch, der hochgehenden See wegen unmöglich, an Land zu fahren, und suchte ich mich deßhalb durch Kaufen der prächtigsten Ananas, Cocosnüsse und Bananen, welche eine Menge Fruchtboote an Bord brachten, schadlos zu halten.

Nachmittags ging es wieder weiter, immer noch die mit üppiger Vegetation bedeckte Küste in Sicht. Wenn ich aber geglaubt hatte, dieselbe würde uns von nun an beständig begleiten, so sollte ich mich gewaltig irren, denn als ich nächsten Morgen an Deck ging, war von

Land keine Spur mehr zu sehen. Ebenso zeigte das Wasser nicht mehr jene lichtgrüne, die Nähe von Land andeutende Farbe, sondern eher ein dunkles, fast schwarzes Blau, wie es den tiefsten und entlegensten Gewässern gewöhnlich eigen ist.

Drei Tage später kamen wir nach Bahia.

Ich lag noch träumend in meiner Koje, als schon die Ankerketten klirrend in die Tiefe rollten. Rasch war ich oben und im rosigen Morgenglühen lag da ein Panorama vor mir so bunt, so fremdartig, wie meine kühnsten Phantasien mir es nicht hätten malen können.

Dicht vor uns hob sich die Stadt terrassenartig an einen saftig grünen, mäßig hohen Hügelzug empor, ein wirres Durcheinander luftiger, hoher, balkongeschmückter Häuser, phantastischer Kirchen, Kuppeln, steiler, treppenartiger Straßen, Bogengänge und leicht sich wiegender schlanken Palmen, die im Verein mit den glatten Dächern der weiß-steinernen Gebäude, dem Ganzen ein so entschieden morgenländisches Aussehen gaben, daß man sich mit einiger Phantasie recht gut in den Orient versetzt glauben konnte.

Hier betrat ich nun mit einem seltsam gemischten Gefühl von Freude und Bangigkeit zum ersten Male amerikanischen Boden. Doch das bunte geräuschvolle Leben, das uns umgab, entriß mich bald allen weiteren Betrachtungen. Herr meines Lebens, waren wir denn in Afrika? Waren wir vielleicht anstatt in Amerika nach der Residenz eines afrikanischen Negerfürsten verschlagen? Neger, Neger und wieder Neger in den buntesten Trachten umgaben uns, grinsend, schwatzend, lachend und namentlich uns Fremden besonderer Aufmerksamkeit würdigend. Wir waren auf dem Fruchtmarkte Bahias. Eine riesige Menge aller nur möglichen Früchte war hier aufgestapelt, und die Verkäufer und Verkäuferinnen, alles Schwarze natürlich, suchten einander in der mißtönendsten Weise zu überschreien, dazu kreischten ebenfalls zum Verkauf ausgestellte Affen und Papageien, brüllten Esel und Wasserträger, und brachten so einen ganz artigen Hexensabbath zu Stande, der zugleich mit dem betäubenden Arom der Fruchtmassen schon im Stande war, selbst einem weniger empfindlichen Menschenkinde, die ärgsten Kopfschmerzen

zu machen. Froh war ich deßhalb, als wir den oberen, stilleren und aristokratischeren Theil der Stadt erreichten.

Auch hier besuchten wir den Jardim publico. War ich aber schon in Lissabon überrascht, so stand ich hier förmlich geblendet, denn eine solche Fülle tropischer Vegetation, eine solche Mannigfaltigkeit in Form und Farbe, hätte ich mir nie träumen lassen. Aus dem dunklen Grün großblätteriger Büsche leuchteten prächtige, farbeglühende Blüthen; — Schlinggewächse rankten sich in der wunderlichsten Weise um Stämme und Zweige schlank aufschießender Palmen, in deren Schatten Gruppen Schwarzer, behaglich ausgestreckt, ihre Siesta hielten.

Wie sonderbar die Stadt von hier oben aussah. Ein wirres Labyrinth durch- und übereinander gebauter Häusermassen, schluchtenartig eingerissener, enger, tiefer Gassen, unregelmäßiger kleiner Plätze, und einer Menge mit weißer, flatternder Wäsche behangener Balkone, zwischen denen hier und da dunkle Palmenkronen aufragten — weiter vorn die blitzende Bai mit den leise schwankenden Schiffen, den hin- und herfahrenden Booten und der im Hintergrunde sich hinziehenden bewaldeten, mit hell schimmernden Landhäusern und Plantagen wie übersäeten Contraküste, und über das Alles ein tiefblauer, durchsichtiger Tropenhimmel, an dem vereinzelte leichte Wölkchen ihre ruhige leise Bahn zogen.

Nachdem wir uns noch reichlich mit Früchten versehen, fuhren wir wieder an Bord und dampften bald darauf ins offene Meer hinaus, den paradiesischen Gestaden Rio's zu, von dessen herrlicher Umgebung ich schon so viel gehört hatte, und die ich nun mit eigenen Augen schauen sollte.

In mondheller Mitternacht begegnete uns der französische Mailsteamer und wir wechselten mittelst bunter bengalischer Flammen verschiedene Signale mit einander.

Nach weiteren drei Tagen erschienen wieder einzelne Uferberge und bald darauf die ganze zusammenhängende, scharf ausgezackte, wie im Nebel schwimmende Küste, dann passirten wir das weit vorspringende „Cap Frio" und sahen uns gegen Abend den gewaltigen blauen Felsmassen, welche die Einfahrt Rio's begrenzen, gegenüber. Wundervoll war hier das Meer, ruhig und tiefblau dehnte es sich unendlich weit

dahin, nur leise, leise, als wagten sie kaum zu athmen unter dem glühenden Kuß dieser heißen Sonne, hoben und senkten sich die stillen glatten Fluthen. Näher und näher kamen wir jetzt den amethystfarbenen Bergen, welche die Abendsonne mit warmem, wunderbarem Scheine übergoß und nun — ein freudiges Ah tönt von Aller Lippen — erschließt sich mit einem Male die wild zerklüftete Einfahrt, über welche schon abendliche Schatten lagern. Vorbei an schroffen, düsteren Felswänden geht die Fahrt, wie eine riesenhafte, dunkle Silhouette streckt drohend der „Zuckerhut", der Wächter des Hafens, sein gewaltiges Haupt empor, und jetzt — ein prachtvolles Bild! — öffnet sich die weite inselbedeckte Bai, lange Lichterreihen sich im Wasser spiegelnd und die schwarzen Massen der zahllosen Schiffe verrathen die Nähe einer bedeutenden Stadt; langsam gleiten wir durch die Reihen der unbeweglich, wie träumend daliegenden Fahrzeuge hindurch, Glocken läuten, Kanonenschüsse donnern und über das Lichtmeer der Stadt ragen, scharf sich vom helleren Nachthimmel abhebend, die seltsam gezackten Berge Rio's herüber.

An einem langen düsteren Gebäude legte unser Dampfer an, und da es doch schon zu spät war an Land zu gehen, suchte ich bald meine Koje auf, um mit dem folgenden Morgen früh fertig zu sein, denn wir verließen hier die Oneida, um eine Woche später mit einem Dampfer derselben Gesellschaft unsere Reise nach Buenos Ayres fortzusetzen. Wir waren gerade sieben und zwanzig Tage gefahren, eine im Verhältniß zu einem oft Monate brauchenden Segelschiff kurze Reise, aber ich war doch herzlich froh nun einmal wieder eine volle Woche am Land zubringen zu können, und vollends in Rio, dessen Name allein schon einen eigenen Zauber auf mich ausübte.

Aber kein freundliches Bild war es, das sich mir, als ich anderen Morgen an Deck ging, zuerst bot. Das Gebäude, an dem wir lagen, war ein Kohlendepot, und hier sah ich zum ersten Male jene traurigen Scenen der Sclaverei, die hier noch in voller Blüthe steht. Die armen Teufel von Schwarzen mußten gewaltige Körbe voll Steinkohlen an Bord schleppen und ich wunderte mich nur, wie sie dabei noch so munter,

ja fast ausgelassen lustig schwatzten und lachten und sich den Henker viel aus der ganzen Sclaverei zu machen schienen.

Die Regierung hat allerdings die fernere Einfuhr von Sclaven verboten, aber wie manches Schiff legt doch trotzdem alljährlich an entlegenen Stellen der Küste an, um seine Waare — Wolle und Elfenbein, wie die Sclavenhändler sagen — vortheilhaft zu verwerthen. Die Gefahr ist zwar groß, aber was thuts? Für den Gewinn wagen die Leute gern ihren Hals, und was den Absatz ihrer Waare betrifft, brauchen sie sich auch keine Sorge zu machen, seit eine Menge Pflanzer aus den Südstaaten der Union, durch die Aufhebung der Sclaverei veranlaßt, in Brasilien eine zweite Heimath suchte und fand, geht das Geschäft vortrefflich.

Bald waren wir am Lande und nachdem wir uns in den eleganten kühlen Räumen des Hotels do Brazil eingerichtet, unseren äußeren Menschen auch wieder ein wenig in Ordnung gebracht, sowie einem splendiden Frühstück wacker zugesprochen, machten wir uns auf, die Stadt ein wenig kennen zu lernen.

Ein geräuschvolles, buntes und fremdartiges Treiben ist es, das durch die Straßen Rio's wogt und dem staunenden Europäer eine Fülle der wechselndsten, überraschendsten Bilder und Eindrücke vor die Augen führt. Da haben wir gleich jenen Trupp Neger, wie sie, ähnlich den Matrosen an der Ankerwinde unter Absingung einer wilden monotonen Melodie, ein großes Piano auf ihren athletischen Schultern im kurzen Trabe dahin schleppen. Wie tacktvoll und gemeinsam sind alle ihre Bewegungen, noch geregelter durch ein sich in regelmäßigen Pausen wiederholendes Geräusch, das sich der Weise ihres Gesanges anschließt, und durch das Schütteln eines mit Reis angefüllten Blechgefäßes hervorgebracht wird. Ein Bildhauer könnte hier vortreffliche Studien machen. Jede Muskel dieser kräftigen Burschen tritt gespannt und scharf hervor, und es ist komisch anzusehen, wie die ganze Negerlebhaftigkeit sich in den Gesichtern der Schwarzen äußert. Singen und springen, Grimassen schneiden und die Zähne fletschen, müssen sie bei der Arbeit, wenn diese ordentlich gethan werden soll.

Jetzt schnell über diesen großen, schattenlosen Platz, dessen eine Seite

eine doppelthürmige, steinerne Kirche einnimmt. Wie das glüht und strahlt, geschwind biegen wir in eine der engen, schattigen, schnurgeraden Straßen, welche Rio nach den Bergen zu paralell in unabsehbarer Länge durchschneiden. Wir sind in der Rua do savo, einer der belebtesten Straße Rio's. Ein wirres Getreibe weißer, brauner und schwarzer Menschen fluthet an uns vorüber, Reiter auf Maulthieren und Pferden, Arm in Arm dahinziehende, jubelnde Matrosen, Fruchthändler, Lastträger, Soldatentrupps, Spaziergänger aller Art mit mächtigen Strohhüten und Schirmen, — alles das wogt und lärmt unter sinnverwirrendem Spektakel durch die lange, endlose Straße, so daß wir froh sind, uns in ein nah gelegenes Café retten zu können. Und in der That, hier läßt es sich angenehm sein in den hohen, kühlen, phantastisch bemalten Räumen; eine Tasse starken, duftenden Kaffees und die nicht weniger gute, dicke Bahia-Cigarre versetzen uns bald in die vortrefflichste Laune, dazu plätschert der silberne Wasserstrahl einer kleinen, im Hintergrunde des Saales befindlichen Fontaine so wunderseltsam, die an den Wänden gemalten tropischen Scenerien beschäftigen auf eine so angenehme Art Auge und Phantasie und . . . .

„Was ist des Deutschen Vaterland"

schmetterte es auf einmal klar und vernehmlich durch die weit offenen Fenster herein — wahrhaftig! da draußen stand eine deutsche Musikbande, lauter blondköpfige, blauäugige Gestalten, wie wir sie daheim auf Jahrmärkten und Messen herumziehen zu sehen gewohnt sind. Und vortrefflich spielten die Leute, vom würdigen, mit einer Kneifbrille bewaffneten, baßstreichenden Alten an bis zum kleinsten, triangelschlagenden, pausbäckigen Jungen neben dem gewaltig arbeitenden Paukenschläger, welcher Letzter ein Neger, mit seinem verschmitzt grinsenden Gesicht sich unter den Deutschen sonderbar genug ausnahm.

Die Lage Rio's ist paradiesisch. Von einem malerischen, dicht bewaldeten Gebirgsgürtel umgeben, dehnt sich die Stadt am Fuße desselben weit dahin. Einige steile Kuppen erheben sich mit ihrem dichten Grün sogar mitten in der Stadt, so z. B. an dem mit einer kolossalen Reiterstatue Dom Pedros geschmückten „Largo do Franzisko", der in den

kühleren Abendstunden einen der belebtesten Spaziergänge der Hauptstadt abgiebt.

Was dem Aeußeren der Gebäude Rio's ein besonderes elegantes Aussehen giebt, sind die vielen, glänzend polirten Marmorplatten und blauweißen Porzellanziegeln, mit welchen die meisten derselben ausgelegt sind. Namentlich die Kuppeln der Kirchen zeigen diese letzte Art Verzierung häufig.

Daß in einer Stadt wie Rio, wo so viele Franzosen leben, auch großartige Hotels, Café's und Modemagazine, in denen die „grande nation" wirklich groß ist, existiren, versteht sich wohl von selbst; ich erinnere mich verschiedener Café's mit mehr als dreißig Billards in den mit größter Eleganz ausgestatteten Sälen. Es wird leidenschaftlich Billard gespielt, und wehe dem Erholung suchenden Fremden, der es sich einfallen läßt, Abends jene Räume zu besuchen, der Spektakel sämmtlich besetzter Billards wird ihn schnell genug wieder die Straße aufsuchen lassen.

Während unseres Aufenthaltes machten wir verschiedene kleine Ausflüge in die wirklich reizenden Umgebungen Rio's, besuchten den botanisch-zoologischen Garten, das Theater „Alcazar" und so schwand unter den mannigfachsten Abwechselungen unsere Woche rasch genug dahin. Am Abend vor der Abfahrt des nach Buenos Ayres bestimmten Dampfers „Arno" fuhren wir an Bord und als wir über die von der untergehenden Sonne wunderbar beleuchteten ruhigen Fluthen glitten und das Orgelgebirge mit seinen seltsamen Hörnern und Graten wie abschiedgrüßend herüberschaute, that es mir fast leid, einen der schönsten Orte der Erde so bald schon wieder verlassen zu müssen.

Am anderen Morgen spielte uns die Musikbande der Oneida noch die getragene Melodie eines schottischen Volksliedes herüber und wenige Minuten darauf begannen die Schaufeln des Arno gewaltig zu arbeiten — ade Rio — einen letzten Blick noch werfen wir auf das bunte rege Getreibe des Hafens, auf die lichten Häusermassen der Stadt und den wirren Mastenwald der weiter und weiter zurückbleibenden Schiffe, dann passiren wir den wie immer finster und trotzig dreinschauenden „Zuckerhut" und dampfen kurz darauf durch das gähnende

Felsthor den uns mächtig entgegenschwellenden Wogen des offenen Meeres entgegen.

Dieser letzte Theil unserer Reise war nicht mehr so interessant wie der erstere auf der Oneida; es fehlten jetzt die gewohnten Gesichter, denn nur wenige unserer alten Mitpassagiere waren uns treu geblieben, ihre Reise nach Montevideo oder Buenos Ayres fortzusetzen, ebenso wurde das Wetter nach einigen Tagen rauh, fast kalt, und die hochgehende See trug auch gerade nicht dazu bei, das Angenehme der Situation zu erhöhen — kurz, ich fing an das Ende unserer Seereise recht lebhaft herbeizuwünschen.

Je weiter wir aber nach Süden kamen, desto ärger wütheten Wind und Wetter und steigerten sich in der Nähe von Rio grande sogar zum Sturm. Hei! wie da der Wind durch das Takelwerk heulte und wie erbärmlich seekrank ich wieder wurde. Alle Wetter! war das ein nichtswürdiges Gefühl im Magen als ich mich in der Nähe des dunstigen Schornsteins auf einen Haufen aufgerollter Taue legte und kaum des herrlichen Anblicks achtete, als eine stattliche Brigg, schwer mit den Wogen kämpfend, in Pistolenschußweite an uns vorüberschwankte. Glücklicherweise ließ am folgenden Tage das Unwetter und mit ihm das vermaledeite Gefühl nach. Ich habe es auch nie wieder so heftig bekommen.

Auch erschien jetzt die Küste von Uruguay, runde, kuppige Massen mit Geröll wie überschüttet, und am Abend warfen wir vor Montevideo Anker.

Am anderen Morgen besuchten wir die Stadt, die an einem mäßig hohen, weit in die See vorspringenden Hügelzug sich anlehnend, mit ihren weißen, gedrängten Häusermassen und der Alles überragenden Kathedrale, einen hübschen Anblick gewährt. Eine Stunde vielleicht kletterten wir durch die steilen, fast überall die Aussicht auf das Meer zeigenden Straßen, dann kehrten wir zum Mittagsessen wieder an Bord zurück und dampften bald darauf weiter der Mündung des La Plata entgegen.

Als ich früh mit dem ersten Sonnenstrahl an Deck ging, begrüßte ich freudig die gelben trüben Fluthen des meergleichen Riesenstromes, dessen eines Ufer in weiter Ferne, kaum erkennbar, sich wie ein graublauer

Streif am Horizont hinzog und vor uns — ja, da lag es, das Ziel unserer langen, langen Fahrt — Buenos Ayres — das niedere Ufer selbst war noch nicht zu erblicken, und über der scharf abgeschnittenen Horizontlinie des Flusses ragten nur die höheren Gebäude, die Kirchen und ihre Kuppeln, vom jungen Sonnenlicht röthlich angestrahlt, herüber. Höher und höher hob sich die lange Häuserlinie aus der Fluth und jetzt, noch über eine Meile davon, rollten unsere schweren Ankerketten in das Bett des trüben, gewaltigen Stromes. Eine halbe Stunde später verließen wir in dem Seegelboot eines Italieners den Arno und mit einer frischen Brise erreichten wir bald die lange, weit in den Strom hineinreichende „muelle“. Unser Gepäck nahm einer der bis hierher, wo das Wasser den Pferden bis an den Hals ging, herauskommenden Karren an sich — wir selbst schritten die muelle entlang, passirten das Zollhaus und betraten gleich darauf den Boden der argentinischen Metropole.

Im Hotel de la Paz, in der Calle Cangallo, bezogen wir eine gemeinschaftliche Wohnung, in der wir uns so gut wie möglich einrichteten. Ich war wirklich froh dem engen Schiffsleben endlich entronnen zu sein, und ein behagliches Gefühl überkam mich, wenn ich daran dachte, daß ich nun nicht mehr in die sargartigen, engen Schiffskojen zu klettern brauchte, in denen man, selbst wenn man endlich glücklich darin war, noch genug zu thun hatte, nicht höchst unfreiwilliger Weise wieder heraus zu purzeln, was mir in den letzten Tagen bei der bewegten See wirklich verschiedene Male passirte. Nun das war Gott sei Dank vorbei und ich befand mich augenblicklich im Hotel de la Paz so wohl, wie sich ein von langer Seereise Erlöster nur befinden kann.

Wie es wohl häufig zugeht, daß wir von einem Orte, mit dem wir uns viel in der Phantasie beschäftigt, ein Bild geschaffen haben, dessen späteres wirkliches Aussehen nichts weniger als diesem Bilde entspricht, so erging es auch mir mit Buenos Ayres, nur mit dem Unterschiede, daß während die Wirklichkeit gewöhnlich weit hinter der Illusion zurückbleibt, hier dasselbe gerade umgekehrt der Fall war und Buenos Ayres mir des Neuen und Interessanten mehr bot, als ich mir je hätte träumen lassen.

Schon der architektonische Character der Stadt fesselte mich durch seine fast morgenländische Schönheit. Viereckige, niedrige, meist blendend weiße Gebäude umschließen einen bunt mit Marmorplatten belegten Hof oder „patio“, dessen Inneres nicht selten prächtig mit breiten, schattigen, ringsum laufenden Verandas, kühlen Springbrunnen, farbeglühenden Blumen und phantastisch gemalten Landschaften an den Wänden, ausgeschmückt ist. Die großen, fast zum Boden hinabreichenden Fenster sind meist vergittert, um sie auch in den Nächten der heißen Jahreszeit und ohne einen Einbruch befürchten zu müssen, offen lassen zu können.

Die sich rechtwinklig, in sogenannte cuadras, durchschneidenden Straßen ziehen sich weit bis zu den ärmlichen, entlegenen Vorstädten hinaus und verlieren sich zuletzt in die, von den plumpen „caretas“ und den Hufen der Pferde aufgewühlten, zur Regenzeit wahrhaft grundlosen Wege, die von stachlichten Cactéen, hie und da auch von Ochsenschädeln eingefaßt, in das Innere der unabsehbaren, weiten Pampas führen. So weit die Häuserreihen reichen, sind dieselben mit holprigen Gneis- und Granitblöcken gepflastert, während die Trottoirs mit glatten Marmorplatten, die von den italienischen Schiffen als Ballast hierher gebracht werden, belegt sind. Ueber die niedrigen, meist einstöckigen Häusermassen ragen öfters höhere, im modernen Styl aufgeführte Gebäude empor und über Alles hinweg funkelt und blitzt im hellen Sonnenschein das vergoldete Kreuz der mit blauweißen „azulejos“ gedeckten Kuppel der großen schönen Kathedrale, die zugleich mit dem „Teatro colon“ an der Plaza Viktoria und dem unten am Fluß liegenden Zollgebäude, die drei ersten Bauwerke der Stadt repräsentirt.

Und welch' eine wunderliche Bevölkerung treibt sich dabei hier in den Straßen umher. Hier der argentinische Stutzer mit dem künstlichen Lockenbau unter dem unvermeidlichen schwarzen Cylinder, der bunten Weste und noch bunteren Cravatte, und gleich daneben der sonnverbrannte wilde „Gaucho“ im grellfarbigen „Poncho“ und „Cheripa“, das lange Messer im Gürtel — dort wieder die reizenden Schönen Buenos Ayres', in reicher, vielleicht ein wenig zu überladener Toilette, oder in der einfacheren, schwarzen Mantille, von ehrsamen, hinterdrein trippelnden Duennas gefolgt und drüben auf der anderen Seite des Trottoirs sogar

II.

La Banda oriental.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man bei stockdunkler Nacht in eine fremde Gegend angekommen, am anderen Morgen beim Erwachen noch nicht recht weiß, welcher Art der Charakter dieser Gegend sein wird. Früh war ich denn auch schon draußen, um erst einmal zu sehen, wohin ich wieder so plötzlich gerathen war. Ein herrlicher Morgen empfing mich. Kühl und frisch wehte der Morgenwind über die breite Fläche des majestätisch und ernst dahinströmenden Uruguay herüber, freundlich lag das Sonnenlicht auf den kleinen, weißen Häusern des Städtchens und hinter und neben demselben hinaus dehnten sich die wellenförmigen, sanft geschwungenen, grünen Prairien ohne Baum und Strauch weit dahin, nur in der Nähe des Flusses undurchdringliches Dickicht zeigend, dessen dunkles Grün manchmal von einer steil nach dem Strom hin abfallenden röthlichen Lehmwand, malerisch unterbrochen wurde. Am Strande lagen einige Schooner und ein Paar Leute waren beschäftigt, ein altes, an Land gezogenes Canoe auszubessern, sonst war alles rings still und der ganze kleine Ort schien wie ausgestorben.

Gegen Mittag theilte mir Herr G..... mit, daß auf der Fleischextraktfabrik noch nichts für mich zu thun sei, indem die von England erwarteten Maschinen noch nicht eingetroffen wären, dagegen möge ich auf einer der Gesellschaft gehörenden Estancia, in der Nähe, wo gerade die Anlage verschiedener kleiner Holzbrücken in Angriff genommen wurde, mich so gut als möglich zu beschäftigen suchen, bis die Maschinen einträfen, was keinesfalls lange dauern könne.

Demgemäß schickte er mir Nachmittags eine der landesüblichen caretas in das Hotel del Puerto, die mich an meinen neuen Bestimmungs-

ort bringen sollte. Der Fuhrmann derselben, den ich der rothen Stumpfnase und des fuchsigen Haares wegen erst für einen Irländer hielt, entpuppte sich durch sein schauerliches Englisch bald als ein biederer Kurhesse, hatte auch mehrere Jahre als Soldat in Kassel zugebracht und seine Freude war nicht gering, als er hörte, daß ich von dort sei. Für die nächste Stunde hatte ich genug zu thun, all die unzähligen Fragen des Mannes zu beantworten. Auch erzählte er mir, daß auf der Estancia noch vier oder fünf Deutsche wären, ein Umstand, der mir in der That sehr angenehm war, denn zu jener Zeit sprach ich Spanisch, wie mein Fuhrmann Englisch, und dann war die Gesellschaft von Landsleuten doch ebenfalls etwas werth.

Währendem rollten wir auf dem weichen Rasenteppich so sanft und geräuschlos dahin, als säßen wir in der best construirtesten Kalesche und nicht in einer schweren, plumpen, südamerikanischen Karete. Weit dehnten sich die grünen Flächen in sanften Wellenlinien dahin, geschmückt mit lichten Estancias und belebt durch Roß-, Rinder- und Schafheerden, welche überall, wo man auch hinsah, die Staffage der Landschaft bildeten. Hie und da blitzten kleine Lagunen, in deren Röhricht wilde Enten, Schnepfen und Kiebitze hausten und dort — unser Begleiter zeigt eben mit dem Peitschenstiele dahin — lag auf mäßiger Anhöhe unser Ziel — die Estancia Pileta. Vorbei an dem mit wild umherjagenden Pferden gefüllten Corral und dem mit Blut bedeckten Schlachtplatz der Ochsen rollten wir eben, als die Sonne sank, in den Hofraum der Estancia, wo wir von unseren wackeren Landsleuten aufs Herzlichste begrüßt und empfangen wurden.

Der Mayordomo — kein solcher wie sie uns aus Karl des Großen Zeit geschildert werden, denn meiner hier stak in ein paar alten, hohen Wasserstiefeln und einem Rocke, der möglicherweise in besseren Tagen einmal blau ausgesehen haben mochte, jetzt aber von einer Fett- und Schmutzrinde überzogen und in allen Farben schillernd es für den Beschauer außerordentlich schwer machte, die wahre Grundfarbe errathen zu lassen, — der Mayordomo oder Oberaufseher also, theilte mir mit, daß Herr G . . . ihm gesagt habe, ich möge mich hier beschäftigen oder nicht, ganz nach meinem „Gusto“, jedenfalls aber würde ich noch ein bis zwei

Monate zu warten haben, ehe ich meine Stelle in Fray Bentos antreten könne. Würde ich mir hier zu thun machen, so sei er beauftragt — Alles Uebrige natürlich frei — mir eine Unze monatlich zu zahlen, im anderen Falle könne ich auch ohne Gehalt so lange spazieren gehen, ebenfalls bei freier Station. Ich zog aber Ersteres vor, ich war nun doch einmal hier und die Unze war auch mitzunehmen. Ueber die Stelle auf der Fabrik aber hatte ich so meine eigenen, kuriosen Gedanken und offen gestanden, diese Wendung der Dinge gefiel mir nicht ganz; was wollte ich aber machen? Daß die Maschinen noch nicht angekommen, daß in Folge dessen noch nichts für mich zu thun war, — du lieber Gott — daran ließ sich nichts ändern, und ich hätte kein Deutscher sein müssen, wenn ich mich nicht mit einer Unzahl von Sprüchwörtern, als da sind: „Wer weiß, wozu es gut ist", „Wer A gesagt, muß auch B sagen", oder „Nach Regen folgt Sonnenschein" u. s. w., zu trösten versucht hätte.

Ich beschloß, wie gesagt, zu bleiben, namentlich da auch die Deutschen, recht wackere, junge Leute in meinem Alter, mir wohl zusagten und dann dieses Leben! Schon als wir zu Tisch gingen und Fleisch zu Fleisch, höchstens noch das Mehl der Maniokwurzel, „farina" genannt, das in heißem Wasser oder Suppe angerührt, ein vortreffliches Nahrungsmittel abgiebt, dazu aßen, — bekam ich einen Vorgeschmack uruguitischen Steppenlebens. Gabeln, Löffel und Teller gab es natürlich nicht, sondern Jeder fuhr mit seinem langen Gauchomesser in die mit Fleischstücken gefüllte, große, hölzerne Schüssel, nahm das erwischte Stück einfach in die Hand, biß hinein und schnitt dann mit der anderen, messerbewaffneten Hand dicht vor den Lippen herunter, so viel ab, als er mit den Zähnen gepackt hatte. Daß mir diese Art und Weise, zu essen, ein wenig seltsam vorkam, wird man mir glauben, — doch an was gewöhnt sich der Mensch nicht, wenn er muß. Nachher tranken wir „mate", eine Art Thee, der aus den Wurzeln und Rindenstaub einer in Paraguay und Brasilien sehr verbreiteten Stechpalme bereitet wird. Dieser Thee wird in die hohle, mit einem Loche und einem natürlichen, henkelartigen Auswuchs versehene Schale, einer kleinen Kürbisart, geschüttet, Zucker und heißes Wasser dazu gethan und dann mittelst einer dünnen, etwa sechs bis sieben Zoll langen, blechernen oder silbernen Röhre, die

am unteren Ende kolbig und mit siebartigen Löchern versehen ist, aufgesaugt. Das Matetrinken fand ich später auch in Chile und Peru, wenn auch — in Peru wenigstens nicht — so allgemein verbreitet, wie hier und in Argentinien.

Ein wildes und rauhes Leben war es, das ich in den fünf Wochen meines Hierseins durchmachte, aber bei allen seinen Entbehrungen hatte dasselbe doch seinen eigenen, fesselnden Reiz. Morgens mit dem ersten Sonnenstrahl begaben wir uns nach dem großen, von rohen Baumstämmen und Pfählen umschlossenen „Corral", wo schon die Gaucho's unserer harrten, um die Pferde zu fangen, die wir bezeichneten, denn geritten wurde jeden Tag und Niemand würde eine, wenn auch noch so kleine Strecke, zu Fuße gehen. Von den Gaucho's wenigstens — denen sich in dieser Beziehung die eingewanderten Fremden schnell anschließen, — wird das „zu Fuße gehen" gewissermaßen als eine Schande betrachtet und ein nicht reitendes Menschenkind mit mitleidiger Verachtung angesehen. Armer, alter Engländer, der du auf unserer Estancia den Dienst eines Schafhüters versahst und in edler Selbstgenügsamkeit es verschmähtest, ein Roß zu besteigen, — wie oft diente dein unschuldiger, hoher Cylinderhut nicht zum Gespötte roher, unwissender Gaucho's, — wie oft lachten sie nicht, diese weder Takt noch feine Sitte kennenden Menschen, wenn du einsam und allein mit deinem rothbaumwollenen Regenschirm, in stiller Beschaulichkeit hinter deinen Schafen wandeltest; aber du warst groß und vergabst ihnen; was wußten diese Halbwilden auch von der Welt und ihren Ansprüchen. Nichts, gar nichts!

Aber ausgezeichnete Reiter sind es doch, diese Halbwilden, und selten, nur höchst selten wird es vorkommen, daß die nichts weniger als zahmen, in Freiheit lebenden Thiere, einen dieser Centauren abwerfen. Den größten Theil des Tages hängen sie aber auch in ihren rohen, hölzernen, mit einer Menge von Schaffellen bedeckten Sätteln. Dort kommen gerade zwei dieser Burschen im rasenden Galopp ein Rudel Pferde vor sich hertreibend, auf uns zu gesprengt. Vergebens suchen die scheuen, aufgeregten Thiere an den Eingang des Corrals vorbeizudrängen — aber links und rechts drohen die geschwungenen Lassoschlingen — da hilft kein Sträuben — sie müssen hinein und ihre grimmen Verfolger postiren sich auch noch

zum Ueberfluß an den Eingang, daß ja keiner der Gefangenen wieder entwische, und wir haben daher Muße, uns die abenteuerlichen Gestalten nach Gefallen zu betrachten.

Wie nachlässig und doch sicher sie auf ihren unruhig die Köpfe auf und abwerfenden und den ungewöhnten Zügel mit Schaumflocken bedeckenden Thieren halten, diese wilden, trotzigen Gestalten im grellfarbigen Poncho und Cheripa, aus deren Falten der schwere silberne Griff ihres gefürchteten Messers hervorlugt. Den Kopf umhüllt ein farbiges, seidenes Tuch, auf welches der breite Sombrero gedrückt ist, und an den, mit der abgestreiften Haut eines Pferdebeins, rohbekleideten Füßen, klirren die gewaltigen, eisernen Sporen, deren scharf gezahnte Räder nicht selten die Größe einer Untertasse erreichen. Lasso und Bolas hängen hinten am Sattel und welche Geschicklichkeit der Gaucho mit Ersteren besitzt, werden wir gleich sehen, denn eben bezeichnet der Mayordomo einem derselben einen prächtigen, schwarzen Hengst, welcher sein Schicksal ahnend, sich ungestüm zwischen die in der entferntesten Ecke des Corrals zusammengedrängten Thiere zwängt. Doch sieh unseren Gaucho — wie unbehülflich er jetzt die schweren, eisernen Sporen hinter sich herschlurrend in den Corral tritt und wie anscheinend gleichgültig er sich jener Ecke nähert, wo die aufgeregten Thiere nicht zu wissen scheinen ob sie rechts oder links ausbrechen sollen — doch jetzt giebt ein kleiner Brauner den Ausschlag, — wie toll saust die ganze Rotte den Schmutz weit um sich werfend nach links, — unser Gaucho stößt ein zorniges „Caracho" aus, nähert sich aber gleich darauf mit der unbefangensten Miene wieder der anderen Corralecke, wo diesmal die ungeberdigen Thiere Posto gefaßt haben. Schon von Weiten ruft und schmeichelt er den Unruhigen, — jetzt bleibt er stehen, — die Pferde schnauben, — sie wollen wieder ausbrechen, — aber zu spät, — drei viermal wirbelt die Schlinge um den Kopf des Gaucho und wenn auch der ganze Schwarm entsetzt davon tobt, wenn auch der gewaltige Ruck des seinen Kameraden folgen wollenden Thieres den Mann fast vom Pferde reißt — die Schlinge lag um seinen Kopf, es war gefangen und schien sich auch ruhig in sein Schicksal zu fügen, denn gelassen ließ es sich die „corona" die Schweißdecke unter den Sattel, sowie diesen selbst auflegen, und nur als der kecke Bursche ohne sich erst lange

des Bügels zu bedienen, sich auf seinen Rücken schwang, bäumte das edle Thier hoch auf und versuchte noch einmal Alles seinen Reiter abzuwerfen, der aber über dies Bemühen nur höhnisch lächelte und das Roß durch ein paar Stöße seiner furchtbaren Sporen bald zur Raison brachte.

Aber nicht allein im engen, umschlossenen Corral wissen die wilden Söhne der Steppe ihre Thiere zu fangen — nein auch daußen auf der unbegränzten, weiten Prairie, werfen sie, den im gestreckten Carriere vor ihnen herjagenden Thieren die sichere Schlinge um Kopf und Beine. Ebenso sind die „Bolas“ eine in ihrer Hand furchtbare Waffe. Es sind dies drei faustdicke, bleierne, eiserne oder auch steinerne mit Leder überzogene Kugeln, an ebenfalls drei Stricken, die einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben. Will der Gaucho sich derselben bedienen, so nimmt er eine der Kugeln in die Hand, schwingt das Instrument ein paarmal um den Kopf und schleudert es dann mit fast nie fehlender Sicherheit seinem Opfer um die Beine, und da auf diese Weise das Thier an weiterem Laufen gehindert wird, hat er vollkommen Zeit, dasselbe zu erreichen und sich seiner zu bemächtigen. Auf diese Art werden auch die hier so häufigen Strauße gefangen, doch ist die Jagd auf dieselben außerordentlich schwer, indem die scheuen Thiere nicht so leicht Jemanden auf Wurfesnähe herankommen lassen.

Doch ich komme wieder auf unser Thun und Treiben zurück. Hatte jeder sein Pferd, so wurde rasch gefrühstückt oder wenn wir, was häufig vorkam, weit reiten mußten und erst folgenden Tages wiederkamen, so wurde ein entsprechendes Stück rohen Fleisches mitgenommen und erst dort an Ort und Stelle gebraten. Im Carriere ging es dann dem Arbeitsplatz des Tages zu, nach dem Brückenbau oder den drei Laguas entfernten Ufern des Uruguay, wo wir Holz fällten, und wenn ich auch manchmal von der schweren, ungewohnten Arbeit ermattet, die Axt in meiner Hand etwas schwer fand, so ließ doch das Neue und Seltsame meiner Situation kein eigentliches Bedauern meiner selbst aufkommen. Und beschwerlich genug waren die Arbeiten, namentlich das Schilfschneiden, an den kleinen Lagunen, wobei es blutige Finger, nasse Füße, Mosquitostiche und dergleichen liebenswürdige Dinge mehr gab, so daß ich zuweilen herzlich froh war, wenn die Sonne hinter den langen Waldstreifen des Flusses

versank, und wir nach Hause galoppiren konnten. Gegen Dunkelwerden trafen wir dann gewöhnlich auf der Estancia wieder ein, verzehrten unseren „Asado“, am Spieße gebratenes Fleisch mit farina, tranken oder vielmehr saugten einige Mates und begaben uns dann in unsere gemeinschaftliche, schilfbedeckte Schlafhöhle, — denn einen anderen Namen verdiente dieses Gemach nicht — wo es sich Jeder auf seinen ausgebreiteten Sattelfellen und dicken Ponchos so bequem als möglich machte. Dann wurde erzählt, gesungen, geschwatzt und gelacht; häufig kam auch der pommersche Mayordomo und sein Famulus ein Herr K . . . . aus Erfurt, eigentlich seines Zeichens ein Apotheker, derzeit aber Buchhalter und Dolmetscher des Pommers, denn dieser selbst ein biederer, schlichter Oekonom, verstand weder Rechnungsführen noch Spanisch und war nur seiner sonstigen, höchst schätzenswerthen, praktischen Eigenschaften wegen, mit der Oberaufsicht betraut worden. Zuweilen auch ging ich in die benachbarte Hütte, wo die Gauchos malerisch um ein paar glimmende Baumstümpfe gruppirt, ihren Asado an einem eisernen Spieß brieten, während Einer von ihnen auf der Guitarre klimperte oder wilde, abgerissene, schwermüthige Weisen dazu sang, deren rhytmuslose Melodien einen wunderlichen Eindruck auf mich machten, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, dieselben im Zusammenhang zu behalten — hie und da saß wohl eine Stelle fest, das war aber auch Alles und erst später in Chili, Peru und Equador, wo ich ganz ähnliche „tonadas“ zu hören Gelegenheit hatte, brachte ich es dazu, nach öfterem Wiederholen einige derselben richtig und zusammenhängend zu behalten.

Eines Tages — es war in der dritten Woche meines Hierseins — frug mich der Pommer, ob ich nicht Lust habe, eines der benachbarten kleinen Postenhäuschen zu beziehen, um eine, aus zwölfhundert Köpfen bestehende Schafheerde zu beaufsichtigen, damit sie nicht mit anderen Heerden zusammenlief oder auf fremdes Gebiet ging. Das war ein Lichtblick, — ein Schäfer hatte hier das angenehmste Leben von der Welt, da er weiter nichts zu thun brauchte, als Morgens gegen Zehn die vor der Hütte lagernden Schafe in den Camp zu jagen, dann und wann einmal im Laufe des Tages nach ihnen zu sehen und sie bei Sonnenuntergang wieder auf den kahlen, weiten Platz vor der Hütte, dem

„rodeo", zu treiben, wo sie die Nacht zubrachten. Proviant und Pferde konnte ich mir, soviel ich wollte, von der Estancia holen und so zog ich fröhlichen Muthes noch selbigen Tages — meine wenigen Habseligkeiten vor mir im Sattel — nach meiner neuen Wohnung, die auf einer nicht unbedeutenden Anschwellung des Bodens, etwa eine halbe Stunde von der Estancia, lag und eine weite Aussicht über die grüne, wellenförmige Prairie gestattete.

Wenn ich mich aber manchmal so recht selbst ansah, kam mir das Alles wie ein Traum vor. Vor wenig Monaten noch in unserem ruhigen, nüchternen Deutschland mit seinen geregelten Verhältnissen, seinem alltäglichen Einerlei der Dinge und noch alltäglicheren Menschen und jetzt — selbst ein halber Gaucho, im gestreckten Carrière über die weiten Flächen sausend, das breite Messer am Gürtel, das kurze Gewehr in der Faust, ein von der Estancia geholtes, mächtiges Stück blutigen Fleisches am Sattel — hier eine Roßheerde, dort eine Straußenfamilie aufschreckend — holla! — mein Pferd ist noch frisch, versuchen wir es, dem alten Straußenvater eine Kugel auf den Pelz zu brennen. Vorwärts, mein Brauner — so — ein paar kalte Eisen zwischen die Rippen und dahin brausen wir den mit ausgespannten Flügeln das Weite suchenden, mit Windeseile davoneilenden, riesigen Vögeln nach, aber die uns von ihnen trennende Strecke vermindert sich nicht, im Gegentheil, sie wächst, und unmuthig geben wir endlich den gewaltigen Wettlauf auf, sehr zum Verdruß des wackeren Braunen, der, schnaubend und tanzend, nur durch den straff angespannten Zügel von der weiteren Verfolgung zurückgehalten werden kann.

Aber wie weit sind meine Schafe indeß zurückgeblieben! Kaum noch, daß ich ihre hellen, sich langsam an den grünen Rain hinbewegenden Gruppen in der Ferne erkennen kann. Ein viertelstündiger Galopp meines leichtfüßigen Thieres bringt mich jedoch schnell genug wieder in die Nähe der ruhig Grasenden. Die Sonne sinkt. In weitem Bogen umreite ich die über den ausgedehnten Plan zerstreuten Thiere und sie endlich in geschlossener Masse zusammenhabend, treibe ich die ganze, ungeheure Heerde langsam vor mir her, meiner drüben auf der Anhöhe liegenden Hütte zu, auf deren weiten, kahlen Vorplatz sie sich für die

Nacht hinlegen. Ich selbst begebe mich nun, nachdem ich mein Pferd abgesattelt und mittelst des Lassos an einen, an einer grasreichen Stelle neben der Hütte in die Erde geschlagenen Pflock befestigt, in meine fensterlose Hütte, zünde mir ein knisterndes Feuer an, brate köstlichen Rippenasado oder koche — an Fleisch fehlt es ja nicht — eine Leib und Seele zusammenhaltende Kraftsuppe und beschließe die Mahlzeit mit einigen Mates, die mir von Tag zu Tage mehr behagen. Dann strecke ich mich auf das aus den Schaffellen meines Sattels, einigen alten Ponchos und meiner vortrefflichen Reisedecke hergestellte Lager und bin wenige Minuten darauf so sanft und süß eingeschlafen, als wenn ich mich nicht mutterseelenallein in der weiten Steppe, sondern im besten Zimmer und besten Bette des Hotels de la Paz in Buenos Ayres befände.

In den Morgenstunden ging ich gewöhnlich auf die Jagd. Rebhühner von erstaunlicher Größe waren es namentlich, denen ich eifrig nachstellte. Bei der außerordentlichen Menge dieser Thiere war es mir ein Leichtes, während meiner Morgenpromenade so ein halbes, nicht selten auch ein ganzes Dutzend davon zu schießen, die ich dann nach der Estancia brachte, wo sie als willkommene Abwechselung gegen das ewige Rindfleisch, dankbar angenommen wurden. Selbstverständlich behielt ich auch immer einige für meine eigene Person zurück und obgleich ich nur mit einem gewissen Schauder an meine damaligen Koch- und Bratversuche zurückdenken kann, so besserte sich doch das von Tag zu Tage und ich schmorte, spickte, briet und kochte zuletzt mit solcher Virtuosität, als ob ich während meines ganzen Lebens nie etwas Anderes getrieben hätte!

Mein Hauptjagdabenteuer aber bestand ich eines Sonntagsnachmittags in eines der Dickichte des Uruguay. Ich hatte schon ein halbes Dutzend Schnepfen und wilder Enten geschossen und war gerade auf dem Heimwege begriffen, als ich aus einem stachlichten Cactusgewirre heraustretend, ein sonderbares Thier am Ufer des Flusses sitzen sah. Mein erster Gedanke war — ein Bär, — doch ebenso schnell überzeugte ich mich, daß ich ein „Wasserschwein“, wie sie es auf der Estancia nannten, vor mir hatte. Ich war keine dreißig Schritte von ihm, doch schien meine Anwesenheit es nicht im Geringsten zu geniren, und mit den klugen,

schwarzen Augen blinzelte es so unverschämt ruhig herüber, daß ich im ersten Augenblick gar nicht wußte, was ich davon denken sollte. Ohne einen Blick von dem Thiere zu verwenden, spannte ich geräuschlos den Hahn, hob langsam das Gewehr an die Backe — jetzt blitzte das Korn auf dem dunklen Felle da — Klaps — versagte das Zündhütchen — alle Wetter! und während ich wie verzweifelt in sämmtlichen Taschen nach anderen suchte, mußte ich mit ansehen, wie das Wasserschwein ruhig aufstand, sich noch einmal nach mir hindrehte, mich — so kam es mir wenigstens vor — höhnisch anlächelte und sich dann seitwärts in die Büsche schlug, um gleich darauf mit einem gewaltigen Plump in den trüben Fluthen des Uruguay zu verschwinden.

Immer noch in Gedanken über dies fast — unheimliche Abenteuer, durchwatete ich gerade eine der hier in dem niederen Lande so häufigen „canadas" oder Rohrsümpfe, als ich mich zufällig umsehend, bemerkte, wie eine Ochsenheerde mit einem mächtigen, schwarzen Stier an der Spitze mich ihrer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen schien. Mir wurde etwas ungemüthlich, denn die in ungezügelter Freiheit lebenden Thiere haben manchmal seltsame Einfälle; dazu fielen mir einige schreckliche Geschichten ein, die ich auf der Estancia gehört hatte, und ich beschloß — Fersengeld zu geben. Aber Entsetzen faßte mich, als ich einmal während des Laufens zurückschauend, die ganze Heerde — die Köpfe gesenkt, die Schweife hoch in der Luft, hinter mir herstürmen sah — jetzt patschten sie durch den Rohrsumpf — die Vorderen waren schon ganz nahe — Allen voran der riesige, schwarze Stier, — da — überkam mich auf einmal eine gewaltige Wuth, mit wildem Fluche sprang ich ihnen entgegen und feuerte die Schrotladung meines Gewehres unmittelbar dem Schwarzen zwischen die Hörner und o Wunder! wie von einem panischen Schrecken erfaßt, machte die ganze unheimliche Gesellschaft Kehrt, schneller zurückrennend, als sie gekommen, während der verwundete Stier ihnen taumelnd und fortwährend mit dem Kopfe schlenkernd, folgte. Wie die Handvoll Schrot seinem dicken Ochsenschädel bekommen, weiß ich nicht, denn ich sah und hörte nichts wieder von ihm, glaube aber kaum, daß sie ihm viel geschadet haben mag. Dennoch erzählte ich es dem Pommer und erbot mich, den Werth des Ochsen zu ersetzen, worüber er aber nur

lachte, denn war er wirklich verendet, bekam er doch das Fell, das einzig Werthvolle des Thieres, auch war so ein Ochs überhaupt ja nur drei oder vier Thaler werth, und „det is keen Gegenstand nich“, hatte der Pommer gesagt.

Da ich aber einmal von den Ochsen angefangen habe, will ich auch gleich dem Leser die Art und Weise ihres Einfangens und Schlachtens beschreiben, obgleich die entsetzlich rohen und blutigen Scenen nichts weniger als angenehm auf ein empfindsames Gemüth wirken. Reiten wir also hinaus, uns frisches Fleisch zu „fassen“ und folgen wir den beiden Gaucho's, die, um einen Stier zu holen, eben nach den oft stundenweit entfernten Heerden hinausreiten. Gerade schreckt dort ein Trupp auf, — rasch hat der Eine mit kundigem Blick einen der feistesten Burschen herausgefunden und die tolle Jagd beginnt. Die Thiere wissen recht gut, was ihnen droht, — in wilder Flucht stürzen sie nach allen Seiten davon, doch ihre Verfolger beachten sie nicht, nur den auf's Korn Genommenen folgen sie, der Eine rechts, der Andere links galoppirend. Schon ermattet der Stier, — die Zunge hängt ihm lang aus dem mit Schaum bedeckten Maule und seine Feinde mit den funkelnden, schwarzen Augen anstierend, bleibt er einen Augenblick mit gesenkten Hörnern stehen. Diesen Moment benutzt der Gaucho, ihm den Lasso um den Kopf zu werfen, — wie toll springt der Stier auf, — aber das kluge Pferd steht wie eine Mauer, während er alle möglichen Anstrengungen, das Weite zu suchen, macht. Fast gleichzeitig schwirrt auch die Schlinge des Anderen durch die Luft, sich ebenfalls mit bewunderungswürdiger Sicherheit um seine Hörner legend, und im vollen Galopp schleifen sie nun den auf's heftigste Widerstrebenden nach der Estancia, — dumpf brüllt das auf's Aeußerste gereizte Thier — mit den Hörnern wühlt es die Erde auf, — umsonst, — die straff angezogenen Lasso's aus rohen Hautstreifen geflochten, machen jeden Fluchtversuch unmöglich. Jetzt haben wir den mit Blut bedeckten Schlachtplatz erreicht. Die halbwilden, großen Hunde, die uns beständig begleitet, springen mit heulendem Kläffen um das erschöpfte, wüthende Opfer herum, während einer der Reiter, absteigend, sich zum Abschlachten desselben fertig macht. Wie Statuen halten die klugen Pferde, so daß der Stier an den fest angezogenen Lasso's kaum einige schwache Bewegungen machen

kann. Das lange scharfe Messer ziehend, nähert sich jetzt der eine Gaucho behutsam von hinten dem unglücklichen Thiere, ihm mit einem einzigen Schlage die Sehnen des Hinterbeins zerschneidend, und während es zusammenknickend vergebens wieder auf die Füße zu kommen versucht, stößt er den Stahl mit gewohnter Sicherheit in das Herz des vor Schmerz und Wuth tief aufbrüllenden Stiers. Ohne aber zu warten, bis der vollständige Tod eingetreten, fallen Beide eiligst über ihn her, in unglaublich kurzer Zeit die Haut abstreifend und schon eine Viertelstunde später hängt das Fleisch kunstgerecht zerwirkt unter dem von vier hohen, dünnen Bambusstäben getragenen Schilfdache, wo sich Jeder zu seinem eigenen Gebrauche so viel abschneiden kann, als er Lust hat. Das Fell wird mittelst kurzer Holzpflöcke zum Trocknen am Boden fest ausgespannt, während Kopf und Eingeweide, nachdem Zunge und Gehirn aus ersterem herausgenommen, fortgeworfen werden. Da fast jeden Tag geschlachtet wird, kann man sich denken, welch' einen lieblichen Geruch dieses Chaos auf einen Haufen geworfener Köpfe und Eingeweide hervorbringt. Und nicht allein hier auf der Estancia hatten wir diese Odeurs — nein, auch draußen im Camp begegnet man sehr häufig faulenden, die Atmosphäre verpestenden Cadavern — namentlich am Rande von Wasserplätzen, in deren von den Hufen der Pferde und Kühe aufgewühlten breiigen Uferschlamme die durstigen, erschöpften Thiere versanken, oft so tief, daß nur noch die Spitzen der Hörner aus dem schwarzen Morast herausragen. Es ist das eine Schattenseite der sonst so schönen „Banda oriental", für die Menschen wenigstens, denn die Thiere scheinen sich außerordentlich wenig daraus zu machen, — ruhig schreiten sie an den Leichen ihrer gefallenen Kameraden vorbei, ihren Durst in den schmutzigbraunen Fluthen der Lagune zu löschen.

Etwa eine Stunde Wegs von meiner Hütte lag das ebenfalls zu unserer Estancia gehörende Postenhäuschen meines „Companeros", eines weggelaufenen Matrosen, der seit Kurzem dort wohnte und eine noch größere Heerde als ich zu überwachen hatte. Er war in jeder Beziehung ein Original, schon die Art und Weise seines Sprechens, ein Kauderwelsch von Plattdeutsch und Englisch — er war lange in Nordamerika gewesen — war zum Ergötzen, und daß er vor

jedem Hauptworte den Artikel „der“ setzte, hörte sich gar zu komisch an. Dabei war er die Gutmüthigkeit selbst und immer zu allerhand lustigen Streichen und Späßen aufgelegt. Seit ich ihn kennen gelernt hatte, brauchte ich mich nicht mehr um Kochen zu bekümmern, denn wenn wir nach der Estancia ritten, Vorräthe zu holen, übergab ich ihm die meinigen und er kochte dann für uns Beide gemeinschaftlich. Da meine Heerde namentlich auf dem zwischen seiner und meiner Hütte liegenden Terrain weidete, ritt ich auch außer den Stunden der Mahlzeit häufig zu ihm hinüber. Dann empfing mich der drollige Kauz gewöhnlich unter dem schattigen Vordach seiner Hütte, Tabak kauend und allerlei freundlich sein sollende Gesichter schneidend, und nachdem ich mein Pferd neben dem seinigen an einen dazu bestimmten Pfosten angebunden, begaben wir uns in das Innere, wo wir auf mit Schaffellen bedeckten Holzklötzen Platz nahmen, und dann dem Diner — am Spieße gebratenes Fleisch mit der schon mehrfach erwähnten farina dazu, — zusprachen. Die Suppe tranken wir nachher aus einigen defekten Kaffeetassen, dann folgten verschiedene Mate's und zum Schluß eine Pfeife Tabak, während mein Kamerad in seiner sonderbaren Sprachweise seine oft recht interessanten Erlebnisse und Abenteuer erzählte, wobei er häufig, um seine Schafe zu überwachen, aus dem das Fenster vertretenden viereckigen Loche hinaussah. Einige Male war es vorgekommen, daß unsere Heerden in verzeihlicher Neugier sich einander erschreckend genähert und nur dadurch, daß wir uns Hals über Kopf auf die Pferde warfen und im blinden Carrière davonjagten, konnten wir ein Zusammenlaufen unserer Schutzbefohlenen verhüten. Wir legten dann aber auch die noch so weite Strecke in der kürzesten Zeit zurück, daß die Vordersten der Neugierigen entsetzt umkehrten und schon nach wenigen Minuten ein weiter Zwischenraum sie trennte. Im Schritt ritten wir dann, gemüthlich plaudernd, wieder langsam der Hütte zu.

Häufig brachte ich sogar die Nacht bei meinem Companero zu und in einer derselben wurde ich — es mochte gegen Zwölf sein — durch ein Rütteln und Scheuern an der Außenwand der Hütte geweckt. Obgleich ich nicht wußte, was es sein konnte, überzeugte mich doch das äußerst komische Grinsen meines ebenfalls erwachten Gefährten, daß keine

Gefahr zu befürchten war und nachdem er mich noch leise ermahnt, recht stille zu sein, stand er auf, zog aus der Ecke hinter seinem Bette eine alte, rostige Muskete, deren Lauf mit Bindfaden an den Schaft festgebunden war, hervor, und lud dieselbe mit einer tüchtigen Hand voll Pfeffer und Salz. Ich fing an, zu begreifen, — die späten Gäste draußen waren Ochsen, die, wie mir Jack sagte, schon seit geraumer Zeit öfters des Nachts hierherkamen, um sich das doppelte Vergnügen zu machen, ihre von den Mosquito's gekitzelte Haut an den Eckpfosten des Hauses zu scheuern und ihn in seiner Ruhe zu stören, aber „damn it“ fluchte Jack leise, ich werde es ihnen vertreiben.“ Jetzt war er fertig, schlich auf den Zehen an die Fensteröffnung, stieß rasch den Laden auf und feuerte dann die ganze Ladung einem der gehörnten Ruhestörer gerade in das Hintertheil. Hei! wie da der Bursch' auf und davon rannte, begleitet von dem boshaften Gelächter des Schützen, und als wir schon längst wieder zu Bett lagen, hörten wir noch lange durch die Stille der Nacht das zornige Gebrüll des Versalzenen, worüber sich Jack halb todt lachen wollte.

Ein ander Mal saßen wir in meinen vier Wänden bei einem gemüthlichen Feuer, einem verführerisch duftenden Hammelbraten und einer guten Tasse Kaffee — Tasse aber nur figürlich gesprochen, denn wir schlürften den edlen Trank aus Kuhhörnern — und beachteten nicht, daß die Nacht hereinbrach, obgleich wir noch nach dem Posten Jack's hinausreiten wollten. Als wir daher nach einer Stunde unsere Thiere besteigen wollten, war es so dunkel geworden, daß man kaum noch eine Hand vor Augen sehen konnte. Jack aber behauptete, die Richtung — Wege gab es ja überhaupt nicht — genau zu kennen, und so trabten wir denn langsam durch die pechschwarze Nacht dahin. Der Himmel war dicht mit dunklen Wolken umzogen, so daß auch nicht ein Stern zu sehen war, mein Companero aber war voll Zuversicht und meinte, wir würden bald bei seinem Rancho ankommen. Da dies aber immer und immer noch nicht der Fall werden wollte, fing ich an, bedeutend an seiner Ortskenntniß zu zweifeln, und schon nach Kurzem gestand er mir auch, daß er nicht mehr recht wisse, wo wir eigentlich seien. Da hatten wir denn die Bescheerung. In dunkler Nacht mitten in der Steppe und die Aus=

sicht, womöglich die ganze Nacht darin zubringen zu müssen. Ein feiner Regen, der jetzt anfing herunter zu rieseln, war nicht geeignet, unsere Laune zu verbessern, und nachdem wir noch links und rechts, einmal sogar rückwärts geritten, kamen wir zu der Ueberzeugung, daß wir uns total verirrt hatten. Nach vielen stundenlangen Versuchen meines in nicht sehr zarten Ausdrücken schimpfenden Gefährten, bewog ich ihn endlich, den Pferden ganz die Zügel zu lassen, und richtig, schon nach einer halben Stunde hörten wir das noch weit entfernte, schwache Geblöcke der vor Jack's Hütte lagernden Schafe, und den willkommenen Tönen nachgehend, erreichten wir, vollständig durchnäßt, sonst aber ganz wohlbehalten, die Hütte meines Begleiters, wo wir uns gleich ein loderndes Feuer anzündeten und so nach und nach unsere halb erstarrten Glieder wieder in den alten Zustand brachten.

Auf der Estancia, die wir am folgenden Tage besuchten, wurde uns gesagt, daß man für nächsten Sonntag-Nachmittag eine Partie nach einer etwa zwei Stunden von hier entfernten „pulperia“ oder Schenke verabredet habe, indem der Eigenthümer derselben für den Abend einen Fandango zu geben beabsichtige, wozu auch wir Deutschen freundlichst eingeladen wären. Jack war natürlich gleich dabei, und da auch die Anderen der Einladung Folge leisten wollten, schloß ich mich ebenfalls nicht aus. Ich kannte die Pulperia wohl, die einsam und entlegen draußen in der Steppe lag, trotzdem aber bedeutend frequentirt wurde, wozu wohl die vier Töchter des Wirths — ganz hübsche Figuren — nicht wenig beitragen mochten.

Sonntags gleich nach Tisch saßen wir denn auch richtig auf und sprengten in der besten Laune auf dem Wege nach der Pulperia dahin. Einer unserer Kameraden hatte sogar eine mächtige Ziehharmonika vor sich im Sattel, die er vortrefflich zu spielen verstand. Unsere Ankunft — wir waren zu Sechs — wurde mit lautem Jubel von den bereits Anwesenden begrüßt; — man führte unsere Pferde zu den schon zahlreichen Anderen, die unter der „ramada“ dem Schilfdache neben dem Hause angebunden waren und uns selbst in das Innere desselben, wo uns die würdige Mama an der Spitze ihrer vier Töchter mit außerordentlicher Grandezza empfing. Dann wurde rother Wein aufgetragen und

bald füllte sich der Raum mit ankommenden, abenteuerlichen Gestalten. Die guten Gauchos hatten aber auch ein Uebriges in ihrer Kleidung gethan. Statt des gewöhnlichen Ponchos trugen sie heut kurze, reich gestickte Sammetjacken, feine, gestreifte Cherapas mit zierlich ausgefranzten, weißen weiten „calzonzillas“ (Unterbeinkleidern) darunter, die von einem mit schweren Silbermünzen bedeckten, breiten Gürtel, der noch dazu an den Einhakstellen große, goldene Unzen zeigte, zusammengehalten wurden, sowie glänzende, hohe Reiterstiefeln an deren Absätzen riesige, silberne Sporen klirrten. Auch das schöne Geschlecht hatte sich zahlreich eingefunden und kurz nach den ersten Begrüßungen und Mittheilungen begann der „Ball.“ Daß hier von europäischen Tänzen keine Rede war, brauche ich wohl kaum zu sagen, statt deren tanzte man „cueca“, ein dem spanischen Fandango ähnlicher Tanz, wo der Tänzer, ein Taschentuch in der Hand, seinem Gegenüber, welches ebenfalls mit einem zierlichen Tuche versehen ist, in den graziösesten Wendungen sich bald nähert, bald entfernt, je nachdem ihm die Schöne durch das anmuthige Schwenken ihres Tuches, ihre Zu- oder Abneigung zu erkennen giebt. Es war das ein recht interessantes Bild, diese sonnverbrannten, adlernasigen, kühnen Gestalten, in der malerischen Tracht, den schwarzlockigen Haaren, den von der Erregung des Tanzes funkelnden Augen, wie sie so leicht und gefällig die gewagtesten Stellungen ausführten, jubelten oder die Tücher wehen ließen, und unwillkürlich mußte ich an Lenau's „Haideschenke“ denken:

„Die Tänzer jubeln und im Tact
Hell klirrt des Spornes Eisen — — —“.

Und war es nicht auch eine Haideschenke, in der wir jetzt saßen, war es nicht auch eine jener wildschönen Scenen, wie sie uns Lenau so trefflich geschildert, die sich da vor uns entrollte, waren die Bewegungen dieses Tanzes weniger gluthvoll, die Melodien desselben minder feurig! — Nein! und nun erst die Tänzerinnen in den fliegenden, schwarzen Mantillen, brennend rothe Granatblüthen in den Rabenlocken, — jetzt kokett zurückweichend, dann wieder langsam, anmuthig sich nähernd und mit einem Flammenblick der großen, schwarzen Augen den Tänzer ermuthigend, — dazu die seltsamen, bald klagenden, bald jauchzenden Weisen

dieses Tanzes, von rauschenden Guitarrenklängen oder dem wilden, takt-schlagenden Händeklatschen der beifallrufenden Zuschauer begleitet, und um das Ganze des Bildes zu vollenden, thronten wir selbst im Hintergrunde zwischen Flaschen, Gläsern und Fässern, gegenüber der weit offenen Thüre, durch die man über die Gruppe der verwundert herein-lugenden, abgezäumten Pferde, weit in die grüne, jetzt mondbeglänzte Steppe hinaussah. Seitwärts rechts, auf einem kleinen freien Platze loderte ein mächtiges Feuer, bei dessem Scheine man die umfangreichsten Kochvorrichtungen gewahren konnte, deren Mittelpunkt wie gewöhnlich der unvermeidliche, solide Asado bildete, der überhaupt, als erstes Gericht bei keiner uruguitischen Festlichkeit fehlen darf.

Recht lustig ging es an diesem Abend her und als gar später unser Kamerad mit der Harmonika aufspielte und mit lallender Stimme — denn er hatte etwas sehr tief in's Glas gesehen — allerlei plattdeutsche Lieder dazu sang, kannte der Jubel keine Grenzen mehr und sie erdrückten ihn fast mit Umarmungen und Bescheidtrinken, worin aber der vier-schrötige Holsteiner Außerordentliches zu leisten verstand und die erstaun-lichsten Quantitäten des edlen Naß's zur Bewunderung Aller nur so in sich hineingoß. Aber die Strafe sollte nicht ausbleiben.

Als wir gegen Mitternacht in etwas unsicherer Haltung unseren freundlichen Wirth verließen, gab uns eine nicht unbeträchtliche Anzahl der Anwesenden ebenfalls hoch zu Roß, das Geleite bis zu einer nahen, mit einer Schenke verbundenen Estancia, deren Bewohner uns trotz der späten Stunde mit gewohnter Gastlichkeit empfingen und schon kurze Zeit darauf herrschte wieder der ausgelassenste Jubel, welcher sich noch steigerte, als wir bemerkten, daß einer unserer Gefährten — es war richtig der mit der Harmonika — fehlte, und wir ihn wahrscheinlich auf dem Wege von der Pulperia nach hier verloren haben mußten. Einer unserer Be-gleiter erinnerte sich auch, daß er nicht weit von hier zurückgeblieben, anscheinend, als wenn er mit seinem Sattelzeug zu thun gehabt habe und Gott mochte wissen, wo er jetzt, vergeblich den Heimweg suchend, in der sich überall gleichsehenden Steppe herumstolperte. Der Vorschlag, ihn zu suchen, wurde mit allgemeinem Beifall begrüßt — die erhitzten Köpfe bedurften ein wenig der Abkühlung, und so ritten wir denn lachend

nach allen Richtungen der Windrose davon, um uns nach einer halben Stunde wieder hier, dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, zu treffen. Bald verhallten die letzten Hufschläge auf dem weichen Grasboden und ich sah mich in der weiten, grünen Haide allein. Obgleich ich nur mäßig dem starken Weine zugesprochen, war er mir doch ein wenig in den Kopf gestiegen und es war mir ein wohlthuendes Gefühl, als ich meinen Braunen ausstreichen ließ und die kühle Nachtluft mir um die heiße Stirn fächelte. Die tiefste Stille, nur von den hellen, glockenartigen Lauten einer kleinen Froschart oder einem vereinzelten, schwachen Zuruf meiner eifrig suchenden Gefährten unterbrochen, lag über der vom Mondlicht hell erleuchteten Gegend. Vorbei an träumenden Heerden oder einem einsamen Rancho, vor dessen Thür noch die Reste eines niedergesunkenen Feuers glimmten, flog ich — mir wurde so wohl und leicht, — in tiefen Zügen athmete ich die weiche, linde Luft ein und ich hätte so immer weiter und weiter reiten mögen, unbekannten Fernen entgegen, die — aber was war das! — erschreckt fiel ich meinem Pferde in die Zügel, — denn da drüben huschte etwas Weißes durch das Schilf — Wahrhaftig! Da stand der Schimmel des unseligen oder vielmehr sehr seligen Musikanten und hob schnaubend den schlanken, schönen Kopf herüber. Rasch bemächtigte ich mich vor allen Dingen des Thieres und sah mich dann nach dem Reiter um. Rechts befand sich eine der hier im niederen Lande so häufigen „canadas“, deren Wasser durch dichte Schilfmassen träge und still dahinschleicht. Ein merkwürdiges Geräusch schlug jetzt an mein Ohr; es klang gerade, als wenn man einen recht festen Eichenstumpf durchsägt und dabei auf einen knorrigen, festen Astknoten geräth — eine sonderbare Ahnung überkam mich, ich folgte den dröhnenden Tönen und richtig! — da lag der Edle schnarchend und weich gebettet im sumpfigen Morast des Baches, — die Harmonika, in ein Schnupftuch gebunden, hing ihm noch malerisch um die Schultern, und die leere Flasche in seiner Hand, sowie noch zwei volle, die ich in der Satteltasche seiner Rosinante fand, belehrten mich vollständig, wie der Gute in diese Situation gerathen war. Mit vieler Mühe gelang es mir, ihn wieder auf die Beine und in den Sattel seines zum Glück sanften Thieres zu bringen, und sonderbar muß es ausgesehen haben, als wir durch die Nacht dahinritten und

er wie ein leeres Schiff bei hochgehender See hinüber und herüber schwankte, so daß ich jeden Augenblick fürchtete, ihn herunterfallen zu sehen. Es ging jedoch besser, als ich gedacht hatte, und wir erreichten endlich ohne weitere Abenteuer die Estancia, wo unsere Ankunft von den bereits zurückgekehrten Gefährten mit nicht enden wollendem Gelächter begrüßt wurde. Der Arme sah aber auch grauenerregend aus, er starrte förmlich von Schmutz, dabei hingen ihm die Haare voller Schilfpflanzen, worüber besonders Jack, der ihn mit Neptun verglich, nicht müde wurde, die merkwürdigsten Glossen zu machen.

Spät in der Nacht, oder vielmehr sehr früh — denn schon begann ein lichter Streif im Osten aufzudämmern — erreichten wir endlich unsere Estancia, und nachdem wir die Pferde abgesattelt und laufen gelassen, streckten wir uns, in unsere Poncho's gewickelt, auf unser Sattelzeug am Boden aus, den Rest der Nacht so gut als möglich hinzubringen suchend.

So weit war Alles ganz gut und ich hätte vielleicht noch manche Woche hier zugebracht, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das meinem Steppenleben ein ebenso rasches wie gewaltsames Ende machte. Ich ritt nämlich eines Morgens, wie gewöhnlich in kurzem Galopp, zu Jack hinüber, als mein Pferd plötzlich in eins der zahlreichen, von einer kleinen Eulenart bewohnten Löcher trat und stürzte. Ich flog über den Kopf des Thieres hinaus und prallte mit dem zum Schutz vorgestreckten Arm so heftig gegen den Boden, daß es ordentlich knackte und es mir einen Augenblick dunkel vor den Augen wurde. Der Schmerz war furchtbar und schon nach einer Stunde schwoll der Arm bis an die Schulter hinauf bedeutend an. Da half kein Einreiben mit Kampfer und kein Ziehen des in allen Tonarten fluchenden Jack, wobei er mich in der ganzen Stube herumschleppte und ich mußte — etwas Unerhörtes in der Banda oriental — zu Fuße nach der Estancia gehen, wo man gerade den Schafen mit glühenden Eisen Zeichen in die Nase brannte, daß das Blut nur so herunterlief. Freund K .... ließ vor Verwunderung den Stempel, mit dem er gerade einem unschuldigen Schafe die Nase verzieren wollte, in seiner Hand sinken, als er mich, den Arm in der Schlinge, herankommen sah und der Pommer meinte ironisch: „Dat ihn det jar nich wundern thäte“ und er so Etwas schon lange erwartet hätte.

Unter diesen Umständen war ein Bleiben meinerseits nicht gut möglich und noch selben Nachmittags fuhr ich, nachdem ich von Allen, besonders aber von Jack, herzlichen Abschied genommen, mit Gottfried, dem Kurhessen, auf der nämlichen Karate, in der ich gekommen, Fray Bentos wieder zu, wo mir ein baskischer Quacksalber die verschobenen Gelenke wieder zurechtrückte.

Das stromabwärts gehende Dampfboot wurde erst in einigen Tagen erwartet, wie mir der Wirth eines kleinen französischen Gasthofes sagte, den ich diesesmal zu meinem Aufenthalt gewählt hatte und der, wenn auch eben so theuer, doch auch dreimal besser als das Hotel del Puerto war, dessen schauerliche Betten mir noch zu wohl in der Erinnerung lagen, obgleich ich in der letzten Zeit, was ein bequemes Lager betraf, gerade nicht verwöhnt worden war, und welch' unendliches Behagen es mir gewährte, in den reinlichen, weichen Betten die Glieder einmal wieder ordentlich strecken zu können, läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß fünf Wochen lang der Sattel mein Kissen und der Poncho meine Decke gewesen war.

Die Zeit nun bis zur Ankunft des Dampfers benutzte ich zu kleinen Streifereien an die mit wild verschlungener Vegetation bedeckten Ufer des Uruguay. Hier auf uruguitischer Seite war dasselbe hügelig und wo eine solche Erhebung an den Fluß trat, ragten weiße Kalkwände steil aus dem sie umgebenden Grün empor. Ganz erstaunliche Massen Roth- und Brauneisenstein lagen hier von den Wellen des Flusses blosgespült zu Tage, und an einer Biegung desselben zeigte sich der reiche Eisensand in solchen Massen am Ufer, daß man ein mäßiges Hüttenwerk jahrelang davon hätte versehen können. Auch Bohnerze fand ich in großer Menge. Das Interessanteste aber in mineralogischer Hinsicht waren die zahllosen Geschiebe von Achat, Jaspis, Chalzedon und Bergkrystall in den mannigfaltigsten Varietäten, und zwar fanden sie sich nicht nur hier im Sande des Flusses, sondern auch überall in der Ackerkrume des benachbarten Landes. Ich hatte einige wunderhübsche Exemplare gesammelt, welche mir aber später nebst anderen Mineralien in Lima wieder abhanden gekommen sind.

Ein herrlicher Abend war es, als ich einige Stunden vor der Ab-

fahrt des um Mitternacht eintreffen sollenden Dampfers auf der Spitze eines der höheren Uferfelsen lag und der Sonne nachblickte, wie sie hinter den in ununterbrochener Linie sich hinziehenden Urwäldern Argentiniens versank, über deren grünes Blättermeer jetzt die prächtigsten Reflexe und Farben am Himmel aufflammten und sich in dem majestätisch und ernst dahinfließenden Strome spiegelten. Der tiefste Frieden ruhte auf der schweigenden Wildniß, nichts als das monotone Rauschen des Flusses unterbrach die Einsamkeit, welche noch erhabener und düsterer wurde, als nun die kurze Dämmerung erlosch und die Schatten der Nacht sich schwarz über die Landschaft legten. Doch nicht lange währte das Dunkel, — riesig stieg die volle Scheibe des Mondes herauf und übergoß mit ihrem magischen Scheine die weite, grüne Gegend, über die jetzt ein unendlicher Zauber lag. Mit diesem Bilde nahm ich gleichsam Abschied von dem mir lieb gewordenen Lande, das ich wahrscheinlich nie wieder sehen sollte, denn mein Weg führte nun nach Westen durch die weiten Pampa's und über die Cordilleren, dem stillen Meere entgegen.

In's Hotel zurückgekehrt, schlief ich noch ein paar Stunden, bis mich mein Wirth, dem ich befohlen, mich bei Ankunft des Dampfers zu wecken, an den Schultern rüttelte. Rasch war ich auf, und nachdem ich meine Rechnung gezahlt, folgte ich dem mein Gepäck tragenden Peon an den Strand und erreichte bald das mit seinen Lichtern weit durch die Nacht blitzende Fahrzeug. Noch einmal tönte die Signalglocke, dann begannen die Schaufeln die Fluth aufzuwühlen, und in die Nacht hinein glitten wir den Fluß hinab. Hinter uns versanken die wenigen Lichter Fray Bentos, hinter mir lag auch das wunderliche Land mit seiner noch wunderlicheren Bevölkerung und nur die Erinnerung an das schöne Steppenleben wird mich noch lange durch's Leben begleiten, wenn ich sie auch nicht wiedersehen werde, die Banda oriental.

III.

Stromfahrt auf dem Parana. Die Pampas. Cordova.

Wieder in Buenos-Ayres angelangt, war es mein Erstes, meinen äußeren etwas derangirt aussehenden Menschen mittelst der im Hotel zurückgelassenen Sachen wieder ein wenig in Ordnung zu bringen. Der Contrast war freilich stark genug. Vor wenig Tagen noch im rauhen Poncho, Farina und halb rohes Fleisch vom bloßen Tisch essend und nun wieder in dem Gewühl der Hauptstadt, in dem eleganten Hotel und in modernen Kleidern — seltsam! und doch wie bald wieder lehrt uns die Gegenwart die Vergangenheit vergessen, wie leicht fügen wir uns von Neuem in die gewohnten Verhältnisse — mir wenigstens kam schon nach einigen Tagen mein Aufenthalt in Uruguay wie ein recht lebhafter Traum oder eine gelesene treffliche Schilderung vor.

Mein Bruder Alfred war noch in Rio Grande und unsere Geschäftsfreunde Roosen Hopman & Co., die ich hinsichtlich eines passenden Platzes für mich um Rath frug, sagten mir, daß einer ihrer Freunde, ein Herr K......, der in San Juan in der Nähe der Cordilleren bedeutende Silberminen besaß, in nächster Zeit von dort erwartet würde und sie wohl glaubten, mir ein Engagement bei denselben möglich machen zu können. Ich würde also am Besten thun, einige Wochen hier zu bleiben, namentlich da ja auch mein Arm der Ruhe bedürfe. K... würde dann während dieser Zeit eintreffen, und mit meinen guten Zeugnissen und Empfehlungen, sowie ihrer Fürsprache, glaubten sie das Beste hoffen zu dürfen.

Demzufolge verließ ich auch jetzt das Hotel de la Paz, das mir

nachgerade etwas zu theuer wurde und bezog dicht daneben in einer sogenannten „casa amueblada“ ein allerliebstes Zimmer im ersten Stock. Frühstück und Mittagessen nahm ich bald in dieser bald in jener Restauration, wie es der Zufall gerade wollte. Dabei studirte ich tüchtig spanisch und englisch, schrieb Briefe oder durchstreifte die Stadt und Umgegend, machte auch eine Menge interessanter Bekanntschaften aller Nationen — kurz, suchte die Zeit so gut als möglich hinzubringen.

Endlich nach drei Wochen kam Herr K..... Ich wurde ihm von unseren Geschäftsfreunden in deren eigenen Hause vorgestellt und die Sache hatte auch weiter keine Schwierigkeiten, nur meinte er, über Gehalt und bestimmte Thätigkeit könne er mir noch nichts sagen, das müsse sein Bruder, der die technische Leitung des Ganzen in Händen habe, bestimmen, — doch wolle er mir einen Brief an denselben mitgeben, auch könne er mir versichern, daß ich nicht unter zweihundert Pfund Sterling pro Jahr für's Erste bekommen würde. Wer war glücklicher als ich, und noch der selbe Tag fand mich mit Zurüstungen für die weite Reise emsig beschäftigt. Alle überflüssigen Sachen wurden in einen großen Koffer gepackt und bei Roosen Hopman & Co. deponirt, von wo aus ich sie mir später durch Alfred nachsenden lassen konnte. Dann wurde ein Revolver gekauft, die Doppelflinte gereinigt und das lange Gauchomesser mit Silbergriff, das ich zum Andenken an die Banda oriental bewahrte, aus dem Grunde der Reisetasche hervorgesucht, denn die Reise war nicht ohne, — da sollte es ganze Räuberhorden verbrecherischer Gaucho's geben, die sich das unschuldige Vergnügen machten, harmlosen Reisenden die Kehle abzuschneiden, — nicht zu gedenken der blutdürstigen Indianer, die den Westen des Landes unsicher machten, da derselbe des Paraguaykrieges wegen fast ganz von Militair entblößt sei — und was dergleichen interessante Geschichten mehr waren, die sich dann später etwas näher betrachtet, nicht den vierten Theil so gefährlich erwiesen, als sie anfangs geschildert waren. Auch machte ich nun meinen Creditbrief bei Roosen Hopman & Co. zu Gelde, das ich in leicht zu transportirenden Unzen ausgezahlt bekam. Ebenso gaben mir die Herren noch die besten Unterweisungen in Betreff der Reise, sowie einen Empfehlungsbrief an einen Deutschen in Cordova, der im Hotel de Paris, wo auch ich absteigen sollte, wohnte. In Cor=

dova mußte ich nämlich auf die Ankunft des „correo“, des Mannes, welcher den Postdienst zwischen den Minen und letztgenannter Stadt versah, auch die Silberbarren dahin brachte und etwaige Briefe mit zurücknahm — warten und konnte mein Aufenthalt, der Unsicherheit der Wege halber, dort sich vielleicht auf Wochen ausdehnen.

Eines meiner wichtigsten Reise-Utensilien war noch mein Bett, das ich bei einem Franzosen kaufte und das sich seines praktischen Gebrauchs wegen vorzüglich für solche größere Landreisen eignete. Es war eine Art Feldbett; das Gestell darunter ließ sich fortnehmen und wurde dann zu lauter geradlinigen Stäben auseinandergenommen, in das Bett selbst hineingelegt. Zusammengeschnallt sah das Ganze einer colossalen Cigarre nicht unähnlich, wog dabei nur zwölf Pfund und konnte überall mit hingenommen werden. Meine noch von drüben stammende Reisedecke, die mir schon in Uruguay gute Dienste geleistet, konnte ich ebenfalls vortrefflich gebrauchen.

So ausgerüstet fuhr ich an einem schönen Octobermorgen mit der Eisenbahn nach Tigres, einem kleinen, unbedeutenden Städtchen in der Nähe der Mündung des Parana, der hier seine Wasser in zahllosen schmalen Flußarmen dem La Plata zuführt. Ein kleiner Dampfer, nicht viel größer als die des Rheins, lag hier, seine Passagiere erwartend, vor Anker. Ich löste ein Billet bis Rosario, einer ziemlich bedeutenden Stadt oben am Parana, die wir in zwei Tagen erreichen sollten und von wo ich nach Westen hin abbiegend, Eisenbahn und Diligencia benutzend, in vier oder fünf Tagen Cordova erreichen konnte. Wenig Passagiere waren es, die ich an Bord fand, was mir um so lieber war, da ich nun die Aussicht, die Fahrt mit aller Ruhe zu genießen, vor mir hatte.

Ein förmliches Netz enger, in den wunderlichsten Windungen durch- und ineinanderfließender Kanäle war es, durch das wir uns jetzt langsam hinaufarbeiteten. Hie und da war das Fahrwasser so beengt, daß die herabhängenden Baumwipfel nicht selten das Boot streiften und beständig ein paar Matrosen mit langen Stangen in den Händen, die nicht zu vermeidenden Reibungen und Stöße möglichst abzuschwächen suchten — eine Heidenarbeit, wobei manches „damned“ und „carajo“ gehört wurde.

Zu beiden Seiten des klaren Wassers hingen die Zweige der Trauerweiden ähnlichen Bäume wie grünes, dichtes Haar tief herunter. Förmliche Wände bildend, spiegelten sie sich in der leise dahin rauschenden Fluth, so daß man wie in einem grünen Himmel zu fahren glaubte. Fast zwei Stunden dauerte diese Fahrt, bis wir auf einmal, um eine neue Krümmung herumfahrend, — den breiten, gewaltigen Spiegel des Parana vor uns liegen sahen, der ähnlich wie der Uruguay, von düsteren Wäldern eingefaßt, ernst und majestätisch seine Fluthen dem atlantischen Meere entgegenwälzt.

Bald darauf befanden wir uns schon in der Mitte des Stromes. Stärker keuchte die Maschine gegen die gewaltige Strömung, bis wir nahe dem rechten Ufer ruhigeres Wasser erreichten und nun unmittelbar unter den Wipfeln der Baumriesen dahinfahrend, ziemlich schnell den Fluß hinauf glitten. Aber welche Scenerie war es, die uns jetzt umgab! Wie starrte da Baum an Baum, Stämme und Aeste in ein undurchdringliches Gewirr durcheinandergewachsen, von Schlingpflanzen übersponnen und nur da und dort von einzelnen dürren, mit phantastischen, wehenden Moosbärten behangenen Aesten überragt. Dazwischen toll und wild übereinandergehäuft, die vom verheerenden „pampero" gefällten, halb verfaulten Baummassen, auf denen das Unterholz schon wieder lustig in die Höhe strebte. Doch liegt nicht das frische, saftige Grün unserer deutschen Wälder auf diesen Wildnissen. Grau, holzig und stachlicht, starren die noch von keiner Axt entweihten Massen empor, — in ununterbrochener Linie ziehen sie sich an beiden Ufern des Stromes dahin, selten einer kleinen Lichtung Raum lassend, auf der ein halb zerfallener Rancho den blauen Rauch seines Feuers friedlich in die sonnige Luft sendet, und über dieselbe hinaus sieht man dann die sich unermeßlich, genau horizontal hinziehende, ferne Linie der Pampas dämmern. Auch wohl eine vereinzelte Estancia mit ihren niederen, weißen Gebäuden und grünen Weideplätzen unterbricht dann und wann die erhabene, in ihrem ernsten Schweigen einen schwermüthigen Eindruck machende Waldeinsamkeit. Eben biegen wir gegen eine dieser Estancia's, um einen Passagier an Bord zu nehmen, der die Aufmerksamkeit des Dampfers durch das dem Capitain wohlbekannte Zeichen — ein flatternder Fetzen Tuch auf roh

zugehauenem Flaggenstock — erregt. — Wir halten, — langsam schlagen die Räder das Wasser, ein Zurücktreiben zu verhindern, — zischend fährt der überflüssige, weiße Dampf aus den engen Ventilen und verhüllt einen Augenblick das aus einem ausgehöhlten Baumstamme plump gezimmerte Boot, aus dem jetzt ein alter Estanciero in buntem Poncho und breitem Sombrero die Schiffstreppe herauf an Bord klimmt. Noch ein paar Worte werden gewechselt, dann entfernt sich das Boot und von Neuem klappert und stöhnt die Maschine, unmuthig den schwarzen Qualm aus dem Schlot wälzend, daß man ihr gar keine Ruhe lasse und den Dampf, diesen ungeschlachten, wilden Gesellen immer und immer wieder auf sie hetze.

Weiter und weiter geht die Fahrt den gewaltigen Strom hinauf, dessen wunderbar klares Wasser die Gegenstände auf seinem Grunde genau erkennen läßt — sieh! wie die untergegangenen oder noch halb mit dem Ufer zusammenhängenden, schwarzen Stämme drohend ihre dunklen Aeste und Zacken zu uns heraufstrecken; — welch' ein seltsames Gewirre von Zweigen und Zinken, von denen nicht wenige über die Oberfläche des Wassers hervorragen und dort in allerlei nickenden Bewegungen auf- und abtauchen — sind böse Gesellen das — und je weiter ihnen ein ehrliches Fahrzeug aus dem Wege geht, desto besser; die zwei über der Fluth sichtbaren, schlanken Mastspitzen drüben könnten uns auch eine lange Geschichte davon erzählen.

„A comer, à comer!“ — zum Essen! — schreit da hinter uns aus dem unteren Raume auftauchend der Steward — ein Schwarzer, — wobei er noch zum Ueberfluß eine ohrzerreißend gellende Glocke nach Leibeskräften handhabt — „à comer“ — und hastig eilen die von der Strom- und Waldluft hungrig gemachten Passagiere hinab und nicht viel später sind von dem prachtvollen Rippenasado kaum noch die Knochen übrig, Zeugniß ablegend von dem trefflichen Appetit der Reisenden. Glücklicherweise ist Fleisch hier nichts weniger als rar und der ebenfalls schwarze Koch setzt mit fröhlich grinsender Miene immer wieder neue Braten auf den Tisch. Endlich sind auch die Letzten gesättigt und während die Dunkelheit mit Macht hereinbricht, sieht man einzelne dre

Passagiere schon Anstalten zur nächtlichen Ruhe machen, wir aber wollen noch einmal an Deck eilen, um nach der Hitze des Tages noch ein wenig die frische, kühle Waldluft athmen zu können.

Der tiefste Frieden ruht jetzt auf der schweigenden Landschaft, hell strahlt vom tiefblauen Nachthimmel das Sternbild des südlichen Kreuzes und spiegelt sich zitternd in den uns entgegengurgelnden, schwarzen Fluthen. Unter uns, in dem von dem Feuerscheine der Dampfkessel hell erleuchteten Raume, sehen wir dunkle, athletische, halbnackte Gestalten mit langen Schürstangen ihr Wesen treiben. Eben stoßen sie die eisernen, runden Thüren auf, neuen Vorrath in den glühenden, geöffneten Rachen der unersättlichen Kesselungeheuer zu werfen, — grell legt sich dabei der rothe Schein über die dunkle, leise rauschende Fluth — dann wieder tiefe Nacht — aber was ist das! — Weit vor uns am Horizont ist der Himmel mit unheimlich feuriger Gluth umzogen, in der hie und da einzelne Flammenlohen aufzucken, um gleich darauf wieder zu versinken. Dunkle, wogende, geballte Massen hängen darüber hin und — „incendio de selvas“ — sagte da der alte Estanciero, der wie aus der Erde gewachsen auf einmal dicht neben mir stand — ein Waldbrand — und was für einer, denn wie wir näher kamen, glich das ganze rechte Ufer einem gewaltigen Feuermeere. Wir hielten jetzt nach links ab, denn die Hitze war in der That fürchterlich und obgleich wir nun dicht am anderen Ufer hinfuhren, war die Gluth doch kaum auszuhalten, indem der Wind gerade von dort herüberblies und die brennenden Funken in Masse zwischen das Tauwerk herum jagte oder auf Deck schüttete. Auch standen für alle Fälle ein paar Leute mit wassergefüllten Eimern bereit. Schrecklich schön war das Bild, das sich uns bot. Krachend und knisternd, nur zuweilen wenn einer der riesigen Baumrecken zu Boden stürzte, mit dumpfen Schlägen untermischt, loderten die Flammen himmelhoch empor, mit rasender Schnelligkeit von Baum zu Baum springend, zuerst in mächtiger Lohe aufflammend, wenn sie das dürre kleine Holz- und Laubwerk erfaßten und dann weiter und weiter züngelnd, während die verkohlten, schwarzen Stämme von dem gierigen Element langsam bis auf den Stumpf verzehrt wurden.

Während jenes Ufer diesen großartigen Anblick bot, war das dies-

seitige nicht minder schön. Wie seltsam nahmen sich die verworrenen Stämme und Aeste mit den wild verschlungenen Rankengewächsen und den langen, wehenden Moosbärten in der grellen Beleuchtung aus. Sie schienen zu leben und sich zu bewegen; hier trat eine Partie plötzlich in einem aufflammenden Streiflicht scharf hervor, — dort wieder huschten schwarze Schatten, eine Gruppe alter, verdorrter Baumskelette, die noch eben im hellsten Licht strahlend, grotesk genug aussahen, — in tiefes Dunkel hüllend.

Vorüber — schwächer und schwächer hören wir schon das Prasseln des Waldbrandes, selten, daß eine besonders mächtig aufflammende Lohe noch ihren rothen Schein bis hierher wirft und schon kurze Zeit darauf hat die Landschaft wieder ihren ernstfeierlichen, schweigenden Charakter angenommen. Nur das Rauschen des Waldes, des Stromes und das eintönige Geräusch der rastlos arbeitenden und zischenden Maschine unterbricht die tiefe Stille. Wie finster ist jetzt die Nacht nach dem eben gesehenen Schauspiele, das wie ein grellleuchtendes Meteor an uns vorübergezogen, wie spukhaft düster erscheinen jetzt die mit dem tiefdunklen Nachthimmel verschwimmenden Baummassen, die nur hinter uns, da wo ein langer feuriger Gluthstreifen noch unheimlicht herüber leuchtet, in schwarzen Conturen sich silhouettenartig scharf von dem hellröthlichen Hintergrunde abzeichnen.

An Bord ist es indeß still und stiller geworden, — die Passagiere haben längst ihre Kojen aufgesucht und außer den dunklen Gestalten der Wache und des Steuermanns ist kein lebendes Wesen mehr an Deck zu sehen. Lauter tönt durch die Stille der Nacht das Arbeiten des eingesperrten Dampfes, lauter das in regelmäßigen Pausen wiederkehrende Scharren und Werfen der unermüdlich arbeitenden Feuerleute, während wir durch die dunklen, nur hie und da von einem matten Funken erhellten Fluthen den Fluß hinauf keuchen. Langsam gleiten in unbestimmten Umrissen die Ufer an uns vorüber und scheinen erstaunt den weithin tönenden Schlägen der Schiffsglocke zu lauschen — es ist Mitternacht.

Früh am folgenden Morgen war ich wieder auf meinem alten Platz

vorn am Bugspriet und ließ die Ufer, deren Scenerie sich nur wenig verändert, von Neuem an mir vorüberziehen. Etwas schmäler war hier der Fluß, auch schauten aus dem graugrünen Dickicht nicht selten dunkelgrüne Orangengruppen hervor, aus deren dichtem Laub die goldigen Früchte einladend winkten. Weiter oben wurden sie immer häufiger, so daß sie manchmal förmliche kleine Wälder bildeten — ein herrlicher Anblick — aber auch eben nur ein Anblick, — vorbei dampfen wir, weiter und weiter in den Morgennebeln des Stromes hinein, unserem noch weit entfernten Reiseziel — Rosario — entgegen.

Allmählich erwacht das Leben in Wald und Strom. Zahlreiche Papageienschwärme erfüllen mit ihrem durchdringenden Gekreisch und Geschwätz die Luft und wenn so ein Schwarm über uns hinstreicht, flimmert und strahlt es in den prächtigsten Farben. Schildkröten hängen an den grauen Ufersteinen und plumpen bei unserer Annäherung schwerfällig in die Fluth oder im kurzen, kräftigen Satz schnellt ein Fisch aus den Wellen, daß der silberne Schuppenleib wie ein Blitz in der Sonne strahlt. Hie und da sehen wir auch alte Bekannte aus den Niederungen des Uruguay, friedliche Wasserschweine, die bei unserem Nahen schleunigst in den Wald flüchten — zu ihrem Heile — denn die gelangweilten Reisenden schießen auf Alles, was nur in den Bereich ihrer Flinten kommt, wie schon eine ganze Menge schuldlos gemordeter Papageien zu ihrem Schaden erfahren mußte, die sie aus den über uns hinstreichenden Schwärmen heruntergeschossen hatten.

So fahren wir dahin durch die all' den Zauber einer amerikanischen Wald- und Stromlandschaft athmende Gegend, auf die jetzt die Sonne in beharrlicher Gluth ihre sengenden Strahlen herabsendet. Uns aber, unter dem ausgespannten Segeldache und in dem von der schnellen Bewegung des Bootes erzeugten mäßigen Luftzuge, kann die Gestrenge wenig anhaben, ja, als wir nun nach dem Mittagessen, eine gute Cigarre im Munde, bequem im Schaukelstuhl zurückgelegt, die sonnigen Ufer an uns vorübergleiten lassen, finden wir es so behaglich, daß wir in der That nicht wissen, was wir uns noch Angenehmeres wünschen könnten. Es ist aber auch ein reizendes Plätzchen, vorn in der Nähe des Fockmastes und die Aussicht auf die unermeßliche Waldscenerie, den klar

dahinrauschenden Strom mit dem tiefblauen Himmel darüber gar wunderbar schön. Nur zu rasch entfliehen auch die Stunden, — schon neigt sich die Sonne dem westlichen Horizont zu, Ströme von flüssigem Golde über das breite Wasser legend, — diamantensprühend flimmern die Wassertropfen um den Kiel, vor dem sich ein Baumzweig festgesetzt und schon seit Stunden da haftet, aber sieh! wie jetzt mit einem Male der Wald auf dem Ufer zur Linken zurücktritt, grüne Rasenplätze und kleine Häuser drängen sich vor und dort! — eben als wir um eine Krümmung des Flusses herumbiegen, erscheint auch — Rosario, auf hohem, abschüssigen Lehmufer gelegen; klar und scharf zeichnen sich die Doppelthürme der stattlichen Kirchen auf dem goldig flammenden Hintergrunde ab — Alles drängt sich, Schachteln, Koffer und Taschen in den Händen, an Deck, und wenige Minuten nachher strömen schon die Ungeduldigen über die kleine Landungsbrücke, dem auf die Ankunft des Dampfers wartenden Menschenhaufen zu. Auch ich fand bald einen dienstwilligen, braunen Kerl, der mich und meine Sachen in einen englischen oder vielmehr irischen, kleinen Gasthof brachte, den man mir in Buenos Ayres empfohlen hatte.

Rosario — so gern ich möchte, — ich kann nichts darüber sagen, den folgenden Morgen schon mußte ich weiter, — doch ist es eine ziemlich bedeutende Stadt, in äußerst fruchtbarer Gegend gelegen. Die Waldmassen biegen hier, dem Laufe des Parana folgend, ab und unmittelbar hinter Rosario sieht man schon die unermeßlichen Flächen der Pampas sich dehnen. Der Handel der Stadt — wenn auch weniger bedeutend — ist ohngefähr derselbe wie der Buenos Ayres.

Ich machte noch Abends in den mit niedrigen, schmucklosen, weißen Häusern eingefaßten Straßen einen Spaziergang, kaufte Verschiedenes für die Reise und spielte sogar in einem Kaffeehause eine Partie Billard, die ich, beiläufig bemerkt, gewann, denn mein Gegner schien, was sein Spiel anbetraf, besser mit Lasso und Bolas umgehen zu können, als mit dem Queue. Zurückgekehrt in's Hotel, wo ich auf ächt englische Weise zu Abend speiste, suchte mich mein irischer Wirth mit Gewalt zu bewegen, ihm mein neues Bett, das ihm seines praktischen Gebrauchs wegen sehr in die Augen stach, zu verkaufen, worauf ich natürlich nicht einging.

Dafür machte er mir aber auch eine unverschämt hohe Rechnung beim Abschied.

Schlag sechs Uhr nächsten Morgens war ich wieder reisefertig und folgte dem Burschen des Hotels, einem Hamburger Schiffsjungen, der mein Gepäck trug, zum Bahnhofe. Von hier nach Cordova wird nämlich eine Eisenbahn gebaut, die schon bis „Fraile muerto“, einem kleinen Orte in der Pampa, den man in acht oder neun Stunden mit derselben erreicht, — fertig ist. Fraile muerto — wörtlich der todte Pfaffe — war mein heutiges Reiseziel, und von dort ging dann die Diligencia nach Cordova, welche Tour vier bis fünf Tage dauerte, so daß ich — wir hatten heute Sonntag — gegen Ende dieser Woche in Cordova sein konnte.

Bald darauf saß ich, mein Billet in der Tasche, in einem der geräumigen, nach nordamerikanischem System gebauten Wagen, — ein schriller Pfiff, und dahin brausen wir in den wunderschönen, frischen Morgen hinein. Weit vor uns dehnen sich die unabsehbaren, grünen Flächen, durch die der Schienenweg in schnurgerader Linie sich dahinzieht, so, daß die beiden Schienengeleise zuletzt in einen einzigen zusammenzulaufen scheinen. Rechts sehen wir noch einmal flüchtig die fernen Wälder, die den Parana in seinem Laufe begleiten, hie und da blitzt wohl auch noch einmal der Spiegel des Flusses auf und verschwindet schließlich ganz, bis nur noch Himmel und — nein, nicht Wasser — sondern ebene, grüne Grasfläche uns umgeben, aber es sieht in der That fast aus wie ein weites, lichtgrünes Meer, durch das wir mit Windeseile dahinjagen.

Lange schon ist hinter uns Rosario in diesem Grasmeere versunken und trotz der rasenden Schnelligkeit, mit der wir vorwärts gerissen werden, scheint es uns doch, als ob wir kaum vom Fleck kommen — kein Baum, keine Erhöhung, nach denen man ein Näherkommen oder die zurückgelegten Entfernungen ermessen könnte — nichts als die lange, schnurgerade Linie der Bahn, an der vorn unbemerkbar eben so viel langsam aufsteigt, wie dort hinter uns versinkt; doch halt! jener schwarze Punkt am Horizont, der uns, während wir donnernd dahinbrausen, beständig wachsend, entgegenzufliegen scheint, zeigt sich jetzt als eine Estancia,

an einem träge und faul dahinschleichenden Bache gelegen, in dessen Morast die widerlichen Reste dort versunkener Schafe und Kühe stecken — einen Moment führt uns der Wind den schauerlichen Gestank zu — vorbei — frische Luft umgiebt uns wieder und getrost dürfen wir auf's Neue den Kopf zum Wagenfenster hinausstrecken. Jenes ansehnliche Pferderudel da vor uns stiebt entsetzt auseinander, wie die Locomotive den weißen, zischenden Dampfstrahl gerade gegen sie sendet, — Schafe, Ochsen, Alles rennt wie besessen, dem wie der Sturmwind dahinsausenden Ungethüm aus dem Wege, und erst wenn die schwarze Wagenreihe vorübergerasselt, wagen sie es, einen furchtsam neugierigen Blick hinterdrein zu werfen.

Heißer und heißer wurde es jetzt mit jeder Stunde, aber was war das gegen den Staub, der uns beinahe erstickte und auch meinen Mitpassagieren, einem Schweizer und einem kleinen Argentinier, nicht wenig zu schaffen machte. Von außen waren wir schon alle Drei mit der gleichen Staubschicht überzogen, daß dieselbe aber die Kehlen nicht antastete, dafür sorgte der kleine, lustige Bursche, indem er beständig eine mit Cognac gefüllte Flasche herumgehen ließ.

Durch die gleichmäßige Bewegung des Zuges war ich eben ein wenig eingenickt, erwachte aber bald darauf wieder durch das Halten desselben. Ich streckte den Kopf zum Fenster hinaus, fuhr aber im Nu wieder erschreckt zurück. — Auf dem schwarzen Meere — war mein erster Gedanke. Schwarz, rabenschwarz breitete sich die ungeheure, durch nichts unterbrochene Fläche, vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel überspannt, dahin. Freilich war es wie ich jetzt genauer hinsehend, gewahrte, nur die durch einen Prairiebrand verkohlte Steppe, aber der unvermuthete Anblick, des in seiner wüsten Leere und imposanten Farbeneinfachheit furchtbar großartigen Bildes wirkte im ersten Moment so überraschend schreckhaft auf mich, daß mein Zurückfahren wohl zu erklären war. Noch zwei oder drei Mal passirten wir solche verkohlte Grasflächen, die oft viele Meilen lang und breit, sich unabsehbar, — ein schwarzes Meer, — durch die Pampas dahinzogen.

Selten hielten wir einmal an einem vereinzelten Rancho, Wasser für die Maschine einzunehmen oder den dort stationirten Leuten Pro-

viant, namentlich ungeheure Stücke rohen Fleisches zu verabreichen; ein paar Worte wurden gewechselt, dann ging es weiter, mit Windeseile der schon sich neigenden Sonne nach.

Schrecklich monoton ist so eine Eisenbahnfahrt durch die sich ewig gleich bleibende Pampa, deren mattes Grün nur selten durch saftig dunkelgrüne Flächen kurzen Klee's unterbrochen, dem suchenden Auge wenig oder gar keine Ruhepunkte gewährt. Der Reisende, der ermüdet von der Einförmigkeit der Gegend, endlich in Schlummer sinkt, wird — mag er auch Stunden schlafen — bei seinem Erwachen kaum glauben, vorwärts gekommen zu sein, — genau dieselbe trostlose Oede und Einsamkeit, wie vorhin, umgiebt ihn noch, und von Neuem schließt er unmuthig die Augen, die Langeweile so gut wie möglich durch Schlaf zu bekämpfen.

So rasselten wir weiter und weiter, der langen Horizontallinie im Westen entgegen, über die schon die Sonne wie ein glühender Riesenballon hing und die Kanten derselben in wunderbar rothem Schein aufleuchten ließ. Hie und da erschien jetzt einiges Buschwerk und im Zwielicht des Abends tauchten sogar — eine willkommene Abwechselung — hohe Baumgruppen vor uns auf, hinter denen — wie meine Mitreisenden sagten — Fraile Muerto, unser heutiges Reiseziel, lag. Nach einer Viertelstunde erreichten wir auch den Ort, der einzig und allein aus dem höchst primitiven Stationsgebäude und einem nicht weit davon liegenden Bretterhause bestand. Letzteres war eine Posada für die auf die Diligencia wartenden Reisenden, weshalb auch ich meine Schritte dorthin lenkte. Zu meiner nicht eben sehr angenehmen Ueberraschung hörte ich hier, daß der nach Cordova bestimmte Wagen erst in drei Tagen abging, — schöne Aussichten! drei Tage in dieser Oede, — aber was half's! ich mußte mich schon drein ergeben, auch söhnte ich mich mit meiner Lage so ziemlich wieder aus, als ich inne wurde, daß nicht nur die Küche vortrefflich, die Betten, wenn auch all' in einem Raume, höchst reinlich, sondern auch noch eine nicht unbedeutende Anzahl Reisender in den abenteuerlichsten Trachten und schwer bewaffnet, schon auf die morgen nach Mendoza abgehende Diligencia warteten. An Gesellschaft fehlte es also nicht. Während des ganzen Abends drehte sich das Haupt=

gespräch um die räuberischen Einfälle der in letzter Zeit wieder außergewöhnlich kühn gewordenen Indianer, die von Süden heraufkommend, ihre Streifzüge schon bis San Luis hin ausgedehnt hatten und demnächst ihre Horden vielleicht auch hier erscheinen lassen konnten. Wie sehr gerechtfertigt diese Befürchtungen waren, ersah ich später in San Juan aus einer Zeitung der Hauptstadt, woraus hervorging, daß die Indianer nur wenige Tage nach meiner Abreise Fraile Muerto am hellen, lichten Tage überfallen, mehrere Männer, unter ihnen ein paar dort ansässige Engländer, erschlagen und verschiedene Gefangene, sowie alle Heerden mit sich nach den unermeßlichen, entlegenen Steppen des Südens, wohin ihnen Niemand folgen konnte, genommen hatten.

Folgenden Morgens machte ich einen Spaziergang in das benachbarte Dickicht und gerieth dabei an ein tief und scharf in den Diluvialboden eingerissenes Flußthal, doch mit nur wenigem, schlammigem Wasser. Eine Menge feiner Glimmerblättchen — wahrscheinlich von den Cordilleren stammend — lagerte hier im Sande, kleinen Goldflitterchen täuschend ähnlich. Unter den kühlen, rauschenden Wipfeln hielt ich, während draußen die Sonnenstrahlen heiß und sengend auf die schattenlose Ebene brannten, meine Siesta, und ein paar angenehme Stunden waren es, die ich, in das grüne Blätterdickicht hinaufschauend und meinen Gedanken nachhängend, dort verträumte.

Nachmittags hatte ich Gelegenheit, die Abfahrt der Diligencia nach Mendoza zu beobachten. Die Diligencia, unseren deutschen, gelben Postwagen nicht unähnlich, nur größer und robuster, faßte im Innern bequem ein Dutzend Personen. Auch obenauf und vorn waren Sitze angebracht. An den Seiten war der Wagen ganz nett mit allerlei Landschaften bemalt. Von der Deichsel an ging ein langer, roh aus Hautstreifen geflochtener Strang, an welchen links und rechts noch je vier kleinere befestigt waren, an denen die Pferde, die nur einen argentinischen Sattel — nichts weiter — mit dem Sattelgurt angespannt wurden. Auf jedem Thiere hing dann noch ein mit langer Peitsche bewaffneter Gaucho und die acht Kerle machten beim Abfahren einen Heidenspektakel, wobei sie die Mähren so nachdrücklich mit Peitsche und Sporn bearbeiteten, daß dieselben wie toll

mit dem schwankenden Kasten dahin jagten und gleich darauf in den mächtig emporgewirbelten Staubwolken verschwanden.

Endlich kam auch die Stunde unserer Abfahrt heran. In eben einem solchen Kasten, mit eben solch wildem Gespann rollten wir, was nur die Pferde laufen wollten, in den wunderschönen Morgen hinein. Daß wir nicht einmal umgeworfen, ist mir noch heute ein Räthsel. Wehe, wenn es Steine gegeben hätte! wir wären verloren gewesen! In den ganzen Pampas wird man aber schwerlich dergleichen finden und Jemand, der einen Hund werfen wollte, müßte sich schon mit einem Knochen begnügen, deren es allerdings genug giebt, denn überall begegnen dem Auge bleichende Thierskelette oder von der Sonne mumienartig eingetrocknete Cadaver.

Wenn nicht der fatale Staub gewesen wäre, der uns auch hier förmlich überpuderte, würde die Fahrt eine höchst angenehme zu nennen gewesen sein, denn die Diligencia rollte sanft und nur zuweilen etwas bedenklich schwankend, über den fast mathematisch ebenen Boden dahin. Meine Reisegesellschaft waren zwölf ältere und jüngere Männer, alle in bunt gestreiften Ponchos, breiten Sombreros und schwer bewaffnet. Da kamen alle nur möglichen Arten Revolver zum Vorschein, vom schweren Colt'schen mit halbzölligem Caliber bis zum kleinsten, erbsengroße Kugeln schießenden Lefaucheux, ebenso Messer in den seltsamsten Formen; man hätte glauben sollen, hinter jedem Busche lauerten blutdürstige Indianer und Gauchos, bereit, mit Cuchillo und Lasso die Reisenden auf's Schnellste in's Jenseits zu befördern.

Zuweilen machten wir bei einem der gleich Schwalbennestern aus getrockneter Erde errichteten und mit hohen Mauern aus demselben Material umgebenen Gebäude Halt, die Pferde zu wechseln und einen Schluck Mate oder einen Bissen halb rohen Fleisches zu genießen, während die Peone beschäftigt waren, frische Thiere im Corral zu fangen und anzuspannen. Dann blies einer dieser Bursche auf einer antediluvianischen Trompete einige schauerliche Töne, die uns wieder auf unsere Sitze klettern hießen, und hussah! ging es wieder unter wildem Geschrei und Spektakel, wobei Trompete und Peitschen ebenfalls das Ihrige redlich thaten, vorwärts, zwar nicht über Stock und Steine — denn die gab es nicht —

wohl aber über die zahlreichen Knochen, die in Menge die nächsten Umgebungen des Hauses bedeckten.

Während der Fahrt hatte ich mehrere Male Gelegenheit, das interessante Phänomen der wohl in allen größeren Ebenen mehr oder weniger vorkommenden „Fata morgana“ wahrzunehmen. Weit vor uns am Horizont zogen sich lange Wasserstreifen wie von einem Flusse, mit seltsamen Baumgruppen zu beiden Seiten, und so täuschend ähnlich war dieses Bild mit den jüngst gesehenen Ufern des Parana, daß ich nicht anders glaubte, als den gewaltigen Strom auf's Neue vor mir zu sehen. Aber wie kam der Parana hierher? Das ging doch nicht gut an. Auf mein Befragen erklärte mir auch der Condukteur — hier „Mayoral“ genannt — die Erscheinung der „fliehenden Wasser“, wie er sie poetisch genug nannte.

Abends erreichten wir Villa nueva, ein weitläufig gebautes Dorf. Hier waren die Außenwände der Lehmhäuser schon weiß angestrichen, sonst aber sah es traurig genug aus, doch fanden wir in einem sogenannten „Hotel“ ein erträgliches Zimmer oder vielmehr Saal, in dem wir Alle einquartirt wurden und den Mosquito's und Flöhen ein paar Stunden Schlaf abkämpften, bis uns die infernalischen Töne der Trompete wieder aus dem Schlummer rissen.

Bald darauf ging es, vor Aufgang der Sonne weiter in die noch dunkle Ebene hinein. Wie wohl that die frische, durch den Wagen streichende Morgenluft nach dem dunstigen Nachtquartier, wie traulich saß es sich in der Ecke der Diligencia, die nur von den glimmenden Punkten der Maisstrohcigaretten schwach erhellt, geräuschlos und schnell dahinflog, und nur zu rasch schwanden die grauen Schatten der kurzen Dämmerung, nur zu bald stieg glühend roth das Gestirn des Tages empor, mit seinen Strahlen die am Boden wallenden und ineinanderfließenden Nebelschichten zerreißend und wenige Stunden nachher strahlte schon wieder die sengendste Gluth vom wolkenlosen Himmel. Glücklich, wer schlafen konnte; mir wurde es nicht so wohl, denn wenn ich wirklich einmal einnickte, so sorgten schon die acht Kanaillen vorn auf den Pferden dafür, mich stets rechtzeitig wieder zu wecken, während die sich

durch nichts stören lassenden Argentinier, wie die Murmelthiere, im tiefsten Schlafe lagen.

Wird schon eine Eisenbahnfahrt durch die Pampas nach kurzer Zeit ermüdend und langweilig, wie viel mehr nicht eine Reise mit der Diligencia, die, wenn auch von den fast immer galoppirenden Pferden rasch dahingerissen, im Verhältniß zu dem pfeilschnellen, Meilen in Minuten verwandelnden Train, doch nur langsam vorwärts kommt. Die einzigen, schwachen Lichtpunkte dieser Fahrt sind die auf den Stationen dann und wann stattfindenden Pferdewechsel, bei welcher Gelegenheit die Reisenden für theures Geld ein qualitativ wie quantitativ viel zu wünschen übrig lassendes Frühstück oder Mittagessen haben können. Der Ausdruck — Lichtpunkte — rechtfertigt sich auch nur durch den trüben Hintergrund einer langweiligen Pampasfahrt, in der jede Abwechselung eine willkommene Erscheinung ist, während bei irgend einem anderen Gemälde diese Lichtpunkte weniger glänzend, ja vielleicht wie Schattenseiten aussehen würden.

An diesem zweiten Abend machten wir bei einem einsam gelegenen, von ärmlichen Ranchos umgebenen Gebäude Halt, um die Nacht dort zuzubringen. Die Peone zündeten ein Feuer an, bei dessen Scheine wir auf gefällten Baumstämmen sitzend, unser höchst frugales Nachtmahl einnahmen, Mate tranken und dann Anstalten zur nächtlichen Ruhe trafen. Wie gewöhnlich quartierten wir uns in dem Hauptzimmer ein, die hier alle die Einrichtung haben, einen zwei oder drei Fuß hohen und breiten, an der Wand hinlaufenden Vorsprung aus gestampftem Lehm zu besitzen; hie und da ist derselbe mit einem Teppich oder doch wenigstens einer Matte bedeckt und dient, nachdem die Matratzen darauf gelegt sind, zum Schlafen, — soweit dies nämlich Flöhe und Mosquito's, die sich die Pampas zum Lieblingsaufenthalt erkoren zu haben scheinen, — zulassen. Außerdem schmücken diese Zimmer meist noch ein paar schön in Roth und Gelb gemalte Heiligenbilder, eine selten fehlende Guitarre nnd das über einen hölzernen Bock gehängte Reitzeug, auf dessen schmuckes, blankes Aussehen die Bewohner der Pampas ein besonderes Gewicht zu legen scheinen.

Nachdem wir am folgenden Morgen noch rasch ein halbblutiges Stück

„carne con cuero“, — in der Haut gebratenes Fleisch, — mit Mühe gekaut und heruntergeschluckt hatten, ging es weiter. Jetzt sah man auch wieder Buschwerk und später sogar zusammenhängende Wälder, freilich nur niedriges, stachlichtes Zeug; dennoch aber gewährten sie eine höchst angenehme Abwechselung gegen das ewige Graugrün der kahlen, unermeßlichen Pampa, die nachgerade anfing, mich gewaltig zu ermüden, und wie der monatelang auf See herumtreibende Wanderer sehnsuchtsvoll nach Land ausschaut, so blickte auch ich vom luftigen Verdeck des Wagens aus gar manchmal gen Westen, ob denn noch immer und immer nicht das ersehnte Blau der Berge von Cordova sich zeigen wollte. Wie lange war es nun schon, daß ich keine Berge, keine Schluchten, Felsen, zackigen Gipfel und rauschenden Bergwasser — kurz — all' den Zauber höherer Gebirge geschaut; die jüngst gesehenen malerischen Höhenzüge Brasiliens durfte ich nur aus der Ferne bewundern, nur — doch halt! erschienen dort weit, weit vor uns nicht leise dämmernde, mächtige, kühn geschwungene, nach unten im bläulichen Duft verschwimmende Massen über der langen, scharf abgegrenzten Horizontlinie der Pampa? — ja, das war sie, die „Sierra de Cordova“, die da vor uns lag und mit jeder Viertelstunde ihre Kuppen, Kanten, Rücken und schroffen Hänge mehr und mehr hervortreten ließ. Obgleich die Sonne in beharrlicher Gluth herabbrannte, hätte doch keine Macht der Welt mich von meinem hohen Sitze heruntergebracht; ich sah nur noch die lange, blaue Bergkette, die wie mit magischer Anziehungskraft meine Blicke gefesselt hielt.

An einem schluchtenartig in den Boden gerissenen Flußbett, durch das über Kiesel und glitzerndes Gestein ein klarer Bergstrom dahinrieselte, machten wir Halt. Frisches Wasser! Nur wer in der letzten Zeit das fade, trübe Wasser der Pampa's genossen, weiß diese Worte in ihrer ganzen Bedeutung zu schätzen und wohl eine Viertelstunde hielten wir an den Ufern des wunderbar durchsichtigen Flüßchens, während Menschen und Thiere in tiefen, langen Zügen das erfrischende Naß schlürften. Zum letzten Male dann kletterten wir wieder auf den mit frischen Pferden bespannten Wagen — zum letzten Male, Gott sei Dank! und durch üppige Waldstrecken dahinfliegend, erreichten wir endlich gegen Sonnenuntergang die ersten Rancho's der Vorstadt von Cordova, hinter denen man die

weißsteinernen Häuser der eigentlichen Stadt freundlich herüberschimmern sah. Wie der wilde Jäger in dunkler, stürmischer Nacht vom Rodenstein nach dem Schnellert hinüberbraust, rasselten wir unter entsetzlichem Gejohle, Peitschengeknall und gellendem, bisweilen in ein gelindes Geheul ausartenden Trompetengeschmetter durch die langen, geraden Straßen und nicht eher endete der infernalische Lärm, bis der Wagen mit den schweißtriefenden, zitternden Pferden vor dem Diligencenbüreau auf der Plaza hielt, neben dem sich auch das mir in Buenos Ayres empfohlene „Hotel de Paris" befand. Herzlich dankte ich meinem Schöpfer, als ich endlich glücklich meine Beine unter die wohlbesetzte Tafel des Hotels strecken konnte, denn daß wir Alle auf dieser Pampasfahrt nicht zehn Mal den Hals gebrochen, ist mir, wie schon gesagt, noch heute ein Räthsel.

Mein Correo von den Minen war noch nicht angekommen und wurde erst im Laufe der nächsten Woche erwartet. Uebrigens war mir die Aussicht, vielleicht ein oder zwei Wochen hier bleiben zu müssen, durchaus nicht unangenehm. Das Städtchen selbst behagte mir sehr; das Hotel, — wenn auch trotz des hochtrabenden Namens, klein, doch ganz passabel, — die Wirthin, eine Französin, äußerst liebenswürdig, und was die Hauptsache, ich fand hier eine kleine Anzahl zusammengeschneiter, prächtiger Deutscher, mit denen ich schon am zweiten Tage meines Hierseins bekannt geworden und in deren Gesellschaft ich während der folgenden Tage gar manche vergnügte Stunde verlebte. Unter ihnen fand ich sogar einen ganz speciellen Landsmann, einen gewissen E..... aus Cassel. Noch wunderbarer aber war mein Zusammentreffen mit einem jungen Manne aus der Eifel, den ich persönlich von dort aus kannte, und es war mir ein eigenthümliches Gefühl, hier im Innern Südamerikas wieder von den Zeiten und Verhältnissen sprechen zu können — Eifel und Pampas — in der That, die Extreme berührten sich. Auch die Anderen waren liebenswürdige Leute, namentlich der dicke Doktor D.... aus Cöln am Rhein, der im Verein mit dem ebenfalls deutschen Apotheker die Bewohner Cordova's durch sein medizinisches Wissen beglückte. Dabei gab es dann noch die unvermeidlichen Meier und Schmidt's, Gevatter, Schneider und Handschuhmacher, die, schon lange Jahre im Lande, sich

etwas Erkleckliches zusammengespart hatten. Ob sie sich nun nach den Deutschen in Buenos Ayres richteten oder ob das so in der argentinischen Luft lag, genug unsere Landsleute lebten alle im besten Einverständniß, bis auf zwei Hutmacher, die sich aus Brodneid auf's Grimmigste in den Haaren lagen, woran sich jedoch die Anderen wenig kehrten. Von Allen aber wurde ich auf's Freundlichste aufgenommen, in ihre Familien eingeführt und mehr als einen Abend mußte ich bis spät in die Nacht hinein meine deutschen Lieder zur Guitarre vortragen, während der feurige Cordoveser Wein die Runde machte. Unter der jungen Damenwelt war manches hübsche Kind mit blonden Haaren und blauen Augen, aber auch dunklere Gestalten argentinischer Abkunft waren darunter, denn nicht wenige der „alemanos" hatten sich mit den Töchtern des Landes verheirathet, wie sie denn auch überhaupt mit den Argentiniern ebenfalls auf dem freundschaftlichsten Fuße lebten. Auch eine gemeinsame deutsche Kegelbahn hatten sie sich draußen in einem eigens dazu gekauften Garten angelegt und ein recht vergnügter Sonntagnachmittag war es, den ich mit meinen neuen Bekannten auf der deutschen Kegelbahn zu Cordova zubrachte.

Cordova selbst ist ein hübsches Städtchen, oder auch Stadt, wenn man will, denn die äußerst regelmäßig angelegten „cuadras" oder Häuserviertel ziehen sich ziemlich weit dahin, ehe sie die ärmlichen, aus Rohr und Buschwerk errichteten Rancho's der Vorstädte erreichen. Die Gebäude sind, wie in den meisten südamerikanischen Städten, einstöckig, mit flachen Dächern, haben viereckige Hofräume, große vergitterte Fenster und einen meist weißen Anstrich von außen. An der Plaza ragt die wunderschöne steinerne Kathedrale mit runder Kuppel stolz in die Höhe; grüne Baumreihen zieren den Platz, auf welchen die Einwohner Cordova's zur Abendzeit ihren Spaziergang zu machen pflegen. Auch das Diligencenbüreau, vor dessen Thür es fortwährend von bunt gekleideten Gestalten wimmelt, liegt hier und die vielen nach Rosario, San Luis, San Juan und Mendoza sowohl abgehenden als ankommenden Wagen tragen nicht wenig dazu bei, das Lebendige des Platzes zu erhöhen.

Gegenwärtig war hier in Cordova wieder einmal der Teufel los; es gährte gewaltig und eine neue Revolution schien im Anzuge. Wessen

aber das hiesige Gesindel fähig war, sah man an den zahlreichen Kugellöchern, die überall in Thüren und Wänden einer Menge Häuser sichtbar waren. Glücklicherweise schießen die Südamerikaner mit ihren schlechten Gewehren höchst mittelmäßig, aber trotzdem ist und bleibt es eine kitzliche Sache um so eine abgeschossene Kugel, und Kerle, die auf zwanzig Schritt Distance womöglich ein Scheunenthor fehlen, treffen gerade bei solchen Gelegenheiten ihren Mann nur so mitten in's Herz hinein, wie ja auch alte, verrostete Schießprügel, die sonst nie losgehen, immer dann, wenn es gilt ein Unglück anzurichten, auf's Bereitwilligste ihre Dienste thun.

In Begleitung des Dr. O . . . ging ich eines Abends, gegen Mitternacht, über die Plaza hinweg meiner Wohnung im Hotel zu, als schon die Wachen auf mindestens dreihundert Schritt ihr lautes „Quien vive“ mehr brüllten als riefen. Trotzdem mein Begleiter das übliche „La patria“ zur Antwort gab, hörten wir keine zwei Minuten später die Federn aufgezogener Flintenhähne in höchst unangenehmer Nähe knacken und mit angelegtem Gewehr schrien die eher wie Banditen und Strauchdiebe, als Soldaten aussehenden Burschen uns noch einmal an, indem sie vorgaben, meines Begleiters Antwort nicht gehört zu haben. Vergebens war alles Protestiren des guten Doktors, umsonst suchte er dem Führer der Wache begreiflich zu machen, wie wir als „Fremde“ durchaus nichts mit den politischen Vorgängen im Lande zu schaffen hätten, — er hatte gut reden der dicke O . . ., ja wenn er ein Engländer, ein Franzose gewesen wäre, aber ein „Aleman“ — nein, der mußte mit, vor dem brauchten sie sich nicht zu geniren und Grimm im Herzen, mußten wir den noch immer mit gespannten Gewehren uns umgebenden Soldaten zur Woche folgen. Erst nachdem wir mit dem wachthabenden Offizier ein paar Flaschen „mosto“, die der Doktor durch einen Soldaten aus einer Fonda holen ließ — getrunken, überzeugte sich der edle Krieger von unserer Harmlosigkeit und da auch jetzt die Wirthin des Hotel de Paris, die ich rechtzeitig benachrichtigt, erschien und uns als ihre Gäste reklamirte, durften wir uns wieder als freie Menschen betrachten, welche Freiheit wir auch schnell benutzten, uns so rasch als möglich aus dem Bereiche der unheimlich blinkenden Karabiner zu bringen.

Endlich, am achten Tage meines Hierseins kam auch mein Correo, Don Juan Sarmiento mit zwei sonnverbrannten, wild aussehenden Arrieros und einem halben Dutzend Maulthieren vor das Hotel geritten. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und nachdem er einen Brief des Herrn K . . . an ihn, den ich mitgebracht, gelesen, sagte er mir, daß er so schnell als möglich Anstalten zu unserer gemeinschaftlichen Rückreise nach den Minen treffen wolle, nur an Sattelzeug, für mich, fehle es ihm, da er auf meine Mitreise nicht vorbereitet gewesen, doch wolle er es mir gern besorgen, wenn ich ihm Auftrag dazu geben würde. Ich gab also Don Juan eine Unze und am Abend erhielt ich einen neuen, argentinischen „recado“, sowie einen leichten Poncho. Uebermorgen sollten wir abreisen, denn die Maulthiere bedurften noch der Ruhe, sie hatten für zehntausend Pesos Silberbarren von den Minen heruntergeschleppt und nach den zwölf Tagen dieser Reise war ihnen das Bischen Rast schon zu gönnen.

Die Zeit nun bis dahin benutzte ich, allen meinen neuen Freunden und Bekannten Adieu zu sagen; noch einen fröhlichen Abend brachten wir bei dem jovialen O . . . zu, dann schied ich von den guten Menschen und als die Sonne des folgenden Tages die starren Felskuppen der Sierra de Cordoba vergoldete, fand sie mich den Fuß im Bügel, bereit, einem neuen, wildphantastischen Stück meines Lebens, entgegenzureiten.

IV.

Die Sierra de Cordova. Im Inneren. Die Silberminen von Marayas.

„Vamos“ rief Don Juan, als wir die letzten Ranchos hinter uns hatten und unseren Thieren die Sporen gebend, sprengten wir in kurzem Galopp über die Ebene, das letzte Stück der Pampas, dahin, dem azurblauen Gebirge zu, das von weißen, wallenden Nebelschleiern umzogen, seine gewaltigen Massen weit dahin streckte. Doch ehe wir dasselbe erreichen, will ich unsere kleine Cavalcade ein wenig beschreiben. Voran trabten die nur mit den leeren Packsätteln und meinen wenigen Sachen, sowie verschiedenen, nöthigen Reiseutensilien, beladenen Maulthieren; dann kamen die beiden Arrieros, Pedro und Amador, und ich empfand jedesmal eine ordentliche Freude, so oft ich diese zwei verkörperten Romangestalten ansah. In ihrer ganzen Kleidung erinnerten sie sehr an die Gauchos der Banda oriental. Bewaffnet waren sie mit ziemlich schlechten Pistolen und aus den „botas“, den aus der abgestreiften Haut eines Pferdefußes bestehenden — Stiefel, kann man kaum sagen — schaute der silberne Griff der langen, scharfen Messer neugierig heraus. Ganz hinten kamen Don Juan und ich. Wir waren ebenfalls vortrefflich bewaffnet; in unseren Gürteln steckten Revolver und Punal und zum Ueberfluß hatte ich noch mein Gauchomesser aus Uruguay, sowie die Doppelflinte, welche Letztere aber der Bequemlichkeit wegen auf einem der Maulthiere, quer über meine Sachen befestigt war. Wir Alle trugen breite Sambreros, Ponchos und Cheripas, an den Füßen klirrten die riesigen Sporen und ich bin überzeugt mein eigener Bruder würde mich, — wäre er mir unverhofft begegnet, — nicht in dieser abenteuerlichen Tracht erkannt haben.

So trabten wir auf unseren muthigen Thieren dahin und erreichten gegen Mittag die ersten, von steilen Lehmwänden, sogenannten „barrancas“ eingefaßten Schluchten des vorderen Hügelkammes. Mächtige Granittrümmer, wild durcheinander geworfen, starrten überall aus dem undurchdringbaren Gewirr stachlichten Gestrüpps, über das hinaus hie und da stattliche, hohe Bäume aufragten. Unter einem dieser Baumriesen machten wir Halt; die Arrieros zündeten ein kleines Feuer an, brieten einige Stücke Fleisch, die wir nebst einigen Mates mit bestem Appetit genossen und uns dann für einige Stunden zum Schlafen hinlegten, während die Thiere in der Nähe ein paar schattige, mit saftig hohem Grase bewachsene Grasflecke abweideten.

Neu gestärkt brachen wir, als schon die Schatten länger zu werden anfingen, wieder auf, unsere Reise fortzusetzen. Nur langsam im Schritt konnten wir, einer hinter dem Andern, vorrücken, denn der Weg begann sich in schlangenartigen Windungen in die Berge hineinzuziehen. Höher und höher ging es hinauf und oben auf dem Kamme des vordersten Bergzuges angelangt, sahen wir erst die eigentliche Sierra in ihrer ganzen Majestät vor uns liegen. Hinter den ernsten, dunklen Massen sank gerade die Sonne. Im Thale unten stürzte ein brausender Bergstrom durch Klippen und seinem Laufe folgend, erreichten wir in der Dunkelheit unser erstes Nachtquartier „San roque“, eine kleine Hacienda. Ich war todtmüde von der langen Tour und das ungewohnte Reiten auf dem Maulthiere hatte mich ziemlich angegriffen. Ohne deßhalb von der Abendmahlzeit, die unsere Arrieros bereitet, weiter Notiz zu nehmen, lag ich bald auf meinem Feldbett mit warmen Ponchos gehörig zugedeckt und schaute so lang in die, in funkelnder Pracht über mir flimmernden Sterne — wir schliefen im Freien — bis ich einem festen und gesunden Schlafe in die Arme sank.

Das Erste, was sich mir beim Erwachen bot, war ein prächtiges Alpenglühen der vor uns liegenden Bergwelt, in die wir heute eindringen sollten. Ehe wir aber aufbrachen, kaufte ich noch von dem Hacendado ein kräftiges Maulthier für eine Unze — eigentlich ein wenig theuer bezahlt, und Freund Juan und der Erstere waren sicherlich Diejenigen, denen das zu Gute kam, denn eigentlich hatte ich nach K.'s Versicherung

gar kein Mula nöthig, indem Don Juan schon dafür sorgen würde und nur auf Zureden des Letzteren machte ich diesen Kauf.

Bald waren wir im Gebirge und folgten den steilen, schmalen, oft kaum erkennbaren Pfaden, die uns höher und höher auf den mit Schutt und Gras bedeckten Hängen hinaufführten. Wunderschönen Granit gab es hier; fleischröthlicher Feldspath mit kleinen, aber blendend weißen Quarzkörnern und außergewöhnlich großen Glimmerplättchen, die namentlich da, wo der Granit verwittert war, in Massen den Boden bedeckten. Auch kleine, durchsichtige Bergcrystalle und Rauchtopase fanden sich häufig und mehr als einmal stieg ich ab, von einem oder dem anderen interessanten Mineral angezogen.

Gegen Mittag hatten wir schon eine tüchtige Höhe erreicht und eine Aussicht, wie man sie nicht erhabener denken kann, war es, die sich mir hier bot und mich leicht alle Mühen und Strapazen vergessen ließ. Rundum starrten zackige, blaue Gebirgskämme mit tiefen, im Nebeldufte liegenden Thälern dazwischen. Wie ein ungeheures, duftiges Meer breiteten sich die verlassenen Pampas, scheinbar am Horizont aufsteigend, in furchtbarer, endloser Weite dahin, und vor uns lag der seltsam gerissene, höchste Kamm der Sierra, von düsteren Wolkenschleiern umzogen, — ein in seiner erhabenen Einsamkeit überwältigend großartiges Bild, das ich nie vergessen werde.

Je mehr wir uns diesem letzten und höchsten Rücken näherten, desto wilder und schauerlicher wurde die Scenerie. Außer einigem kümmerlichen Gestrüpp sah man nur noch üppig wucherndes Gras, das hier in den Quellregionen einige Fuß hoch wuchs. Granitblöcke, in den wunderlichsten Stellungen aufeinander gethürmt und geschoben, bildeten allerlei groteske Figuren, und als wir gar in einen Felskessel hinabstiegen — Herr des Himmels, wie sah es da aus! Wild über- und durcheinander gestürzte und gehäufte Granitmassen hingen in grauenerregender Weise herunter, — hier eine alte Burg, dort wieder Pfeiler und Säulengänge bildend, oder im Profil gesehen, tolle Gesichtsfratzen mit langen Felsennasen zeigend; die Phantasie wurde nicht müde in diesen barocken, wild zerklüfteten Felstrümmern immer wieder neue Gebilde und Gestalten zu erfinden. Dabei bewunderte ich nur, wie unsere Maulthiere so sicher,

als gingen sie auf einer wohl chaussirten Landstraße, die geneigten Steinplatten hinabschritten. Ein Pferd hätte zehnmal den Hals gebrochen. Ueberhaupt ist die Geschicklichkeit der Maulthiere auf Gebirgsreisen wirklich bewunderungswürdig und der Reisende, der gefährliche Stellen zu passiren hat, thut am Besten, bei solchen Gelegenheiten dem Thiere vertrauensvoll die Zügel zu überlassen, das ihn dann auch in den meisten Fällen glücklich und wohlbehalten hinüberträgt.

Auf einer Hochfläche, die wir bald darauf erreichten, schoß ich einige Kiebitze und wilde Tauben, blieb aber dabei ein gutes Stück Weg zurück, indem mehrere der nur flügellahm geschossenen Vögel mich zur Verfolgung nöthigten, und als ich später meinen indeß ruhig weiter gerittenen Reisegefährten folgen wollte, konnte ich weder sie, noch den Pfad, den ich, ohne es zu merken, verloren hatte, entdecken. Dazu ging auch noch gerade die Sonne unter, und als auf mein lautes Rufen, während ich zwischen die Felsen bald rechts, bald links herumjagte, nichts als das hohle Echo antwortete, wurde mir doch ganz merkwürdig zu Muthe. Ich feuerte jetzt die sechs Schüsse meines Revolvers ab und lauschte dann angestrengt, ob keine Antwort erfolgen würde. Fast zwei Minuten waren so vergangen, — eine Ewigkeit für mich, und schon stiegen Bilder von Rückkehr nach Cordova u. dergl. in mir auf, — da, o Wonne! hallte es zweimal dumpf aus der Tiefe, seitwärts von mir herauf, ich jauchzte laut auf, während das Echo der Schüsse noch lange in den Felsenlabyrinthen rollte. Hastig lud und feuerte ich dann wieder und den antwortenden Schüssen Pedro's und Amador's folgend, erreichte ich bald die ganze Gesellschaft, die schon für die Nacht eingerichtet, in einer Schlucht um ein mächtiges Feuer herum lagerte. Don Juan hatte, wie er mir sagte, nicht wenig Angst ausgestanden, und gerade wollte er die Arrieros ausschicken, mich zu suchen, als meine Schüsse ihnen anzeigten, wo ich mich befand.

Nun, ich war ja wieder da, aber im Stillen nahm ich mir doch vor, daß mir das nicht wieder passiren sollte. Eine böse Sache war es immer, sich in der Wildniß zu verirren, und meine Begleiter schienen mir viel zu wenig interessirt, als ob sie sich viel daraus machen würden, wenn ich einmal von einer solchen Verirrungspartie nicht wiederkam,

wenigstens die beiden Arrieros nicht, denn Don Juan sah mir für etwas Derartiges zu ehrlich aus. Doch die Folge lehrte, daß ich den Beiden großes Unrecht gethan; sie waren bis an's Ende der Reise außerordentlich freundlich und dienstbeflissen, während gerade Don Juan es war, der mich, trotz seiner ehrlichen, gewinnenden Physiognomie um einige „Condorsito's“ betrog, — freilich auf nur sehr höfliche Weise und auch so, daß ich es erst später erfuhr, — doch schadet das der Erinnerung an ihn nicht und er war trotz alledem ein artiger und gefälliger Arriero.

Während ich so am Fuße eines mächtigen, grauen Granitblockes liegend meinen Gedanken nachhing und mein Abendbrod, Asado und Mate, mir schmecken ließ, bereiteten die Peone Alles zur nächtlichen Ruhe vor, schleppten Sattelzeug, Decken und Ponchos zum Feuer, Don Juan sagte sein „Buenas noches“ und bald schnarchten alle Drei um die Wette, während ich auf meinem Feldbett liegend, den überhängenden Granitblock zu Häupten, noch lange mit offenen Augen dalag, die gegenüberliegende, finstere Felswand der Schlucht betrachtend, die nur dann und wann, wenn das schon halb erlöschende Feuer einmal aufflackerte, glühend roth, wie mit flüssigem Kupfer überzogen, hervortrat, um gleich darauf wieder in ihr voriges Dunkel zurückzusinken.

Folgenden Morgens überschritten wir endlich die Sierra und sahen dann ein von grauen Steinblöcken wild überschüttetes, felsiges Thal unter uns liegen, in dessen Tiefe unsichtbare Wasser rauschten. So heiß es aber auch in den Pampas gewesen, so kalt war es hier und ein Nebel! — daß ich kaum den nur wenige Schritte vor mir herreitenden Pedro erkennen konnte, dessen ohnehin schon sehr lange Gestalt in der greifbar dicken Atmosphäre wahrhaft riesig erschien. Als wir zum Frühstück bei einer gewaltig breiten, grauen Felswand absaßen, war es mir so ungemüthlich geworden, daß ich mich vor allen Dingen erst einmal nach Feuer umsah und — herrlich! keine zehn Schritt von uns wucherte von dem schon oben erwähnten hohen Grase, hier ganz trocken und gelb. Rasch holte ich mein Feuerzeug hervor und eine Minute später loderte eine tüchtige Flamme empor, die sich bald über das ganze Terrain ausbreitete und zu einem wogenden Flammenmeere wurde, dessen strahlende Wärme unsere halb erstarrten Glieder wieder in's Leben rief. Dann holte Don Juan

eine, uns von der Wirthin des Hotel de Paris in Cordova sorgfältig eingepackte und mitgegebene Hammelkeule hervor, eine Flasche Rothwein fehlte auch nicht und fast leid that es mir, als wir nach genossenem Frühstück wieder in unsere naßkalten Sättel klettern mußten. Noch lange konnte ich zurückblickend die wirbelnden Flammen des weiter und weiter um sich greifenden Feuers erkennen, bis eine Felsenkette sie unseren Blicken entzog.

Nie habe ich ein an charakteristischen Felsformen so reiches Bergland gesehen, als gerade diese Sierra de Cordova, selbst die Cordilleren, obgleich viel großartiger und gigantischer, bieten doch in dieser Hinsicht nicht das Groteske und Seltsame, wie es hier bei jedem Schritte vorwärts, einem Riesenkaleidoskop nicht unähnlich, dem Reisenden stets neue, wechselnde Formen, Bilder und Gestalten vor die Augen führt. Der Grund davon liegt jedenfalls in der Natur des Gesteins selbst, denn während hier überall Granit, der bekanntlich gern in nackten, seltsamen Gestalten auftritt, zu Tage steht, findet man in den Andes mehr Trachyte, Melaphyre, Porphyre und dergleichen, die ungleich fester und feinkörniger, den zerstörenden Einflüssen der Witterung Trotz bieten und sich nicht so leicht als der Granit, von Wind, Wetter und Wasser zu allerlei grotesken Figuren zerfressen und zerwaschen lassen.

Allmählig verloren sich die schroffen, klippenreichen Hänge und gerundetere Formen traten an ihre Stelle. Der Granit verschwand, Gneis und äußerst regelmäßig geschichteter Glimmerschiefer erschienen und nur noch einmal passirten wir eine Stelle, von wo aus man tief hinab in ein düsteres, mit Feldtrümmern wild übersäetes Thal sah, das mich lebhaft an den Elbgrund im Riesengebirge erinnerte, wenn auch Letzteres lange nicht die schauerlich finstere Majestät zeigt, wie sie hier vor uns ausgebreitet lag.

Abwärts führte jetzt unser Weg, wärmer und wärmer wurde die Luft, Vegetation erschien wieder und die ganze Scenerie nahm einen lebhafteren, freundlichen Charakter an. Vor uns lag eine weite, baumreiche Ebene, die sich bis an den Fuß eines langgestreckten, duftig blauen Gebirgszuges hinzog, über den unser Weg führen sollte. Seitwärts rechts ragten im schönsten Azur hohe, äußerst regelmäßige Kegel bildende

Berge empor und nach Süden hin verlor sich der Blick in die endlos sich dehnende, mit Wald bedeckte Ebene.

Auf steilen, halsbrechenden Pfaden heruntersteigend, kamen wir Nachmittags in das niederere Land, das sich in kuppigen, isolirten Hügeln am Fuße des Gebirges dahinzog. Ueppiger Baumwuchs und dichtes Gesträuch bedeckten den Boden. Zahlreiche Bäche, von den Bergen herabkommend, rauschten überall durch das, einen im Allgemeinen fruchtbaren Charakter zeigende Land, das aber nur wenig bewohnt und noch weniger angebaut ist. Selten, daß der Reisende ein vereinzeltes Strohdach aus dem dichten Grün auftauchen sieht oder eingefenzten, urbar gemachten Plätzen begegnet. Wo aber der menschliche Fleiß der Natur, wenn auch noch so wenig, zur Hülfe kam, da zeigte sich auch in überraschender Fülle eine Vegetation, wie sie nicht üppiger gedacht werden konnte. Was könnte nicht Alles durch den Anbau dieses, Millionen von Menschen ernähren könnenden Bodens, erreicht werden. Daß doch stets die herrlichsten Gegenden die faulsten und nichtsnutzigsten Menschen zu Bewohnern haben müssen! Der Werth der Zeit existirt gar nicht für dieses Volk; mit geringer Mühe haben sie leicht, was sie brauchen, um satt zu werden, und so lange dies der Fall ist und sie ihren Cigarillo rauchen können, bringt sie keine Macht der Welt zum Arbeiten. Stundenlang liegen sie, zur größten Verwunderung des Europäers, mit dem Bauche auf ihren in der Sonne ausgebreiteten Ponchos, ohne auch nur ein einziges Mal den Mund zu etwas Anderem, als zum Ausblasen des Tabaksdampfes zu öffnen.

Welches Land, welches Volk!

Weiter und weiter zogen wir, die letzten niedrigen Kuppen blieben hinter uns und wir kamen in die Ebene. Zahlreiche Taubenschwärme belebten die Luft, willkommene Beute für meine Doppelflinte, der sie dutzendweise zum Opfer fielen. Gegen Abend erreichten wir eine einsam gelegene Hütte, deren Bewohner, ein langer, wildaussehender Gaucho, uns mit der gewohnten Gastlichkeit des Landes empfing. Amador und Pedro machten sich daran, die Tauben, sowie einige Hühner, die wir von unserem Wirthe kauften und mit den Revolvern aus den Bäumen herabholten, zu rupfen und zu braten. Prächtig schmeckte es uns nach

dem scharfen Ritt von heute. Die Sierra lag schon weit zurück und im schönsten Blau ragten die von langen, wallenden Wolkenschleiern umzogenen Schrofen und Grate zu uns herüber.

Entsetzlich kalt war es folgenden Morgens und zähneklappernd stiegen wir auf, unsere Reise fortzusetzen. Ich überließ meinem Maulthiere den Zügel und streckte die Hände in die Taschen meiner Beinkleider, um sie wenigstens etwas zu schützen, aber die Füße — du lieber Himmel! die froren mir in den eisernen Bügeln ganz erbärmlich. Das Merkwürdigste dabei war, daß die ganze weite Ebene an dieser Stelle dicht mit Palmen bewachsen war. Palmen und eine Hundekälte! Wie lächerlich, uns so Etwas aufbinden zu wollen! — wird der Leser rufen — ja, und doch ist es wahr, Theuerster; trotzdem ich unter Palmen dahinritt, fror ich an jenem Morgen, wie kaum an einem recht kalten Januartage in Deutschland, wenn die Fenster gefrieren und die Räder der Wagen wie vor Kälte und Schmerz durch den Schnee knirschen. Schauderhaft, aber wahr.

Als wir zum Frühstück absaßen, machte ich es, wie in der Sierra de Cordova, nur daß ich statt des langen, trockenen Grases eine alte verdorrte Palme in Brand steckte. Ein ordentliches Vergnügen gewährte es mir, als die Flamme in den lang herabhängenden, spitzen und klappernden Blättern wüthete, nicht allein der Wärme wegen, nein, vernichten wollte ich diese lügnerischen Bäume, die statt wie andere anständige Palmen, heiße, sonnendurchglühte Gegenden aufzusuchen, sich gerade der Menschheit zum Hohn hier aufgepflanzt zu haben schienen. Lange aber genoß ich dieses Vergnügen nicht, Don Juan mahnte zum Aufbruch und bald trabten wir wieder eiligst dahin, einer angeblich sehr fernen Hacienda entgegen, die wir noch heute erreichen und in welcher wir — so wollte es Juan — übernachten sollten.

Glücklicherweise wurde es jetzt wieder warm und der Himmel klärte sich auf. Don Juan hatte solche Eile und spornte so nachdrücklich an seinem Mula herum, daß wir schon Nachmittags den Fuß des von der Sierra de Cordova aus gesehenen Gebirgszuges erreichten. Die Peone mit den bepackten Maulthieren waren weit zurückgeblieben und auch ich hatte genug zu thun, mich meinem ungeduldigen Führer zur Seite zu

halten. Hart am Rande des Gebirgs lag ein kleines Gebäude und als ich Don Juan darauf aufmerksam machte, theilte er mir schmunzelnd mit, daß wir hier übernachten würden. Warum also diese räthselhafte Eile? Doch auch das sollte mir klar werden, denn als wir vor der Thür der Hacienda absaßen, empfing uns auf der Schwelle derselben ein zwar nicht mehr sehr junges, auch nicht gerade sehr schönes Mädchen, das aber trotzdem der Magnet zu sein schien, der den guten Juan so mächtig angezogen. Und schon recht ordentlich bekannt mußte er hier sein, denn nicht sowohl die Schöne, als auch die übrigen Familienmitglieder, empfingen ihn mit großer Herzlichkeit, von der auch ein kleiner Bruchtheil auf mich, den begleitenden Unbekannten überging. Glücklicher Juan! er strahlte förmlich vor lauter Wonne und gegen mich gewendet, kniff er manchmal sein rechtes Auge auf eine so verschmitzt komische Weise zu, daß ich nicht umhin konnte, ganz gegen alle Höflichkeit, laut hinauszulachen. Ein wahrhaft lukullisches Mahl, bestehend aus an der Sonne getrocknetem und gestampftem, reichlich mit Butter und Eiern angerührtem Fleische; einem in der Haut gebratenen Ziegenlamm und weißem, frisch in der Asche gebackenem Brode dazu, erschien jetzt, dem ich für meine Person alle Ehre anthat, während Don Juan, dem doch eigentlich die ganze glänzende Bewirthung galt, beständig über seinen Teller hinweg, nach der Donna seines Herzens schielte und mehreremale mit dem Löffel den Mund verfehlte, bei welcher Gelegenheit sich dann der Inhalt des so vernachlässigten Eßwerkzeugs, reichlich über Poncho und Cheriza des verliebten Arrieros ergoß.

Eine Stunde später trafen auch unsere beiden Peone, Pedro und Amador ein, und als wir Abends alle gemüthlich um den „brazero“, dem Kohlenbecken, herum saßen und die Guitarren ihre verführerischen Klänge hören ließen, hatte ich das Vergnügen, Don Juan mit unserer liebenswürdigen Wirthin den „gato“, einen beliebten, argentinischen Tanz, der schon früher erwähnten „cueca“ nicht unähnlich, aufführen zu sehen.

Erst spät in der Nacht suchten wir unsere Lagerstätten auf.

Im dichtesten Nebel überstiegen wir folgenden Morgens die nicht sehr hohe Sierra, auf deren anderer Seite ein wundervoll üppiger

Waldwuchs die steilen Hänge bekleidete. Aus dem dichten Grün ragten hie und da äußerst regelmäßig geschichtete Grauwackenmassen auf. Das Wetter hatte sich jetzt vollkommen aufgeklärt und der Himmel blieb bis zum Ende unserer Reise heiter und blau. Pedro war diesen Morgen zurückgeblieben um frisches Brod, das im Hause unserer Wirthin gebacken wurde, mitzunehmen, weßhalb wir unser Frühstück bis zu seiner Ankunft verschoben. Aber wer nicht kam war Pedro und ich hatte einen furchtbaren Hunger. Ebenso Don Juan, der an diesen Morgen wohl einige hundert „Carachos“ vor sich hin brummte und mit dem gar nichts anzufangen war. Armes Maulthier, das er ritt! Alle Augenblick rannte er ihm die mächtigen Sporen in die Rippen, oder riß an den Zügeln herum und der Böse mochte wissen, ob es sein knurrender Magen oder der Abschied von seiner gereiften Schönheit war, was ihn so verstimmte.

Wie aber Alles im menschlichen Leben dem Wechsel unterworfen ist, so auch hier. Nach einer Stunde weiteren Fastens holte uns der säumige Pedro endlich ein und sofort wurde auf einem kleinen freien Platze abgesattelt und die Spieße mit saftigen Fleischstücken an das Feuer gesteckt. Hei! wie es uns da schmeckte, mitten in dem frischen, rauschenden Walde. Grüngoldige Sonnenlichter spielten durch die Zweige und Aeste über uns, zwischen denen hindurch das tiefe Blau der diesen Morgen überstiegenen Sierra wunderbar klar herüberschimmerte.

Während die Anderen noch um das Feuer lagerten und ihre Cigarillos rauchten, ergriff ich die Flinte und schlenderte ein wenig in den Wald hinein, ein paar Tauben aufzutreiben. Ein dunkler Schatten, der über den Boden dahinstrich, machte mich aufsehen; ein mächtiger Adler flog langsam und majestätisch über mir dahin und ließ sich dann auf einem der nächsten Baumwipfel nieder. Die breite Brust mir zukehrend, saß er so recht schußgerecht da; — jedenfalls hatte er keine Idee davon, daß es auch Feuergewehre gab — und sah so ruhig auf mich herab, wie nur je ein Spießbürger daheim, die lange Pfeife im Munde, im Schlafrock und Nachtmütze, die Wachtparade zum Fenster des dritten Stockwerks hinaus, beobachten kann. Eigentlich war es nicht recht von mir solches Vertrauen zu belohnen, aber das Korn blitzte auf der Brust

des Königs der Lüfte und da ziehe zurück wer kann — der Schuß schmetterte durch den stillen Wald, und im Freischütz selbst konnte der Adler nicht schöner herunterschweben, wie es hier der Fall war. Lautlos, nur in grimmer Wuth den krummen, gewaltigen Schnabel öffnend und schließend, verendete der mächtige Vogel am Fuße des Baumes, auf dem er sich in stolzer Sicherheit gewiegt. Auch der zweite Lauf meines trefflichen Gewehres fand hier Gelegenheit, sein tödtliches Blei zu entsenden. Ein Schwarm kreischender Papageien, durch den Schuß herbeigelockt, fiel zum größten Theil als Opfer seiner Neugierde und so mit Adler und Papageien beladen, suchte ich meine Gefährten wieder auf, die mich nicht wenig über das unnütze Zeug, das ich brachte, auslachten. Ja wenn es noch wenigstens ein „armadillo", ein Gürtelthier gewesen wäre, dessen Fleisch die Argentiner außerordentlich lieben. Sie braten dasselbe in seinem eigenen Panzer und das Fleisch wird gleich aus dem natürlichen Teller herausgegessen. Ich habe aber nie davon essen mögen, denn die Thiere sahen mir mit ihren spinnengleichen, haarigen Körpern doch zu ekelhaft aus.

Nachdem wir noch den Adler, als warnendes Beispiel gegen zu großes Selbstvertrauen, zwischen den Aesten eines trockenen Baumes aufgehangen, brachen wir auf, unseren Weg fortzusetzen. Wenn der Wald sich zuweilen lichtete, sahen wir vor uns, in weiter Ferne wieder eine lange, den Horizont begrenzende Bergkette sich hinziehen, bis zu deren Fuß die baum- und strauchbewachsene Ebene sich dehnte. Ueberhaupt zeigt der ganze Character des Landes in diesem Theile Südamerikas ähnliche Verhältnisse; weite, waldbedeckte Ebenen, von felsigen Bergketten, meist granitischer Natur, durchzogen.

So ziehen wir weiter und weiter durch die ernste, schweigende Wildniß dahin. Wildniß! was das für ein angenehm, schauerliches Gefühl ist, so immer tiefer in dieselbe hineinzureiten; weit vom Getreibe der Menschen und allein in dem beredten Schweigen der uns umgebenden hehren Natur. Wie gar so eigen rauscht hier der Wald, murmeln die geschwätzigen Wasser und hängen die seltsam knorrigen, wirren Aeste der „Algarobe" mit den wehenden, grauen Moosbärten über den Weg. Und lauschen wir aufmerksam dem Plätschern des uns begleitenden

Baches, hören wir wohl auch die wunderseltsamen Märchen aus der Kinderzeit herüberklingen, — alte, liebe Bilder steigen vor uns auf und fast wehmüthig wird uns um's Herz; — die Wasser aber rauschen und klingen lustig weiter, und während sie wie im tollen Uebermuth über die Steinblöcke dahinsetzen, erzählen sie jetzt von den geheimnißvoll düsteren Schluchten der einsamen, wolkenumzogenen, von keines Menschen Fuß je betretenen Schneegebirge, oder den blauen, tiefen Spalten der Gletscher, die sie geboren; in den Blätterkronen der sich über den Bach neigenden Waldbäume flüstert es dazu auf eine so wunderliche Weise, — die goldig grünen Sonnenlichter spielen durch die Zweige und malen prächtig schillernde, tanzende Kreisel auf die dunkelhelle, dahinströmende Fluth. —

O sie ist schön die Wildniß!

Und nun vollends so ein Ritt durch den wilden Wald, den schäumenden Wassern entgegen, deren feiner Staub und das dichte, grüne Laubgewölbe über uns, die außen darauf liegende Sonnengluth kaum ahnen lassen.

Ja sie ist schön die Wildniß, aber wollen wir aufrichtig sein, müssen wir auch die Kehrseite der Medaille betrachten und da finden wir dann gar Manches auszusetzen und Wind und Wetter mit ihrem Gefolge: Schnupfen, Erkältungen, Rheumatismus, Hunger, Durst und Entbehrungen aller Art, vor Allem aber der Schmutz ihrer Bewohner, können Einem schon die Wildniß herzlich satt bekommen lassen.

An diesem Tage ritten wir bis spät in die Nacht hinein und erreichten dann ein niederes, langes Lehmgebäude, inmitten einiger Ranchos gelegen. Wie immer wurden wir von den, außerdem meinen Begleiter gut kennenden Leuten, gastlich aufgenommen und bald flackerte ein freundliches Feuer vor dem Hause, in dessen Scheine unsere entsetzlich schmierige Wirthin Anstalten zur Bereitung des Abendessens traf. In einer Ecke lag ein Haufen blecherner Töpfe, Löffel und Messer, an denen noch die trockenen Reste von, Gott weiß wie viel, Mahlzeiten klebten. Ein paar vor Schmutz halb unkenntliche Kinder wälzten sich ebenfalls dort herum und — mas vale callar, sagen aber die Spanier und darin gebe ich ihnen vollkommen Recht, Schweigen ist besser. Ich

hatte einen wüthenden Hunger nach dem langen Ritt von heute, und essen mußte ich etwas, aber die Kocherei brauchte ich doch wenigstens nicht mit anzusehen und während Don Juan sich behaglich am Feuer ausstreckte, spazierte ich so lange um das Haus herum, bis mich sein Ruf zum Essen wieder in dasselbe zurückführte. Ohne aber auf die erstaunten Blicke Juans und unserer Gastfreunde zu achten, nahm ich einfach mein eigenes Trinkhorn, schüttete etwas von dem mysteriösen, breiigen Gericht aus dem Blechtopf hinein und Löffel und Gabel verschmähend, trank ich die ganze Geschichte, so schnell als es sich eben thun ließ, hinunter. Was es war weiß ich nicht, mochte es auch gar nicht wissen — genug, daß der fordernden Natur ihr Recht geschehen und nach einem frischen, tüchtigen Trunk, aus dem nahen, klaren Bache, fand ich mich wieder vollkommen im Stande, neuen Schrecknissen, neuen Gefahren, muthig entgegenzutreten.

Von nun an trafen wir während unserer weiteren Reise keine menschliche Wohnung wieder, campirten meist im Walde oder unter ein paar schützenden Felsen und ich befand mich wahrlich besser dabei, als in den schmutzigen, von Staub und allerlei beißendem Gethier erfüllten Räumen der elenden Ranchos. Nur einmal wurde das Ding unangenehm. Mitten in der Nacht weckten mich heftige Donnerschläge, denen ein entsetzlicher Regen folgte. Mein Feldbett, meine Decken, waren im Nu wie aus dem Wasser gezogen. Don Juan und die Arrieros lagen währenddem, zusammengerollten Igeln nicht unähnlich, unter der schmierigen, alten Kuhhaut, die zur Bedeckung der Carga diente, aber trotz ihres Zuredens, ließ ich mich doch lieber bis auf die Knochen durchnässen, ehe ich mich entschlossen hätte, ihren Zufluchtsort zu theilen, zudem wir doch nur auf der hohen Kante liegend, Alle Platz gefunden hätten und der Regen lau, fast warm zu nennen war. Die Fluth ließ jetzt nach, aber Du lieber Gott! an Schlafen war nicht mehr zu denken, mein Feldbett war durch und durch geweicht und ein Liegen in demselben zur Unmöglichkeit geworden. So gut es ging, kratzte ich die glühenden Reste unseres erloschenen Feuers unter der Asche wieder hervor, brachte nach vielen Versuchen, auch die darauf gehäuften, feuchten Zweige zum Brennen und während der Donner noch lang in den Ber-

gen rollte, die flammenden Blitze momentan Alles in ihrem blauen Lichte erleuchteten, saß ich, die Gluth mit herbeigeschlepptem Holze mühsam nährend, in meine ausgerungene Decke gehüllt, am Feuer, trocknete meine Kleider und brachte so den Rest der Nacht zu, bis ein bleicher Streif im Osten das Herannahen des jungen Tages anzeigte.

Endlich, am zehnten Tage unserer Reise, sahen wir über die endlos langen, blauen Waldstreifen hinweg, wieder eine, diesmal aber sehr hohe und felsige Sierra dämmern. Dort mitten in den Bergen lag das Schmelzwerk, das wir morgen erreichen sollten. Die Sonne sank. Auf einem buschbewachsenen Plan machten wir Halt für die Nacht, die letzte unserer Reise. Zum erstenmale stiegen doch, bisher von den Abwechselungen der Reise zurückgehalten, ernstere Gedanken in mir auf. Ob ich dort in jenen öden Bergen fand was ich suchte. Wer und wie waren die Menschen, mit denen mich jetzt das Schicksal zusammenwarf? Ich weiß nicht wie es kam, aber ich hatte eine Ahnung, ein Gefühl, das mir nichts Gutes prophezeihte.

Von Don Juan wußte ich, daß noch ein Deutscher Namens D. . . auf dem Schmelzwerk als Mayordomo fungirte. Auf ihn freute ich mich besonders, als den Einzigen, mit dem ich mich ordentlich unterhalten konnte, denn K. . . . selbst, obwohl deutscher oder vielmehr elsässischer Abstammung, sprach doch kein Wort Deutsch und mein Spanisch ließ in zusammenhängender Rede noch Vieles zu wünschen übrig.

Die Scenerie der Gegend wurde am folgenden Tage eine wahrhaft traurige. So üppig auch die Vegetation noch vor einigen Tagen gewesen, hatte sie sich doch, je weiter wir nach Westen kamen, immer mehr und mehr verloren. Auf den Bergen selbst kam nur noch weniges, sonngedörrtes Gras fort und in den Ebenen zogen sich einzelne Streifen stachlichten, staubbedeckten Strauchwerks trübselig am Boden hin. Wo in aller Welt bekamen die Leute hier Wasser her? So weit ich auch meine Blicke die öde Bergreihe entlang schweifen ließ, nirgends konnte ich jene saftig grünen Vegetationslinien erkennen, die in solchen Wüstengegenden stets den Lauf irgend eines Gewässers bezeichnen.

Gegen Mittag erreichten wir die ersten Hänge der Sierra, gewal-

tige Schutt- und Geröllmassen, bei deren Anblick der Reisende erstaunt die Wirkungen mächtiger Wasserfluthen bewundert, die solch' riesige, glattharte Rollsteine schleifen, solch' kolossale Geschiebelager auf einander zu thürmen vermochten, während jetzt kahle, trockene Wüste, viele Meilen weit rund herum liegt. Leider blieb mir keine Zeit, die interessanten geologischen Verhältnisse zu beobachten, indem der sich in einem schroffen Thalschnitt hineinziehende, mit Geröll bedeckte Weg, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Dazu strahlte von dem harten, sonngedörrten Boden eine Gluth, daß es zum Erbarmen war und selbst Don Juan und die beiden Peone, die doch schon etwas vertragen konnten, auf die gotteslästerlichste Weise fluchen machte.

Da wir jetzt, am Ende unserer Reise, die Thiere nicht mehr zu schonen brauchten, ritten wir fast beständig Galopp und erreichten deßhalb schon in kurzer Zeit das Schmelzwerk, das in einer breiten, von hohen Schutt- und Geröllwänden eingeschlossenen Schlucht lag, durch die ein kleines Gewässer, das einzige in der ganzen Gegend, strömte. Um das Hauptgebäude herum gruppirten sich die ärmlichen Ranchos der Arbeiter, aus denen hie und da verwunderte Gesichter unsere Ankunft beobachteten.

Ich gehe über meinen kurzen Aufenthalt von nur drei Tagen flüchtig hinweg, derselbe gehört nicht zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens, auch wüßte ich nicht, was ich Vieles davon erzählen könnte. Herr K . . . selbst war bei meinem Eintreffen nicht anwesend und wurde erst folgenden Tages erwartet. Außer dem schon erwähnten D . . . fand ich noch den Schmelzer, einen Genuesen, einen französischen Aufseher und einen Chilenen, welcher Letztere, ein Buchhalter, noch der umgänglichste Mensch auf dem ganzen Werk war. Von Don Juan hatten sie schon den Grund meines Kommens erfahren und mochten sie nun glauben, daß ich ihre Existenz gefährden, oder ihnen sonst gefährlich werden könnte — genug sie empfingen mich ziemlich kühl, die drei Ersteren wenigstens und D . . ., den ich deutsch anredete, that sogar, als rede ich hindostanisch mit ihm, dieser selbe D . . ., auf den ich mich so gefreut. Ja da war nichts zu machen, das sah ich wohl mit einem Blicke und wollte ich nicht den ganzen Abend mich ärgern, oder

ganz schweigen, so mußte ich schon mit der Unterhaltung des sich theilnehmend und freundlich nach meiner Reise und meinen Verhältnissen erkundigenden Chilenen, fürlieb nehmen. Aber wie erstaunte ich, als derselbe, nach dem gemeinschaftlichen Abendessen, seine Geige zur Hand nahm und mit wirklicher Virtuosität die Compositionen unserer besten, deutschen Meister vortrug. Die übrige Gesellschaft, die an dieser Unterhaltung wenig Gefallen finden mochte, zog sich zu meiner größten Zufriedenheit bald zurück und ich blieb mit dem Geiger allein im Zimmer, durch dessen offene Thür der freundliche Mondschein hereindrang. War ich wirklich im Innern von Südamerika? Der Sturm aus dem Tell, die Ouverture von Robert der Teufel, der Freischütz, Preciosa, die Prümsche Melancholie, rauschten in ihren wunderbaren Klängen an meinem, dem langentbehrten Genuß gierig lauschendem Ohre vorüber; was ich ihm auch nannte, er spielte es und meisterhaft dazu — in der That! ich hätte das hinter ihm nicht gesucht, denn im Allgemeinen geht den Südamerikanern jeder Sinn für tiefere, gediegene Musik ab, wofür ja auch schon der Umstand spricht, daß in allen ihren Opernhäusern nur italienische Opern aufgeführt werden. Domingo Godoy aber, mein Chilene, machte eine rühmliche Ausnahme von seinen, sonst vortrefflichen Landsleuten, schwärmte für Weber, Mozart und Meyerbeer, ja verstieg sich sogar, mir zu sagen, daß er es herzlich satt hier habe und sich nach Europa sehne, um die Werke der großen Meister auch in ihrem Vaterlande bewundern zu können.

Wie sie sich freuten die braunen Naturkinder, die um die Thüre gedrängt, verwundert den neckischen Klängen des „Carneval von Venedig" lauschten, — wie sie lachten und grinsten, wenn der Chilene einen recht gewagten Läufer oder Triller spielte und dann wieder traurig wurden, wenn die Geige in rührenden, schmelzenden Tönen klagte — in der That, diese armen, halbwilden Eingeborenen hatten mehr Sinn für Musik, als die drei Europäer, die währenddem in einem anderen Zimmer saßen und Karten spielten.

Am folgenden Morgen kam Herr K . . . und ich beeilte mich, ihm das Schreiben seines Bruders zu überreichen. Er las es, steckte es, ohne ein Wort zu sagen in die Tasche seines Ueberrocks und ging dann,

mich ruhig stehen lassend, hinweg. Ich wußte nicht recht, was ich von diesem, gelinde gesagt, sonderbaren Empfang denken sollte und ein unangenehmes Gefühl überkam mich. Den ganzen Tag sah ich ihn auch nicht wieder und so blieb mir natürlich weiter nichts übrig, als den ferneren Verlauf der Dinge in Ruhe abzuwarten. Nachmittags kam auch richtig das Factotum D . . . und sein Gesicht in die theilnehmendsten Falten legend, theilte er mir mit, daß Herr K . . . leider keinen passenden Platz für mich habe und es höchlichst bedaure, daß ich solch eine weite Reise umsonst gemacht habe. Ich war auf etwas Aehnliches vorbereitet gewesen, das aber war mir zu stark; ich fühlte wie mir die Zornesröthe heiß ins Gesicht schoß und ohne den Zwischenträger eines weiteren Blickes zu würdigen, begab ich mich in die Wohnung des Sennor K . . . In unverhohlenen Ausdrücken sagte ich ihm, wie mir sein Bruder, als Theilhaber des Geschäfts, eine Stelle für sicher versprochen, wie ich darauf hin die weite, beschwerliche und theure Reise unternommen und ob er wirklich alles Ernstes glaube, daß ich nun so Mir nichts Dir nichts wieder ruhig nach Buenos Ayres zurückreisen würde. Das Alles sagte ich ihm, so gut ich es eben konnte, in spanischer Sprache und als er in meine, vor Zorn wahrscheinlich heftig funkelnden Augen blickte, suchte er mich zu beruhigen — ich hätte den Mayordomo nicht recht verstanden, auch böte sich noch ein anderer Ausweg, der in jeder Beziehung vortheilhafter und angenehmer für mich sein würde, als eine Stelle auf dem Hüttenwerke. Was war das nun wieder? Ich bat ihn, sich näher zu erklären und zu meiner angenehmen Ueberraschung sagte er jetzt in einem allerdings vielfach mit spanischen Wörtern untermischtem, aber doch leicht zu verstehendem Deutsch: „Sehen Sie, junge Mann, Sie 'aben gewesen sehr unklug, zu machen das weite Weg nach hier.“

„Aber,“ entgegnete ich, „Ihr Herr Bruder hat mir auf die Empfehlung der Herren Roosen, Hopmann & Co. hin eine Stelle bis auf den Gehalt, der aber nicht unter 200 L. pr. anno sein sollte, für sicher versprochen; Sie werden das auch in dem Briefe, den ich Ihnen zu übergeben die Ehre hatte, bestätigt finden und — nun —“

„Ah! mein Bruder 'at keine Kenntniß von dem establicimiento —

was weiß er, ob ich Jemand nöthig oder nicht, er nur selten kommt 'ier'er, ist constantamente in San Juan, in dem Pueblo. Que sabe él!"

„Sie können aber doch unmöglich verlangen, daß ich jetzt so ohne Weiteres nach Buenos Ayres zurückreise und Zeit und Geld umsonst gewagt habe?"

„No senor, ich geben Ihnen die Mine Dolores, vierzehn Leguas von 'ier, was hat eine ley von 200 Mark pr. Cajon; Sie arbeiten dort für Ihre eigene Rechnung und geben mir ein Drittel von alle das, was Sie beneficiren, die anderen zwei Drittel sein für Sie. Ein sehr schöner negocio, no es asi?"

Ich war überrascht. Eine Silbermine von 200 Mark pr. Cajon; ein Cajon waren sechzig Centner, das war außerordentlich reich — freilich hatte ich schon gehört, daß die Erzgänge kaum zwei oder drei Zoll mächtig waren und schon tüchtig gearbeitet werden mußte, ehe ein Cajon Erze zu Tage gefördert werden konnte, aber dennoch — es war ja bekannt, daß K.... seine Minen nicht selbst bearbeitete, sondern gegen ein Drittel der Ausbeute verpachtete. Dagegen zahlte man noch vierzehn Mark für das Schmelzen eines Cajons, Lebensmittel, Pulver, Geräthschaften &c. mußte man auch von ihm nehmen, so daß er in jeder Beziehung das beste Geschäft dabei machte, aber 200 Mark — die Sache ging mir doch im Kopfe herum.

„Nun," sagte er, „que le parcée? Ich bin sicher, Sie werden sein dankbar für diese Anerbieten; Caramba! eine große Differenz zwischen einer Stelle und eine eigene Silbermine, eh?"

„In der That, Herr K....," erwiderte ich, „Sie sind sehr gütig und ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an, doch stehen mir nur wenige Geldmittel zur Verfügung und glauben Sie, daß sie hinreichen werden, bis ich den ersten Cajon heraushabe?"

„Como no, und wenn Sie nicht mehr 'aben Geld, Sie 'aben Credit 'ier, ich geben Ihnen viveres und alle Ding, was Sie brauchen, aber ich glaube kaum, daß dies nöthig, denn ein Cajon sprengen Sie in eine Monat heraus und nach'er 'ab Sie keine gastos mehr."

Was wollte ich mehr!

Meine Entschuldigung über mein vorheriges etwas heftiges Auftreten unterbrach er lächelnd mit den Worten:

„Esta bueno senor, esta bueno, no importa este, kommen Sie morgen früh nur wieder 'ier'er, zu machen die — die — como se llama — Caramba! die — die — . . .

„Den Contract meinen Sie?"

„Si si — den Contract, aber vergessen Sie es nicht — à las diez."

Ich verbeugte mich und ging, zufriedener als ich gekommen. Der Tausch war nicht übel; ich hatte so seit gestern Abend keine rechte Lust mehr, ein Engagement hier anzunehmen, wenn mich die Verhältnisse nicht eben geradezu nöthigten, und nun bot sich mit einem Male eine prächtige Gelegenheit, die Zeit in diesem öden Lande auf's Beste zu verwerthen — eine Silbermine von 200 Mark! Die Zukunft erschien mir im rosigsten Lichte und so innerlich zufrieden war ich, daß ich selbst dem widerlichen D.... ein freundliches Gesicht machte; hätte ich das fatale Lächeln deuten können, mit dem der Bursche mich beglückwünschte! Der Chilene war still, — nur als wir uns — nachdem wir im Freien zur Nacht gegessen — trennten, sagte er mir ernst und leise: „sea usted cuidadoso — seien Sie vorsichtig."

Auf einem kräftigen Maulthiere ritt ich folgenden Morgens mit einem des Wegs kundigen Peon in die Berge hinauf, die ersten Einrichtungen auf der Dolores zu treffen. Als wären sie Gemsen, kletterten die gewandten Mulas mit uns die steilsten und felsigsten Hänge hinauf und hinab. Gegen Mittag kamen wir in ein tiefes, wasserloses Thal, aus dessen Seitenwänden mächtige Brauneisensteinlager mit Bleiglanzschnüren durchzogen, zu Tage standen. Gewaltige, hellröthliche Porphyrschiefergänge durchsetzten ebenfalls nach allen Richtungen das Gebirge, dessen graugrünliche, feinkörnige Dioritmassen oft nackt und schroff hervortraten und der Landschaft ein wilddüsteres Gepräge gaben. Bei einem Rancho machten wir Halt, um unsere halbvertrockneten Kehlen durch einen Schluck trüb' brakischen Wassers zu erfrischen, das uns der Besitzer in einem alten Kuhhorn reichte. Er war gerade beschäftigt, das kümmerliche Gestrüpp und trockene Gras an den Berghalden abzubrennen, um besseren Graswuchs zu erzielen. Er zeigte mir ein langes, schmales

Stück Bleiglanz, das 150 Mark haben sollte, aber trotzdem keine Rechnung ließ, indem der Gang ein sehr schmaler und auch das Nebengestein, die „caja“, von größter Härte war. Obgleich ich meinen Contract in der Tasche hatte, weckten diese Mittheilungen doch neue Besorgnisse in mir und ich eilte, nach meiner „Dolores“ zu kommen. Ach, sie sollte in der That eine Schmerzensmine für mich werden.

Die Berge warfen schon lange blaue Schatten über die Thäler, als wir einen steilen Hang hinabreitend, ein merkwürdiges Geflicke aus Segeltuch und trockenem Buschwerk unter uns liegen sahen. Dort wohnte Don Carlos Sturz, ein deutscher Bergmann, Sohn des den Deutschen in Brasilien wohlbekannten Coloniedirektors, dessen Werk über Brasilien und brasilianisch deutsche Zustände ich bei dieser Gelegenheit zu lesen bekam. Don Carlos bearbeitete hier einige silberhaltige Bleiglanzschnüre, machte auch, seiner eigenen Aussage nach, gute Geschäfte, obgleich es ihm zu Anfang kümmerlich genug gegangen war. Gastfreundlich nahm er mich und meinen Führer auf, bewirthete uns, so gut es eben ging, mit „Charque“, an der Sonne getrocknetes Fleisch, Eiern und Kaffee, welchen Speisen ich auch gehörig Ehre anthat, denn der Ritt seit diesem Morgen hatte mich hungrig gemacht. Unser Tisch war ein mitten in dem Raume der Hütte aus dem Boden aufragendes Stück des von Don Carlos bearbeiteten Ganges, so daß wir trotz der elenden Umgebung auf Silber speisten, wie mein neuer Gastfreund lachend bemerkte. Nach Tisch rauchten wir unsere Cigarillos und plauderten lange von Deutschland und der Banda oriental, wo Don Carlos einige Jahre zugebracht hatte. Unser Nachtlager bereiteten wir auf einen Haufen Segeltuch, das mein Wirth vor das Haus schleppte, denn im Innern war der vielen „vinchucas“ wegen, — deren Biß eine schmerzhafte Blase erzeugt — an keinen Schlaf zu denken.

Doch ich eile zum Schluß oder eigentlich erst zum Anfang meiner Silberminenspeculation zu kommen. In der Frühe des folgenden Tages, nachdem ich Don Carlos verlassen, erreichte ich die Dolores, in einem tiefen, öden Thale. Ich fand ein paar unregelmäßige Löcher, die dem Fallen des zwei und ein halb Zoll breiten Bleiglanzganges etwa vierzig Fuß tief folgten — das waren die Schächte; einige erbärmliche, halb zerstörte, auf schiefen Stangen ruhende Schilfdächer stellten die Wohnungen

vor; Wasser sah ich erst gar keins, bis mich mein Begleiter auf ein in der Nähe befindliches, mit trüb salzigem Wasser halb angefülltes Loch aufmerksam machte. Brrrr! wie bitter und zusammenziehend das schmeckte, aber — ich dachte an die Silberbarren — und denen zu Gefallen mußte man schon etwas zu ertragen suchen.

Nach Verlauf einer Woche waren die Ranchos wieder ordentlich hergerichtet, Lebensmittel, Pulver und Geräthschaften heraufgeschafft und in der Hoffnung, glänzende Geschäfte zu machen, fing ich mit vier Peonen lustig zu arbeiten an. Aber nur schwer, sehr schwer ließ sich der glatt-harte Diorit bearbeiten, und wären die 200 Mark nicht gewesen, ich glaube, ich hätte am ersten Tage gleich wieder aufgehört.

Nach einem Monate war mein Geld alle, — ich hatte aber auch einen halben Cajon, also 30 Ctr. Erze, zu Tage gebracht, welche nach meiner Berechnung einen Reinertrag von mehr als 500 Pesos fuertos liefern mußten.

Mit frohen Hoffnungen begab ich mich, die Erze auf Maulthieren mit mir führend, nach dem Schmelzwerk, das ich mit untergehender Sonne erreichte.

In dieser Nacht hatte ich silberne Träume.

Folgenden Morgens wurde der „commun", die durchschnittliche Probe von dem Erzhaufen, genommen, um den Gehalt desselben zu erfahren, nach welchem dann der Werth in Wechseln auf das Haus K.... in San Juan ausbezahlt wurde. K.... selbst war augenblicklich dort.

„Vielleicht," sagte ich zu mir selbst, „haben die Erze wohl auch noch mehr als 200 Mark, wie es ja häufig vorkommt, daß Silbererze im Verlauf der Arbeit edler werden."

Der Italiener nahm die Probe und ging damit in sein Laboratorium. Wir Anderen saßen im Hauptzimmer bei einer Flasche Chicha. D..... mit seinem fatalen Lächeln mir gegenüber.

Der Italiener trat ein. In seiner Hand hielt er die Capelle, in der eine kleine, weiße Silberkugel, nicht größer als ein Stecknadelkopf, lag.

„Cuanto?" schrieen Alle wie aus einem Munde. „Wie viel?"

„Dreißig Mark," sagte der Genuese kalt, „dreißig Mark, ni un décimo mas", und zu mir gewendet, setzte er hinzu: „Das Erz hat sich

jedenfalls nach der Tiefe hin mit einem Male verschlechtert; es kommt das zuweilen vor, übrigens, Sie sind ja selbst Ensayador, überzeugen Sie sich persönlich von der Wahrheit meiner Angabe. Hier ist der Rest des Communs."

Sprachlos vor Ueberraschung saß ich da. Es konnte nicht sein, so arg konnte mich K.... nicht hintergangen haben, denn das mit dem Verschlechtern des Ganges war ja Unsinn, da ich nur die an den Seiten der Schächte anstehenden Erze weggenommen, also gar nicht in die Tiefe gegangen war.

Ich warf den Commun des Italieners weg und nahm einen neuen. Wenn ich je das Schwinden und Oxydiren des Bleies mit Aufmerksamkeit beobachtet, so war es hier. Jeden Augenblick erwartete ich das „Blicken" des Silbers und mit jeder Minute, die es sich verzögerte, sank meine Hoffnung, daß der Italiener sich doch vielleicht geirrt, tiefer und tiefer. Endlich leuchtete der blitzähnliche Schein auf, rasch zog ich die Muffel zurück, die Silberkugel war ziemlich mehr oder weniger eben so groß oder vielmehr klein, wie die des Italieners und ergab beim Wägen: Dreißig und eine halbe Mark.

So war es denn wahr. Meine kühnen Hoffnungen, meine stolzen Pläne, sie waren zertrümmert. Meine Baarschaft war zu Ende. Mit den wenigen Thalern, die ich für die Erze bekam, mußte ich sehen, wie ich weiter kam. Hier blieb ich auf keinen Fall; ich hatte genug. Ueber das Wohin war ich auch bald mit mir im Reinen. Zurück nach Buenos Ayres ging nicht gut an, als Bergmann konnte ich dort keinen Wirkungskreis finden und dann der entsetzlich lange Weg — nein, vorwärts über die Cordilleren, nach dem minenreichen, schönen Chile. Dieser Plan hatte mir schon immer, wenn auch nur in nebelhaften, unbestimmten Umrissen vorgeschwebt, auch war Buenos Ayres schon zu weit, während das benachbarte Chile in acht bis zehn Tagen zu erreichen war. Mein Entschluß war gefaßt.

Auf meinem Maulthiere verließ ich folgenden Morgens die Schmelzwerke und ritt nach der Mine „Baltazar", in der Nähe der Dolores, wo ein alter Minero Don Domingo Zavallo, den ich früher schon kennen gelernt hatte und der mir sehr zugethan war, einen Bleiglanzgang

bearbeitete. Ich wußte, daß er häufig mit leeren Maulthieren nach San Juan zog, Vorräthe zu holen, und wollte ihn bitten, bei nächster Gelegenheit meine wenigen Sachen mit nach dort zu nehmen. In San Juan gedachte ich eine Woche zu bleiben und dann mit einem Arriero über die Anden nach Valparaiso zu gehen. Don Domingo redete mir freundlich zu, einige Tage bei ihm zu bleiben, da er noch im Laufe dieser Woche nach San Juan zu gehen gedenke und eine Reise in Gesellschaft angenehmer sei, namentlich da in letzter Zeit wieder allerlei Gesindel die Nähe der Stadt unsicher mache. Gern nahm ich sein gastliches Anerbieten an.

Während meines Aufenthaltes in der Baltazar machte ich verschiedene kleine Ausflüge in die umliegende öde Bergwelt. Außerordentlich reich an Bleiglanzgängen und Schnüren war dieser District und es ist eigenthümlich, daß gerade diese Letzteren am silberhaltigsten sind, während mit der zunehmenden Mächtigkeit auch das edle Metall sich mehr und mehr verliert. So sah ich einige Gänge von mehr als zwei Fuß Mächtigkeit, die, wie mir Don Domingo sagte, auch nicht die Spur von Silber enthielten. Sehr leicht ist es in der vegetationslosen Gegend, das „Ausbeißen“ der Gänge zu erkennen. Lange, weiße mit Gelb untermischte Streifen von Bleioxyd, ziehen sich netzartig, oft auf eine bedeutende Länge über Berg und Thal, zuweilen in solcher Menge, daß man kaum hundert Schritte machen kann, ohne auf das Streichen eines oder des anderen Gangtrummes zu treffen. Wenn dieser District in Deutschland wäre!

Auch auf die Guanacojagd ging ich eines Morgens oder richtiger einer Nacht, denn es war höchstens zwei Uhr, als ich im hellen Mondschein, die Doppelflinte auf dem Rücken, mich aufmachte und das wild ausgewaschene, felsige Thal hinabschritt bis da, wo dasselbe in eine, mit dürrem Strauchwerk bewachsene Ebene mündete, an deren gegenüberliegendem Ende hohe, pittoreske, kahle Berggruppen aufragten. Hinter einem, mir von Don Domingo bezeichneten, thurmartigen Felsen, auf dessen Spitze ein mächtiger Cactus wuchs, kauerte ich mich nieder. In der Nähe lag ein kleiner, sumpfiger Wasserplatz und den Finger am Drücker, wartete ich auf das Erscheinen eines der schlanken, schönen Thiere. Don Domingo hatte mir gesagt, daß gegen Morgen ganze

Rudel des Wildes zu dem Wasser zögen, um zu saufen. Sie mußten aber keinen rechten Durst heute haben, denn wohl zwei Stunden lag ich regungslos im Schatten des Felsen, ohne etwas Lebendes zu erblicken. Der Mond sank hinter den dunklen, seltsam geformten Berghäuptern, kalt strich der Morgenwind über die Ebene und ein Frösteln überlief mich. Da auf einmal tauchten im Morgengrauen über die das Wasser umgebenden Büsche zwei langhalsige Guanacos auf. Jetzt galt es. Mit vor Jagdeifer klopfendem Herzen beobachtete ich die nichts ahnenden Ankömmlinge, die beste Stellung für den Schuß abzuwarten. Dabei war ich, durch die unerwartete Größe der Thiere überrascht, noch nicht mit mir selbst einig, ob ich den mit Schrot, oder den mit der Kugel geladenen Lauf brauchen sollte. Der Schrotschuß war jedenfalls sicherer als die Kugel, aber wenn nun das große Thier mit demselben auf und davon ging? Mit der Kugel konnte ich dagegen in dem mattgrauen Lichte leicht fehlen. Zum langen Ueberlegen blieb mir übrigens keine Zeit mehr, denn schon begann das Eine der Guanacos mit zurückgelegten Ohren herüberzuäugen, während das Andere ruhig saufend, mir gerade die Flanke zeigte. Rasch entschied ich mich für die Kugel und einen Moment später hallte der Schuß durch die Berge, hoch auf sprang das getroffene Wild und brach dann zusammen, mit den Läufen krampfhaft gegen die Steine schlagend, während das andere Guanaco in flüchtigen Sätzen davoneilte.

Durch einen Peon zu Pferde wurde das erlegte Thier geholt und drei Tage lang aßen wir frisches Guanacofleisch, eine willkommene Abwechselung gegen den ewigen, lederähnlichen Charque, der Einem dazu noch immer halb zwischen den Zähnen hängen blieb.

Eines Tages ging ich auch mit Don Domingo hinab in die Mine, die eine der besten der ganzen Gegend und deßhalb schon tief gearbeitet war. Mit wenigen Ausnahmen sind sich alle südamerikanischen Bergwerke, wie ich später in Chile und Peru zu sehen Gelegenheit hatte, in der Art und Weise ihres Abbaues und sonstigen Einrichtungen, mehr oder weniger ähnlich. Ein sogenannter „chiflon“ oder tonnlägiger Schacht, von durchaus unbestimmter Form, roh durch das Gestein gear-

beitet, folgt dem Fallen des Ganges nach der Tiefe hin; wo gerade reichere Punkte sind, folgt man denselben bald auf- bald abwärts oder horizontal, so daß der Gang von dem Hauptchiflon aus, in nach unten gehenden, meist sehr steilen Zickzackstrecken durchschnitten wird. Da die Minen kein Wasser haben, das Gestein ebenfalls meist sehr fest ist, so sieht man wenig oder fast gar keine Zimmerung und in grauenerregender Weise hängen gewaltige Felsmassen herunter, doch ist die Gefahr weniger groß, als es den Anschein hat. Kommt es aber auch vor, daß wirklich einmal ein paar der Bergleute zerschmettert werden, so hat das weiter nichts auf sich und folgt deßhalb noch lange keine Aenderung der Dinge. Da sie keinen Abbau mit „breitem Blick“ treiben, sondern nur immer in ihren engen, dem Fallen des Erzmittels folgenden Löchern nach der Teufe zu arbeiten, können sie natürlich auch keinen Bergeversatz in der Mine lassen, sondern müssen ihn zu Tage fördern, was bei den tieferen Bergwerken eine äußerst mühsame Arbeit ist. Und diese Arbeit geschieht nicht etwa durch Maschinen oder auch nur durch den simpelsten Haspel, sondern Erze sowohl, als Berge, werden auf den Rücken der Menschen, die holprigen, furchtbar steilen Chiflons, h i n a u f g e t r a g e n.

Hie und da läßt man gewaltige Bergfesten, Stücke des Ganges um welche Strecken herumlaufen, sogenannte „puentes“ stehen, die später, wenn die Mine nach der Teufe hin keinen Ertrag mehr giebt, herausgenommen werden. Zuweilen trifft man kurze, senkrechte Verbindungen zwischen ihnen und an solchen Stellen stehen dann statt der „Fahrten“, einfache Balken mit zwei bis drei Zoll tiefen Einschnitten oder Kerben, welche den einzigen Halt für den Fuß bilden, für die Hände giebt es gar keinen und namentlich das Heruntergehen ist für den nicht daran gewöhnten Europäer wahrhaft lebensgefährlich, während die Eingeborenen mit Leichtigkeit, einen Centner Erz oder Gestein auf dem Rücken, daran hinauf- und hinablaufen.

Eben als wir einen dieser kleinen Schächte — Löcher wäre eigentlich passender — heruntergestiegen waren und uns nach dem Hauptchiflon wandten, hörten wir ein verworrenes Gestöhn und Geheul aus der Tiefe heraufdringen und auf mein Befragen darüber, winkte mir mein Begleiter, stehen zu bleiben und einen Augenblick zu warten. Das Geheul

kam näher; einzelne Lichter tauchten in der schrägen Tiefe unter uns auf, ganze Reihen derselben folgten und jetzt hatte ich ein Schauspiel, so bizarr, so wild phantastisch, ja dämonisch, daß ich vor Erstaunen kaum Worte finden konnte. Etwa zwanzig Menschen, mehr oder weniger vollkommen nackt, nur auf dem Kopfe einen alten Hut oder eine Mütze, von Schweiß triefend, auf dem Rücken ledergeflochtene Körbe mit flimmerndem Erz, in den Händen Stäbe, deren oberes Ende gespalten und mit einem hineingeklemmten Talglicht versehen, kamen Einer hinter dem Anderen aus der vom rothen Fackelscheine düster erhellten Tiefe heraufgeklettert. Das Sonderbarste dabei war, daß sie fortwährend in allen möglichen und unmöglichen Tonarten stöhnten, heulten und schnauften und zwar aus reinem Vergnügen, indem, wie mir Don Domingo sagte, das die Arbeit bedeutend erleichtern soll. Und wie hohl und schauerlich das hallte und dröhnte in den unterirdischen, den Schallwellen keinen Ausweg lassenden Felsengrotten. Man konnte sich in die Tiefen der Hölle versetzt glauben, wenn man diese nackten, braunen, von Schweiß triefenden Gestalten, Einer hinter dem Anderen heulend und fackelschwingend die steilen, düsteren Schächte hinaufklettern sah.

Und was verdienen diese Menschen? Kaum sollte man es glauben, daß sie mit zwei Realen, etwa ein Viertel Thaler nach unserem Gelde, in dem theueren Argentinien auskommen könnten. Freilich bekommen sie auch noch Lebensmittel, wie Brod, Bohnen, Charque und Rosinen gratis geliefert; nur Jerba und Zucker für Mate müssen sie selbst kaufen. Dagegen sind sie gezwungen, ihre sonstigen Bedürfnisse, als: Kleider, Stoffe, Geräthschaften u. s. w. von der Mine zu kaufen, die zu diesem Ende eine „tienda" einen Laden für Alles hat, so daß den Meisten ihr bischen Geld auch noch in schlechten Waaren ausgezahlt wird.

Am letzten Tage der Woche kam eine Tropa von „Pueblo viejo", einem Städtchen bei San Juan, am Fuße der Cordilleren gelegen, hier an. Es waren über fünfzig mit Proviant beladene Maulthiere, die zum größten Theil wieder leer zurückgingen. Don Domingo traf seine Anstalten zu unserer morgigen Abreise. Mein Maulthier hatte sich in den Bergen verloren, weßhalb mir mein freundlicher Wirth eins der ledigen Thiere zur Verfügung stellte.

V.

Ritt nach San Juan. Die Stadt. Ueber die Cordilleren.

Herzlich froh war ich, als ich wieder auf dem Rücken eines muthigen Maulthieres durch das öde, steile Thal hinab der Ebene zuritt, über die hinweg der Weg nach San Juan führt. Seit meiner Ankunft hier war ich nicht so aufgeräumt, so innerlich zufrieden gewesen, wie gerade in diesem Augenblicke; meine silbernen Träume, meine stolzen Luftschlösser, freilich, sie waren dahin, aber war ich nicht frei? lag nicht die jüngste Vergangenheit mit ihren Täuschungen und unangenehmen Erfahrungen hinter mir? Daß jetzt mein Weg in's Blaue, in eine unbestimmte Zukunft hineinführte, was kümmerte es mich! — war es doch von jeher mein Wunsch gewesen, einmal so recht frei, planlos und auf mich selbst angewiesen, ferne Länder durchstreifen zu können. Allerdings jetzt, wo mir die Erfüllung dieses Wunsches so unvermuthet von selbst auf den Leib gerückt kam, ging gar Vieles von dem Reiz eines solchen Daseins verloren, doch von der gütigen Natur mit einer nicht unbedeutenden Portion glücklichen Leichtsinns ausgestattet, setzte ich mich leicht über etwaige Schwierigkeiten hinweg und alle ernsteren Gedanken über Bord werfend, richtete ich mich im Sattel auf, gab meinem Thiere die Sporen und sandte aus voller Brust einen so fröhlichen, weithinschallenden Jodler in die ernst-düsteren Berge, daß das Echo, wie verwundert über die ungewohnte Störung, die Laute noch lang von Wand zu Wand, von Klippe zu Klippe trug, ehe sie mehr und mehr ersterbend, sich in die einsamen, unbekannten Schluchten jener Felsenlabyrinthe verloren.

Wir waren um vier Uhr Nachmittags aufgebrochen, weil Don Domingo noch zurück war und erst nächsten Morgen am Ausgang des Thales, wo übernachtet werden sollte, zu uns stoßen wollte. Meine

gegenwärtigen Begleiter waren ein wild aussehender, bärtiger Arriero und zwei Peone, welche Letzteren die zahlreiche Tropa vor sich hertrieben, während ich, um den aufwirbelnden Staubwolken zu entgehen, mit Don José Munoz, dem Arriero, vor den Thieren herritt. Don José sollte der Aussage Don Domingo's nach schon sechs Räuber getödtet haben, deren Köpfe er abgeschnitten und dem Gouverneur von San Juan überreicht, wofür ihm ein ansehnliches Geldgeschenk zu Theil geworden war. Das Schönste dabei war, daß Don José früher selbst das Gewerbe der von ihm Getödteten getrieben, ja sogar ein specieller Genosse einiger derselben gewesen war. Nicht ohne ein gewisses Grauen beobachtete ich die wetterharten, von zahlreichen Narben durchzogenen Züge des neben mir herreitenden Arrieros, an dessen Hand so viel Blut klebte. Freilich waren es dem Gesetz verfallene Menschen gewesen, aber es waren doch Menschen und nicht für alle Schätze der Welt hätte ich sein Gewissen mit dem meinigen vertauschen mögen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Don José etwa viel mit Gewissensqualen zu thun gehabt hätte, im Gegentheil glaube ich kaum, daß es einen Sorgloseren und Zufriedeneren wie eben Don José geben konnte; während des ganzen Wegs sang er allerlei lustige Weisen und Schelmenstücklein, erzählte Schnurren und Anekdoten, kurz geberdete sich eher wie ein heiteres Kind, als wie Jemand, dessen Gewissen mit dem Bewußtsein, sechs Menschenleben vernichtet zu haben, belastet ist.

Räuber und Räuberwesen gedeihen überhaupt noch in der Umgegend von San Juan. Während meines Aufenthaltes in der Baltazar kam eines Tages ein großer Trupp Soldaten, die eine ganze, in die Berge geflüchtete Räuberbande verfolgten. Im ersten Augenblick hielt ich die Bewaffneten selbst für Räuber, denn solch' wilde, braune Galgengesichter konnten doch unmöglich ehrlichen Soldaten angehören. Das ganze unverschämte Auftreten der regellos uniformirt und bewaffneten Horde, die Art und Weise, wie sie dictatorisch Proviant für sich und ihre Thiere verlangten, rechtfertigte auch vollkommen meinen Irrthum und ich bin überzeugt, wäre der Chef dieser Soldatenbande durch die Straßen einer deutschen Stadt spazieren gegangen, daß man ihn auf sein bloßes Gesicht hin arretirt und eingesteckt hätte. Ueberhaupt ob Verfolger oder Ver=

folgte, es ist kein großer Unterschied zwischen ihnen, und der Verbrecher, der des flüchtigen Lebens müde, zum Kalbfell schwört, kann sich in den meisten Fällen für gesichert ansehen. Die Truppe sah ich nicht wieder, weiß also nicht, ob ihr Streifzug den gewünschten Erfolg hatte, doch möchte ich es bezweifeln, denn die listigen Spitzbuben — die Räuber nämlich — wissen sich gewöhnlich dem hier sehr kurzen Arme der Gerechtigkeit leicht zu entziehen, namentlich da auch der Eifer der Verfolger, wenn nicht persönlicher Haß im Spiel ist, sehr vieles zu wünschen übrig läßt. Glückt es aber doch einmal, ein paar der Salteadores zu fangen, so wird dagegen auch ein sehr kurzer Prozeß gemacht; ohne weiteres Verhör werden sie einfach an den nächsten Baum gebunden und — erschossen. Kopf und Arme abgeschnitten und an verschiedenen Punkten des Wegs befestigt, dienen als Warnungszeichen für dergleichen Gelichter, während der Rest des Cadavers den Geiern als leckeres Mahl überlassen bleibt.

Das ist argentinisches Gerichtsverfahren im Inneren.

An der Mündung des Thales gegen die Ebene bei dem schon früher erwähnten Wasserplatz machten wir für die Nacht Halt. Die leeren Packsättel der Maulthiere und die Carga wurden im Kreise aufgestellt, im Mittelpunkte ein Feuer angezündet und bald lagen wir lang ausgestreckt um die lodernde Flamme, verzehrten unser einfaches Nachtmahl, Brod, Charque und einen Schluck Wein aus der Kürbisflasche Don José's, rauchten noch einige Cigarillos und legten uns dann auf's Ohr. Lange floh mich der Schlaf und während meine Begleiter schon geraume Zeit ein gewaltiges Schnarchterzett unterhielten, das halberloschene Feuer nur noch dann und wann einmal knisternd aufleuchtete, lag ich wohl noch über eine Stunde ruhelos auf meinem Lager und schaute in die funkelnde Pracht der Sterne, in die nebelhaften Tiefen ungemessener Himmelsräume bis mich meine Augen schmerzten und ich Erholung suchend den Blick auf die rings liegenden, gespenstisch schwarzen Massen der Berge wandte, um deren Kuppen mattschimmernde Nebelstreifen, gleich flatternden Gewändern, ihre geheimnißvolle, leise Bahn zogen.

Während folgenden Morgens die Peone die zerstreuten Mulas zusammentrieben, verfolgte ich zwei Guanacos, richtete aber nichts

aus, indem die scheuen Thiere mich nicht auf Schußweite herankommen ließen.

Zurückgekehrt zu meinen Reisegefährten, half ich ihnen die Maulthiere fangen und beladen. Die Art und Weise, wie dabei verfahren wird, ist in ganz Südamerika und wohl auch in Mexiko und Californien eine und dieselbe. Ist das Thier mittelst des Lasso's zum Stehen gebracht, wirft ihm der Arriero den Poncho über den Kopf und bindet ihn unter dem Halse fest. Das Mula rührt und regt sich nicht; mit gespreizten Beinen steht es ruhig da, während der Arriero gewandt die Carga zu beiden Seiten des Thieres vertheilt und mit roh aus Ochsenhaut geschnittenen Lederstreifen festschnürt. Dann wird der Poncho wieder entfernt und das Mula trabt zu seinen schon beladenen Genossen. Meist versuchen sie, sich an dieselben drängend und stoßend die Last wieder abzustreifen, welches Bemühen sie jedoch bald, die Nutzlosigkeit desselben wohl einsehend, wieder aufgeben. Dagegen kömmt es häufig vor, daß die durch den hohen Trab der Thiere gelockerte Carga in's Rutschen geräth und schließlich ganz zur Seite fällt. Wie toll jagt dann das Maulthier dahin, wälzt sich auf den Boden und versucht Alles, die verhaßte Last los zu werden, was auch bisweilen gelingt. Poncho und Lasso müssen dann gewöhnlich wieder ihre Dienste thun, ehe das aufgeregte Thier zum Stillstehen nnd Beladenwerden gebracht werden kann.

Endlich war Alles gethan und wir setzten uns in Marsch. Voran die „madrina", die „Brautführerin", eine ledige Stute mit helltönender Glocke am Halse, das Leitthier der Tropa, dem Alles folgt. Hinter und neben dem Zuge ritten die beiden Peone, während Don José und ich wieder weit voraus waren, denn Staub und Hitze, namentlich aber letztere, waren kaum zu ertragen. Obgleich ich Poncho, Rock und Weste längst unter dem Sattel placirt hatte, glaubte ich doch vor Gluth vergehen zu müssen. Dazu peinigte mich ein brennender Durst, und gerade wollte ich Don José um seine Kürbisflasche ersuchen, als links zwischen den cactusbewachsenen Felstrümmern die zierlich schlanken Gestalten zweier Guanacos auftauchten. Vergessen war Durst und Hitze bei diesem Anblick. Das Gewehr schußfertig in der Hand, stürmte ich über Stock und Stein den in flüchtigen Sätzen Davoneilenden nach, nicht achtend der

meinen Fuß oft empfindlich streifenden Felsen und der Haut und Kleider zerfetzenden Cactusse; nur an dem Wild hing mein Blick, einen günstigen Moment zum Schusse zu erspähen. Wenn nur das verwünscht unebene Terrain nicht gewesen wäre! Auf und ab ging die Hetze, hier verschwand eins der Thiere hinter den Steinblöcken, dort wieder tauchten die langen schmalen Ohren des anderen zwischen den candelaberartig gewachsenen, riesigen Cactussen auf, aber vergeblich wartete ich auf den vollen Anblick des Wildes, eine Kugel anzubringen. Da, wie durch Zauberei, verschwanden beide Guanacos mit einem Male in den Boden hinein, und als ich auf meinem keuchenden, schweißtriefenden Maulthier die Stelle, wo ich sie zuletzt gesehen, erreichte, stand ich an einem jähen Absturz. Wohl sah ich die Flüchtigen weit drüben einen ebenso steilen Hang hinauf klettern, aber an eine weitere Verfolgung, den Absturz hinunter, war nicht zu denken und eine Kugel mochte ich auch nicht mehr daran wagen, da ich selbst im günstigsten Falle die Beute nicht hätte herüberschaffen können. Mißmuthig wandte ich deshalb mein Maulthier, meinen Reisegefährten nachzureiten. Aber hatte ich schon vorhin von Durst und Sonnengluth leiden müssen, so war das jetzt geradezu unerträglich geworden. Während der ganzen Zeit, die ich durch die steinige, glühende Ebene der indeß weit vorausgekommenen Tropa nachtrabte, dachte ich an Wüste und Wüstenreisen, durstgeplagte Reisende, Kameelmägen, Sonnenstiche und im Gegensatz dazu an freundlich grüne Oasen, schattige Beduinenzelte, Quellengemurmel, Palmen, Sorbet, Odalisken und Gott weiß, was mehr. Aber was war das! Bei Gott! dort lag zwischen mächtigen Felsbrocken, zwar nicht von wiegenden Palmen überragt, aber doch wunderbar klar, genau ein solch prächtiger Quell, wie ich ihn eben geträumt. Merkwürdig! Doch nicht lange hielt ich mich mit Betrachtungen auf, rasch war ich aus dem Sattel und mein Trinkhorn füllend, that ich einen tiefen Zug und — spuckte entsetzt wieder aus, das Wasser war bittersalzig. —

Ich erinnere mich von einem Geizigen gelesen zu haben, der auf die Nummer 1596 in der Lotterie spielte und zu seinem sprachlosen Aerger gewahr wurde, daß die Nummer 1569 das große Loos gewonnen hatte.

So etwas ist ärgerlich, es ist wahr. Aber durstig zu sein, den Kopf voll der üppigsten Phantasien, als da sind: Quellengemurmel, Palmenrauschen u. s. w. zu haben, dann diese Phantasien verwirklicht zu sehen um schließlich von der geträumten Glückshöhe doch noch zum tiefsten Abgrund hinabgeschleudert zu werden, — statt frischkühlem, lebenden Naß, eine Portion gesättigte Natronlösung hinunterschlucken zu müssen, — das ist beinahe ebenso schlimm, wenigstens ebenso ärgerlich.

Fortwährend spuckend, galloppirte ich so schnell als möglich der Tropa nach, und glücklich schätzte ich mich, als ich mir mit etwas lauwarmem Wasser aus dem Fäßchen der Peone, endlich den bitterekeln Geschmack aus dem Munde spülen konnte.

Gegen Mittag stieß Don Domingo zu uns und brachte, eine wahre Gottesgabe, zwei große Wassermelonen mit, deren schwammig rothes, mit kühlem, süßem Naß gefülltes Fleisch uns herrlich mundete und mich bald das Quellenabenteuer von vorhin vergessen ließen.

Durch weite dürre Ebenen führte jetzt unser Weg. Offener wurde die Landschaft, zu beiden Seiten wichen die spitzgipfeligen, hohen Berggruppen weiter und weiter zurück, während der langgestreckte Hügelzug weit vor uns, immer deutlicher hervortrat. Jaspistrümmer und Porphyrschiefer bedeckten den Boden. Die derben, plutonischen Massen verschwanden, geschichtetes Gestein trat nackt zu Tage und bei einer solchen natürlichen Entblößung, die wir kurz darauf passirten, fand ich bestätigt, was ich schon früher auf dem Schmelzwerk gehört, nämlich daß die an nutzbaren Mineralien schon so reiche Gegend auch Steinkohlenflötze enthielt. Ein breiter, wohl über zwei Fuß mächtiger schwarzer Streifen zog sich scharf abgegrenzt durch das blaugraue, bröckliche Gestein. Leider konnte ich mich nicht lange auf nähere Untersuchungen einlassen, wenn ich nicht weit hinter meinen Reisegenossen zurückbleiben wollte, nur ein Handstück schlug ich mir los, es zu den anderen gesammelten Exemplaren dieser geologisch wie geognostisch-mineralogisch gleich interessanten Gegend zu legen.

Ein breiter, schnurgrade durch die mit hohem, stachlichtem Buschwerk bestandene Ebene gehauener Weg, den wir Nachmittags erreichten und folgten, war das erste Zeichen, daß wir uns wieder einer angebauten,

bewohnten Gegend näherten. Eine andere, aber nichts weniger als angenehme Bestätigung dafür, waren die zahlreichen kleinen, aus zwei quer übereinander gebundenen Holzstäbchen hergestellten Kreuze, Grabstätten ermordeter und beraubter Reisender, wie Don Domingo sagte. Auch bemerkte er bei dieser Gelegenheit, daß wir die Nacht durchreiten würden, um den Salteadores durch Schlafen keine Gelegenheit zu einem Ueberfall zu geben. Der Weg war in letzter Zeit wieder recht unsicher geworden, erst ganz vor Kurzem waren einige Tropas während der Nachtzeit überfallen und beraubt worden und Vorsicht konnte unter solchen Umständen keinesfalls schaden. Unser Abendbrot nahmen wir während des Reitens ein. Dann holte ich meinen Revolver hervor, versah ihn mit frischen Cartouchen und steckte ihn nebst Messer vorn in meinen Gürtel. Auch Don Domingo und die beiden Peone brachten allerlei Waffen zum Vorschein, während José, der Arriero, nur grimmig lachend, sein breites Dolchmesser in der untergehenden Sonne funkeln ließ. Ein schweres Gewitter, das jetzt von Norden heraufzog, machte die Aussicht auf die Nacht nicht angenehmer und schweigend ritten wir durch die schwarz hereinbrechende Dämmerung dahin. Die Peone hatten alle Hände voll zu thun, denn die, durch die häufigen Blitze und Donnerschläge scheu gemachten Thiere, versuchten alle Augenblicke zu beiden Seiten des Weges ab und in die Büsche hinein zu laufen und machten den armen Teufeln, die auf alle mögliche Weise fluchten, nicht wenig zu schaffen.

Es war eine pechschwarze Nacht, nur zuweilen auf einen Moment durch die blendenden Blitze erhellt, denen fast augenblicklich ein betäubendes Krachen folgte, das sich vielfach in den Schluchten und Abgründen des Gebirgs wiederholte. Die Luft war so mit Electricität geschwängert, daß auf den Spitzen der Ohren meines Maulthiers eine ganze Zeit lang kleine, blaue Flämmchen hüpften. Einzelne, schwere Tropfen fielen, es war kein Regen, nein ein Wolkenbruch, ein Wasserfall, der folgte und uns im Nu bis auf die Haut durchnäßte. Zwar ließ das Unwetter bald wieder nach, die dunklen Wolkenschleier zerriß der frische Nachtwind und freundlich blickten einzelne Sternengruppen durch das schwarze, am Himmel dahinjagende Heer herunter; aber naß waren wir einmal, so

naß, daß wir uns kaum rührten, um das feuchtkalte Gefühl nicht noch zu vermehren, das uns die Zähne vor Frost an einander schlagen machte. Welch eine Nacht! Dazu wurde ich nach Zwölf so entsetzlich müde, daß ich bald Alles: Räuber und Regen, Gewitter und Kälte vergaß, nur Schlafen, Schlafen, war mein einziger Gedanke. Mindestens zwanzigmal wohl, nickte ich während dieses nächtlichen Rittes ein, um eben so oft wieder durch das Stolpern meines vielleicht nicht minder müden Thieres erweckt, aufzufahren, erschreckt um mich zu schauen und wieder die Augen zu schließen. Ja, als wir einmal an einen Bach angekommen, absaßen, die durstigen Geschöpfe zu tränken, schlief ich, während ich mich an mein Maulthier lehnte, ein, und nur mit Mühe kletterte ich, von Don Domingo unsanft aufgerüttelt, wieder in meinen feuchten Sattel.

Endlich — ein graues Zwielicht begann schon im Osten aufzudämmern, machten wir einen Augenblick Halt, um bei rasch angezündetem Feuer einen Maté zu trinken. Kaum aber war ich abgestiegen, als ich auch schon umfiel, dem Beispiele Don Domingos folgend, der sich dieses Mal ebenfalls nicht länger des Schlafes erwehren konnte. Nur die rauhen Arrieros wachten. Aber die Freude dauerte nicht lange, vor Sonnenaufgang ging es schon wieder weiter gen Westen, denn San Juan sollte noch heute erreicht werden. Die Gefahr wegen der Räuber war vorüber.

Unterdeß war es hell und heller geworden und als nun mit einem Male das kuppige, mit Felstrümmern übersäete Terrain steil vor uns abfiel und einen weiten Blick nach Vorwärts gestattete, hielt ich mit einem Ruf der Ueberraschung mein Maulthier an. Vergessen war alle Müdigkeit, vergessen alle Beschwerden der letzten Nacht gegenüber dem riesigen, wunderbar schönen Panorama, das vor meinen trunkenen Augen lag. Ja, das waren in der That endlich die lang ersehnten, majestätischen Cordilleren, deren unabsehbare, beschneite Kette sich dort drüben, jenseits der weiten Ebene, am Horizont hinzog. Gluthroth leuchteten die gewaltigen Schneehäupter, von der für uns noch nicht sichtbaren Sonne angestrahlt, herüber, während dunkelblaue Dämmerung noch über der Ebene lag, aus der nur hin und wieder der Silberspiegel des Rio San Juan aufblitzte. War es möglich, daß solche Bergmassen,

solche schwindelnde Höhen existiren konnten. Die beschneiten Grate, die über die lange Gebirgskette herüberragten, strahlten in wunderbarer Klarheit, während alles Andere in duftig blauem Hauche lag; je tiefer, desto mehr verschwammen die Conturen, so daß die Linie da wo Gebirg und Ebene sich berührten, nicht zu erkennen war.

Die Sonne stieg jetzt herauf und erhellte auch die Ebene, die etwa zwanzig Leguas breit, sich bis an die steil und ohne Uebergang aus ihr erhebenden Hänge dehnte. In weiter Ferne zogen sich lange Pappel-alleen durch saftig grüne Flächen. Das war nicht mehr dürres, wüstes Land, wie ich es in der letzten Zeit zu sehen gewohnt gewesen. Ueppige, reiche angebaute Felder wechselten mit kräftigem Baumwuchs und Wiesen; überall blitzten eine Menge Wasseradern, von den Cordilleren herkommend; im Sonnenschein und drüben scheinbar dicht an die Berge geschmiegt, waren deutlich einzelne weiße Punkte, die hervorragendsten Gebäude San Juans, das ganz in einem Obstbaumwald vergraben liegt, zu erkennen. Gen Süden schweifte der Blick frei über die endlose Ebene und einige See'n hinweg, bis Mendoza, dessen einzelne Häuser, aum erkennbar, am Rande der ungeheuren Fläche aufragten. Es war eine unvergleichliche Aussicht, von der ich mich lang nicht losreißen konnte.

Bald waren wir inmitten der üppigsten Natur. Große, angebaute Culturstrecken, von dicht aneinander stehenden Pappelreihen eingefaßt und von schmalen, aber schnell strömenden Wasserläufen durchschnitten, schmucke Haciendas, deren Corridore und Verandas unter der Last der Weintrauben zu erliegen schienen, eingefenzte Weiden, Maul-thier- und Pferdeheerden, hie und da eine Hütte, halb in Blätter-fülle vergraben oder von breitästigen, schattigen Feigenbäumen überragt, breite, pappeleingefaßte Wege mit langen, schwerfälligen Karetenzügen, klingelnde Tropas und einzelne Reiter im flatternden Poncho, das waren so ohngefähr die Bilder, die jetzt im bunten Wechsel an uns vorüber-zogen. Namentlich waren es die Karetenzüge, die meine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselten. Schon in den Pampas hatte ich Gelegenheit gehabt, Wagenzüge von mehr als fünfzig Kareten zu sehen, doch waren sie zu weit von mir gewesen, und außer dem massenhaft aufgewirbelten

Staub und dem ohrzerreißenden, quikenden Geräusch der trockenen, hölzernen Achsen, konnte ich wenig mehr wahrnehmen. Die Langsamkeit, mit der diese von Ochsen gezogenen Wagenungeheuer vorwärts kommen, ist in der That fabelhaft. Dennoch werden die größten Reisen mit ihnen gemacht, so zum Beispiel von Mendoza nach Buenos Ayres, wozu allerdings einige Monate gehören. Aber sie werden doch gemacht. Die Wagen haben zwei sehr hohe, plumpe, oft nicht einmal ganz runde Räder und dicke, unförmliche Holzachsen. Ein Geflecht von Hautstreifen schützt die aufgeladenen Gegenstände vor dem Herabfallen und häufig ist noch, wie bei unseren deutschen Frachtwagen, ein weißes Laken über das Ganze gespannt. Sechs bis zehn Ochsen ziehen gewöhnlich vor jeder Karete. Vorn im Wagen oder auch an der Deichsel, — an der nur die zwei hinteren Thiere befestigt sind, die Uebrigen ziehen an langen, rohen Hautschnüren — sitzt der Fuhrmann, meist ein schmieriger Bursch, der den Gebrauch des Wassers verachtend, während der ganzen Reise sich weder wäscht, noch ein Hemde wechselt. Damit die zum Verzweifeln langsam gehenden Thiere nicht am Ende ganz stehen bleiben, bearbeitet er sie beständig mit einem langen Rohr, an dessen äußerstem Ende eine zolllange Nagelspitze angebracht ist, indem er damit die Stiere in Nacken und Schulterblatt sticht und auf diese zarte Weise die Betreffenden an ihre Schuldigkeit mahnt. Mit diesem Rohre erreicht er jedoch nur die zwei hinteren, an die Deichsel gespannten Thiere, für die Anderen weiter vorn hängt an mehreren Bindfaden ein zweites, längeres Rohr über ihn wagerecht hinaus, womit auch die äußersten Thiere angetrieben werden können. Gewöhnlich begleitet ein „Capataz“, ein berittener Aufseher, die lange Reihe der, einer hinter dem andern folgenden Wagen. Wein, Früchte, Häute und Mehl sind die Hauptausfuhrproducte San Juans und Mendozas. Das, durch die Friction der unförmlich dicken, trockenen Holzachsen, mit den roh gearbeiteten, wüsten Rädern hervorgebrachte Geräusch, ist für den nicht daran Gewöhnten wahrhaft schauerlich, und so oft ich einen dieser Züge zu passiren hatte, gab ich meinem Maulthiere die Sporen, um sobald als möglich aus der Hörweite dieses entsetzlichen Gequikes zu kommen.

Wir ritten jetzt, da wir die Thiere des nahen Endziels unserer

Reise wegen nicht mehr zu schonen brauchten, im Galopp der Tropa voraus. Immer üppiger wurde die Landschaft, immer reicher die Vegetation, während wir die schattigen Pappelwände der „Finka's“ entlang flogen. Durch die lange, endlose Baumperspektive rauschten lustige Wasserbäche und im Hintergrunde ragte tiefblau ein Stück Gebirge über das satte Grün hinaus. Bald erreichten wir die ersten Hütten der Vorstadt San Juan's. Die Sonne sank eben hinter den Cordilleren, Ströme von Blüthenduft wallten uns entgegen und erfüllten mit ihrem süßen, berauschenden Arom die Luft. Glühwürmer von erstaunlicher Größe schwebten zwischen den Baumkronen der von langen, niedrigen Lehmmauern eingefaßten Gärten; vor den Thüren ihrer Häuser saßen die Einwohner plaudernd, lachend und singend oder uns neugierig nachschauend, wie wir vorübergaloppirten.

Schön war es, dieses reiche Bild des Südens, so schön, daß selbst Jemand, der nicht die letzte Zeit in den sonnverbrannten, dürren Bergen des Marayas zugebracht, wohl vor Entzücken hingerissen werden konnte.

Wenige Minuten nachher erreichten wir die eigentliche Stadt, trabten durch die mit schmucklos, niedrig weißen Häusern eingefaßten Straßen und über die mit Baumreihen gezierte Plaza, bogen in eine darauf mündende, wasserdurchströmte Gasse und hielten dann vor einem etwas größeren Gebäude, dem Hôtel frances, dessen Besitzer uns zuvorkommend vor der Thür empfing, die Thiere einem herbeieilenden Knaben übergab und uns dann in das Innere führte. Meine Sachen wurden in ein hübsches Zimmerchen geschafft, und nachdem wir Hut, Poncho und Sporen in die Ecke geworfen, durften wir uns wieder der Annehmlichkeiten der Civilisation, worunter ein gutes Souper gewiß keinen der letzten Plätze einnimmt, freuen.

Ich hatte einen Auftrag von dem schon oben erwähnten Carlos Sturz an einen Apotheker Dr. Keller, dessen Wohnung an der Plaza liegen sollte und dem ich ein Schreiben, sowie Hackländer's „Dunkle Stunde“, an der ich mich während meines Aufenthaltes in der Baltazar nicht wenig erbaut — zu übergeben hatte. Auch hatte Don Carlos bemerkt, wie mir dieser Herr in Vielem sehr nützlich sein könne und mich deßhalb in seinem Briefe an ihn empfohlen. Ich beeilte mich noch sel-

bigen Abends seine Bekanntschaft zu machen und fand in ihm einen liebenswürdigen, alten Herrn, der mich mit der größten Artigkeit empfing. Er war ein Badenser, schon über dreißig Jahre im Lande und mit einer Chilenin verheirathet. Dr. Keller war die Gemüthlichkeit selbst, man brauchte ihn nur anzusehen, um jeden Zweifel an das Gegentheil schwinden zu machen. Die runde, behäbige Gestalt, das volle, gutmüthige, etwas röthliche Gesicht, aus dem unter buschig weißen Augenbrauen ein paar blaue Augen gar treuherzig hervorschauten, nahmen sofort für ihn ein. Dr. Keller war aber auch reich und von Einfluß, das sah ich, als er mich verschiedenen dortigen Deutschen vorstellte, die ihm alle mit der größten Achtung und Zuvorkommenheit entgegenkamen. Daß er auch wissenschaftlich gebildet war, bewies seine Bibliothek, die er mir freundlich zur Verfügung stellte, welches Anerbieten ich auch während der acht Tage meines Hierseins reichlich benutzte. Nicht allein sämmtliche deutsche Classiker standen da wohlgeordnet in Reih' und Glied, sondern auch die besten Werke deutscher und ausländischer Gelehrten. Ebenso fanden sich die neuesten, gediegensten Zeitschriften unserer Heimath, unter denen ich die Gartenlaube als alte, liebe Bekannte grüßte — ein seltener Fund am Ostabhang der Cordilleren, welcher so recht beweist, wie sehr dieses vielgelesene Blatt von seinen deutschen Lesern geschätzt wird.

Nachdem ich meiner etwas erschöpften Kasse durch einen Wechsel auf das uns befreundete Geschäftshaus in Buenos Ayres wieder auf die Beine geholfen hatte, begann ich mich mit den näheren Umgebungen der Stadt vertraut zu machen, denn diese selbst bot wenig Bemerkenswerthes; wie alle südamerikanischen Städte war sie in regelmäßige Quadra's angelegt, an der Plaza stand eine hübsche Kirche und vor derselben exercirten den ganzen Tag Soldaten, die nach beendigtem Exercitium nach dem Paraguay geschickt werden sollten. Es waren im Allgemeinen ziemlich reguläre Truppen, und wenn auch hie und da zwischen den graublauen Jacken und französischen Käppi's ein alter, bunter Poncho, ein defekter Strohhut und ein paar nackte Füße hervorschauten, so machte das durchaus nichts; dergleichen Kleinigkeiten war man hier schon gewöhnt.

Die Umgebungen San Juan's sind paradiesisch schön. So heiß es

auch war, ließ ich mich doch nicht abhalten, mit meinen neuen deutschen Bekannten fast täglich Ausflüge zu Pferde zu machen. So unter anderen Punkten, deren Namen ich vergessen, auch nach „Pueblo viejo", dem alten San Juan, in dessen Nähe wir hinter einer einsamen, verlassenen Mühle während eines heißen Nachmittags ein erfrischendes Bad in einem Wasserfalle nahmen, der von hohen, schattigen Bäumen umgeben, zu einem derartigen Zwecke wie geschaffen war. Wie lange schon war mir ein solcher Genuß versagt gewesen, ein doppelter Genuß in der brennenden Sonnengluth San Juan's, das vor den Winden des großen Oceans durch die hohe Mauer der Anden geschützt, wie in einem Kessel daliegt, der brütenden Sonne preisgegeben, die in beharrlicher Gluth ihre sengenden Strahlen vom blauen Himmel herunterstrahlt.

Die industrielle Thätigkeit San Juan's ist nicht gering, wie man schon an den zahlreichen Tropa's sehen kann, die von hier theils nach Mendoza und San Luis, theils nach dem Norden, nach Salta, Tucuman Catamarca und Bolivia oder auch über die Cordilleren nach Chile gehen. Die Hauptausfuhrartikel sind, wie schon gesagt, Wein, Mehl, Früchte, Häute, Maulthiere und Pferde. Nach Chile wird namentlich ein bedeutender Handel mit Rindvieh betrieben, und wenn auch nicht selten ein großer Theil der Thiere während des Uebergangs über die hohe, schneebedeckte Gebirgskette zu Grunde geht, so bleibt doch, bei dem niedrigen Preise der Thiere hier und des Gegentheils in Chile, immer noch ein respektabler Profit, der das Geschäft nur kurze Zeit während der Wintermonate in's Stocken gerathen läßt. Große Mahlmühlen, nach den neuesten Systemen eingerichtet, sind unten am Rio San Juan im Betrieb, Silber- und Kupferminen werden in den Bergen bearbeitet, wie denn überhaupt Minen und Minenwesen in der Industrie des Landes der hervorragendste Erwerbszweig ist.

Die Revolution, dieser Krebsschaden der argentinischen Republik, läßt jedoch so kein recht ordentliches Gedeihen des Handels und der Gewerbe aufkommen. Wie in Cordova, so auch hier, war das Volk mit dem regierenden Gouverneur unzufrieden, doch waren die Zustände im Allgemeinen geordneter, da das anwesende Militair die Ruhe und Ordnung ziemlich aufrecht erhielt. Dagegen benutzen die Anführer der

Truppen ihre Gewalt zuweilen auf eine Weise, die nichts weniger als ehrenvoll genannt werden kann. Ohne weiteres, gerichtliches Verfahren lassen sie Personen, die sich ihren persönlichen Haß zugezogen, als Spione erschießen, confisciren ihr Vermögen, das natürlich zum größten Theile in ihren Fingern bleibt, und begehen außerdem noch eine solche Menge eigenmächtiger, grausamer Handlungen, daß ich Anstand nehme, es zu erzählen, um nicht in den Verdacht der Uebertreibung zu kommen. Nur eines Vorfalles, der sich zur Zeit meiner Anwesenheit zutrug, will ich hier erwähnen. Ein gefürchteter Coronel der San Juaniner Truppen ritt eines Tages mit einem Dutzend seiner Soldaten zu einem ihm bekannten Estanciero in der Nachbarschaft und trug diesem unter vier Augen zwei Angelegenheiten vor, die in ihrem Charakter zwar sehr verschieden, dennoch den reichen Gutsbesitzer nicht verwunderten, der als Eingeborener des Landes die Verhältnisse wohl kennen mochte. Der Coronel ließ ihm nämlich sehr höflich merken, daß er als Spion angegeben sei und bat zugleich um ein Darlehn von tausend Pesos. Der Estanciero bemerkte ihm eben so höflich, daß er sich glücklich schätze, ihm solch einen kleinen Dienst leisten zu können und beeilte sich, dem Wunsche seines Freundes — wie er ihn nannte — zu entsprechen, worauf der Oberst mit seiner Bande abzog. Natürlich hatte sich der so Gebrandschatzte wohl gehütet, etwas Schriftliches über die Summe zu verlangen; unter Freunden war das ja nicht nöthig, wie ihm der Coronel versicherte. Es ist wohl unnöthig, zu bemerken, daß derselbe die Zurückzahlung einfach vergaß, und der Andere sah wahrscheinlich auch ein, daß es das Beste für ihn war, wenn er der ganzen Sache eben nicht mehr gedachte.

Acht Tage war ich nun schon hier, ohne eine Reisegelegenheit nach Chile finden zu können, bis mir Dr. Keller eines Morgens mittheilte, daß er einen Arriero gesprochen, der mit einigen ledigen Maulthieren über die Cordilleren zu gehen beabsichtige und bereit wäre, mich um ein Billiges mit hinüber zu nehmen. Ich war angenehm berührt durch diese Nachricht, denn der Boden brannte mir unter den Füßen, wie man zu sagen pflegt und ungeduldig wartete ich auf den Mann, das Nähere mit ihm zu besprechen. Endlich, gegen Abend kam er angetrabt. Don Daniél Herrera war ein schlanker, bronzefarbiger, etwa dreißig

Jahre alter Bursche, dem der breite, nach Arrierositte vorn aufgeschlagene Sombrero über dem buntseidenen Kopftuch und der lange, roth und blau gestreifte, argentinische Poncho, gar nicht übel standen. Sein ganzes Aeußere trug das Gepräge der ursprünglichen Herren dieses Landes, die breiten, vorstehenden Backenknochen, die kühn geschnittene Nase, das schwarze, lange straffe Haar erinnerten nur zu sehr an die, in die endlosen Steppen des Südens zurückgedrängten Stämme der Pampasindianer. Daniél war aus Mendoza, wie er mit einigem, leicht verzeihlichem Stolze, auf meine Frage über seine Heimath, erwiderte, kein „salvaje" wenn auch, — setzte er hinzu — „sein Gesicht leider ein wenig den braunen Spitzbuben da unten im Süden gleiche." Ueber das „ein wenig" hätte ihn der nächste Spiegel freilich eines Besseren belehren können, für mich war es aber kein Grund, ihm deshalb minder zu vertrauen. Ich machte also Contract mit ihm, kraft dessen er mich und mein Gepäck für den Preis von vierzig Pesos in sechs Tagen über die Cordilleren zu bringen hatte und zwar bis „Los Andes", einem Städtchen in Chile, am Fuße des Gebirges, von wo aus ich Diligencia und Eisenbahn benutzend, Valparaiso in einem Tage erreichen konnte. Nachdem ich meinen Namen unter das von Dr. Keller verfaßte und laut vorgelesene Schriftstück gesetzt, machte Daniél ebenfalls seine drei Kreuze darunter und die Abreise wurde auf den folgenden Mittag festgesetzt. Proviant, Kochgeschirre u. s. w. gingen ebenfalls auf meine Rechnung, doch ließ sich Don Daniél, nachdem ich ihn mit den nöthigen Mitteln versehen, herbei, die Anschaffung dieser Dinge selbst zu übernehmen.

Zur festgesetzten Stunde erschien denn auch mein neuer Führer, mit noch einem jüngeren Gefährten und fünf Maulthieren, von denen drei als Reitthiere und zwei zum abwechselnden Tragen des Gepäcks bestimmt waren. Von meinen Bekannten in der Stadt hatte ich schon vorher Abschied genommen und nach einem herzlichen Lebewohl von Dr. Keller ritt ich mit Daniél der indeß voraus geeilten Tropilla nach. Bald lag San Juan hinter uns und wir trabten durch paradiesische Fluren, das Gebirge entlang, gen Süden, dem Mendoziner Paß zu. Durch zahlreiche kleine, aber reißende Bergwasser hindurch, führte unser Weg. Abends erreichten wir ein, an einem solchen Flusse gelegenes,

einsames Gebäude, in dessen Corral Daniél die Thiere abzäumte und unterbrachte, sowie auch Anstalten zu unserer eigenen Nachtruhe traf. Hier gesellte sich ein Freund von ihm zu uns, der, wie Daniél sagte, einen Theil des Weges gemeinschaftlich mit uns machen würde. Der Mann gefiel mir nicht recht, sein ganzes Aussehen war das eines vollkommenen Banditen; das braune Gesicht, die scharfe Hakennase, die lauernden unstäten Augen und der lange, dichte rabenschwarze Bart machten zusammen eine solche Galgenphysiognomie aus, daß mein Mißtrauen wohl zu entschuldigen war. Dazu fielen mir auch noch einige in San Juan gehörte Räubergeschichten ein, so daß ich entschlossen war, den „Schwarzen" kurzweg fort zu weisen. Bei reiferer Ueberlegung sah ich jedoch ein, daß mir das wenig nützen konnte, denn hatten sie wirklich etwas gegen mich im Schilde, so waren ihrer auch Zwei genug, mich unversehens zu überfallen und aus der Welt zu schaffen. Dagegen wollte ich ihnen zeigen, daß ich auf meiner Hut war. Während wir also nach genossenem Abendessen um das Feuer herum saßen und unsere Cigarillos rauchten, lud ich vor ihren Augen bedächtig meinen Revolver, prüfte die Schneide meines langen Gauchomessers und legte dann beide Waffen in mein Feldbett, das ich in einer Ecke des Corrals placirt hatte. Hatte dies Argument nun Wirkung, oder hatte ich dem Schwarzen Unrecht gethan, genug, es fiel nichts vor und gemüthlich plaudernd setzten wir folgenden Morgens unsere Reise weiter fort.

Immer noch ritten wir das Gebirge entlang, dessen azurblaue, gigantische Massen anscheinend so nahe, doch noch manche Legua von uns ab lagen. Doch näherten wir uns langsam demselben, wie ich an den immer deutlicher hervortretenden Rissen und Spalten der Felskolosse bemerken konnte. Das Ueppige der Gegend verlor sich nach und nach, bis zuletzt wieder die ewigen, trockenen Büsche, mit einzelnen Algarobenbäumen untermischt, uns umgaben.

Hier nun passirte mir ein Abenteuer, welches mir klar zeigte, daß ich von meinen Begleitern nichts zu fürchten hatte. Während des Trabens riß mir etwas am Sattelzeug, weßhalb ich abstieg, um das Gerissene wieder in Ordnung zu bringen. Da ich hinterdrein ritt, bemerkte Niemand mein Zurückbleiben. So schnell wurde ich aber nicht fertig,

das seinen Kameraden nachwollende Maulthier ließ mich kaum an sich heran und als ich endlich den Schaden reparirt, und meinen Gefährten folgen wollte, war von ihnen, die indeß ruhig weiter getrabt waren, nichts mehr zu erblicken. Den Fuß im Bügel, schwang ich mich auf den Rücken des Mulas, aber o weh! beim Ueberschlagen des rechten Beines stieß ich an die hochragenden, hinten am Rekado befestigten Trinkhörner und statt in den Sattel, kam ich dahinter zu sitzen. Fort jagte die Bestie mitten in die Büsche hinein. Da half kein Festhalten und glücklich mußte ich mich noch schätzen, den mich abstreifenden Ast als Halt benutzen zu können, ich wäre sonst unfehlbar zwischen die umherliegenden Felsbrocken geschleudert worden. Da hing ich denn wie weiland Absalon, während das Maulthier unter mir davonstürmte. Mit Mühe kam ich endlich herunter und wieder auf Terra firma. Um die vielleicht noch in Hörweite befindlichen Arrieros aufmerksam zu machen, feuerte ich die sechs Schüsse meines Revolvers ab und lief dann, was ich laufen konnte, den Spuren der Vorausgerittenen nach. Hatten sie, wie ich fürchtete, räuberische Absichten gegen mich, so konnte ihnen schwerlich eine bessere Gelegenheit, dieselben auszuführen, geboten werden: sie brauchten nur einfach mit meinem Gepäck, in dem sich der größte Theil meiner Baarschaft befand, weiter zu reiten, denn daß ich zu Fuße sie nicht einholen konnte, lag auf der Hand. Alle diese Gedanken schwirrten mir durch das Hirn, während ich in der brennenden Mittagsgluth dahinrennend, trotzdem die Hoffnung nicht aufgab, die Gesuchten noch einzuholen. Dabei nahm ich mir nicht einmal Zeit, die vermaledeiten, schweren, eisernen Sporen abzuschnallen, die mich bedeutend am Laufen hinderten. Mehr und mehr ermattend, wollte ich eben den verzweifelten Trab aufgeben, als ich, um eine Ecke biegend, zu meiner größten Freude den ehrlichen Daniél im vollen Galopp auf mich zukommen sah. Das Mula war glücklicherweise seinen Kameraden nachgelaufen und als es herrenlos bei der Tropilla anlangte, war Daniél sofort zurückgeritten, um zu sehen, wo ich geblieben war. Meine Schüsse hatten sie nicht gehört. Das war nun schon das zweitemal, daß ich in Gefahr war, meine Begleiter zu verlieren und ich dankte dem Himmel für den glücklichen Ausgang,

sowie ich auch im Stillen den, wenn auch etwas wild aussehenden, doch ehrlichen Arrieros, meinen Verdacht abbat.

Bald waren wir den Bergen ziemlich nahe. Vor ihnen thürmten sich Schuttmassen, die nach europäischen Begriffen schon als ganz respektable Berge gelten konnten. Durch sie hindurch, kamen wir in ein kolossales Spaltungsthal, das die ganze vordere Kette von oben bis unten durchsetzte. Gleich einem ideell geologischen Durchschnitt zeigten sich die beiden schroffen Seitenwände; Säulen und Platten in der schönsten Ordnung aufeinandergelagert, bildeten ein wunderliches Ganzes und ich wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte, die außerordentlich regelmäßigen Absonderungen des weißen Porphyrs, oder die mächtigen Wirkungen des Wassers, das sich einen solchen Ausgang erzwingen konnte. Dann bogen wir einem uns entgegenrauschendem Flüßchen folgend, nach Südwesten hinauf. Ein breites, muldenförmiges Terrain, rechts von felsigen, hohen Bergen begrenzt, lag vor uns. Hie und da zeigten sich einzelne Hütten und an einer derselben machten wir während des heißen Nachmittags Halt, ein Stündchen der Ruhe zu pflegen. Während meine Begleiter unter dem schattigen Schilfdache mit den Bewohnern plaudernd, einige saftige Fleischstücke am Feuer schmoren ließen, fand ich ein wunderbar lauschiges Plätzchen unter dem tief niederhängenden Blätterdickicht einer kleinen Feigenanpflanzung, wo ich bei dem geschwätzigen Murmeln eines schattig klaren Quellwassers eine liebliche Stunde verträumte.

Als wir wieder auffaßen, hatten sich in den ferneren Berggipfeln zur Rechten dunkle, schwere Wolkenmassen zusammengeballt und gewährten uns, die wir unter dem klarsten, blauen Himmel dahinzogen, das anziehende Schauspiel eines fernen Gewitters. Hin und her wogte die Wolkenschlacht, hier weite Schneefelder enthüllend, dort steile Felsenhörner umlagernd oder inselartig hervortauchen lassend. Blaue Schatten zogen über die weiß schimmernden Höhen, dann und wann auch zuckte falber Wetterschein, dem nach längerer Pause dumpf murrende Donnerschläge folgten. Unsere Thiere griffen frisch aus und wir waren Alle in der besten Laune, die noch vermehrt wurde, als wir an verschiedenen Stellen, wo wohl ehemals Ranchos gestanden haben mochten, eine nicht

unbeträchtliche Anzahl der schönsten Kirschbäume, fast brechend unter der Last der reifen, süßen Früchte, entdeckten. Es muß ergötzlich ausgesehen haben, wie wir, auf unseren Sätteln stehend, die Bäume plünderten — unwillkührlich mußte ich an den guten Pfarrer denken, der in ähnlicher Situation zwischen die Dornen fiel, doch hütete ich mich wohl wie jener das verhängnißvolle: Hop! Hop! auszurufen. Endlich mahnte unser Führer zum Aufbruch, wobei jedoch der Schwarze nicht unterlassen konnte, noch eine gehörige Portion Zweige abzureißen, deren Abpflückung uns für die nächste Viertelstunde angenehm beschäftigte. Dann ging es im raschen Trabe weiter.

Wir ritten an diesem Tage bis spät in die Nacht hinein. Gegen zehn Uhr erreichten wir die steile Böschung eines unter uns liegenden Thales, dessen Tiefe ich der Dunkelheit wegen nicht ermessen konnte, nur das Rauschen eines Flusses tönte wie aus weiter Ferne zu uns herauf. Nicht ohne einige Besorgniß folgte ich den Voranreitenden die schon am hellen Tage gefährlich genug zu passirenden, steilen Maulthierpfade, den Hang hinab. Ein falscher Tritt meines Mula's und — ich wagte kaum mir die Folgen auszumalen. Endlich patschten die vorderen der Maulthiere durch den Fluß, dessen wild tosendes Wasser reißend schnell über mächtige Kiesel und Blöcke dahinströmte. Um nicht nasse Füße zu bekommen, mußte ich mehrmals die Knie hoch heraufziehen, bei welcher Gelegenheit ich die Vortrefflichkeit meiner uruguitischen Wasserstiefeln kennen lernte, denn die gurgelnde Fluth spülte mir, wenn auch nicht „kühl bis an's Herz hinan“, wie der Dichter irgendwo sagt, aber doch trotz der eingenommenen Position bis in die Randnähe besagter Stiefeln, ohne daß ein Tropfen des Wassers eingedrungen wäre, während meine Begleiter in ihren leinenen, mit Strohsohlen versehenen Baskenschuhen, weniger glücklich, laut über die Eiseskälte des Wassers fluchten, das ihre unteren Extremitäten bis auf die Haut durchnäßt hatte.

Eine kleine, buschbewachsene Fläche am jenseitigen Ufer, die windgeschützt zwischen Fluß und Bergwand lag, diente uns, nachdem wir ein mächtiges Feuer angezündet und unser Nachtmahl eingenommen, zum Lagerplatz für heute. Von dem monotonen Rauschen des Stromes eingewiegt, sank ich bald in einen festen, gesunden Schlaf, aus dem mich

erst das Geklingel der zusammengetriebenen Maulthiere am nächsten Morgen erweckte.

Bald waren wir im Sattel und setzten unsere Reise thalaufwärts weiter fort. Nicht selten mußten wir durch das Flußbett unseren Weg suchen, wenn der Raum zwischen Wasser und Thalwand sich verengte oder auch ganz verschwand. Mehr und mehr traten die Hänge zusammen, immer häufiger theilte sich der Hauptstrom in rechts und links mündende Wasseradern, bis er zuletzt selbst in eine enge Schlucht endigte, die sich an einen kahlen Bergrücken hinanzog. Wir überstiegen denselben auf halsbrechenden Zickzackwegen. Auf der Höhe hatten wir einen weiten Rückblick auf die hinter uns liegende Bergwelt, während vor uns ein ähnliches Thal wie das eben durchrittene lag, dessen Prospekt öde, mit Haidekraut bedeckte Berghänge bildeten. Ein Chaos der merkwürdigsten, quadratisch abgesonderten Felsmassen starrte aus der Tiefe vor uns herauf und machte den Eindruck, als ob dort furchtbare Gewalten ein Riesengebäude zerstört und die Quadern in grimmer Wuth wild über-, auf- und durcheinander geworfen hätten.

Vom Thale abbiegend erstiegen wir den rechten Abhang desselben und kamen dann auf eine meilenlange, kahle Hochebene, durch welche sich beträchtliche, helle Sandflächen gleich schimmernden See'n hinzogen. Hier nahmen unsere beiden Reisegefährten Abschied von uns, um ihrem eigenen Wege weiter südlich zu folgen und ich blieb mit Daniél allein, der jetzt in Ermangelung einer anderen Conversation seine melancholisch-monotonen Weisen zu singen anfing, die er nur dann und wann durch ermunternde Zurufe an die Maulthiere unterbrach.

Schon geraume Zeit hatte ich über die sanft ansteigende Hochebene nach und nach eine Menge weißer Massen, die ich für Wolken hielt und nicht weiter darauf achtete, auftauchen sehen. Einen ordentlichen Schreck aber bekam ich, als ich genauer hinblickend mit einem Male erkannte, daß das, was ich für eine weiße Wolkenreihe gehalten, die riesigen Schneehäupter des jetzt anscheinend dicht vor uns liegenden höchsten Gebirgskammes waren. Mit jedem Schritte vorwärts hob die langgestreckte Reihe der Bergungeheuer sich höher und höher, so daß schon nach Kurzem die ganze mächtige Kette vom Scheitel bis zum Fuße klar

vor uns lag. O! dieses Bild, das großartigste, das ich gesehen, wer vermöchte es zu beschreiben! Welche Feder ist es, die nicht entmuthigt sinkt, gegenüber der Alles bewältigenden Majestät dieser Zeugen einer furchtbaren Revolution unseres Planeten, die jetzt so starr ihre erhabenen, blendend weißen Massen in den Azur des Himmels hoben. Nein, weder Pinsel noch Feder sind im Stande, die wirkliche Größe, den gewaltigen Eindruck dieses Gemäldes auch nur annähernd wiederzugeben, nur versuchen, der Versuch ist das Einzige, was gewagt werden kann.

Steil stürzte die Hochfläche, mächtige Felspartien bildend, vor uns ab. Ein breites, muldenförmiges Becken, von blitzenden Wasseradern netzartig durchzogen, dehnte sich in bläulicher Tiefe bis zum Fuße des Riesenkammes, der auf eine Länge von mehr als fünfzig Leguas sichtbar von warmem, amethystfarbenem Hauche übergossen da lag. In unbeschreiblicher Klarheit schimmerten die blendend weißen, beschneiten Grate und Kuppen herüber. Die tieferen Thäler erfüllte azurfarbene Dämmerung; lange Reihen fast mathematisch genauer Kegelberge zeigten sich inselartig über dies blaue Duftmeer, sowie überall die merkwürdigsten Schrofen, Zinken und Jöcher, Alles jedoch überragt von den grimmen Bergriesen des „Aconcagua“ und „Tuzungato“, deren vulkanische Schlote, von keinem menschlichen Fuße je betreten, den Himmel zu tragen schienen.

Lange, lange stand ich im Anschauen der vor mir aufgerollten, großartigen Naturscene versunken. Erst die Stimme meines Führers entriß mich weiteren Betrachtungen. Mit der Hand nach einem der Hauptthäler deutend, bemerkte er, daß unser Weg durch dasselbe aufwärts bis an die Schneegrenze führen werde. Auf meine Frage nach dem Paß zeigte er auf eine schmale Einsattelung am südlichen Absturz des 23,000 Fuß hohen Aconcagua. Der Paß ist auf den Karten 14,000 Fuß hoch angegeben, einer Höhe, die der des Montblanc also ziemlich gleich kommt. Der nächste, nach Norden hin liegende „paso de los patos“ ist sogar noch 3000 Fuß höher. Unwillkürlich fröstelte es mich, wenn ich einen Blick auf die gewaltige Schneemauer der Cordilleren warf, und bei dem Gedanken, daß ich da hinüber sollte, überzog mich eine gelinde Gänsehaut. Erst das Lachen Daniéls, sowie seine wiederholten Versicherungen, daß wir uns gerade in der geeignetesten Zeit eines Ueberganges — wir

hatten den achten December — befänden, beruhigte mich wieder. Dazu fiel mir noch ein, daß Gerstäcker sogar mitten im Winter von Mendoza aus nach Chile gegangen war.

Wir stiegen hinab. Zuweilen führte unser Weg an einer vereinsamt liegenden Hütte, Troglodytenhöhlen nicht unähnlich, oder mächtigen, isolirten Trachytmassen vorbei. Bald umgab uns wieder Vegetation, freundlicher wurde die Gegend, die wir im schnellsten Trabe durchritten, denn es drängte mich, einen der Wasserläufe zu erreichen, um meinen brennenden Durst zu löschen. Ein verwegen aussehender, berittener Soldat, einem Räuber nicht unähnlich, gesellte sich jetzt zu Daniel und ging uns nicht mehr von der Seite, mit oder ohne Absicht, das mochte der Himmel wissen. Ich fing wieder an, Gespenster zu sehen, denn das verlebte, braune Gesicht mit dem struppig schwarzen Barte und die lange, schwanke, mit einer Banderilla verzierte Lanze schienen mir nichts Gutes zu prophezeien. Auch erinnerte ich mich jetzt, daß mir Dr. Keller von einem Piquet Soldaten erzählt hatte, das in Uspallata, am Eingange des zu dem Passe führenden Thales stationirt sei und über jeden passirenden Reisenden Controle hielt. Glücklicherweise hatte ich mir durch Daniel einen Paß vom Richter in San Juan besorgen lassen, in welchem ich als harmloser Reisender bezeichnet war, konnte also ganz unbesorgt sein. Wer aber die Willkür der südamerikanischen Soldateska kennt, wird meine Besorgniß gerechtfertigt finden, und dieser Kerl zumal wollte mir gar nicht gefallen. Warum sagte er nicht einfach, was er wollte, statt uns wie Gefangene auf dem Transport nach Sibirien zu begleiten.

Gerade als wir den lang ersehnten Fluß erreichten und unseren Durst stillten, bekamen wir auch noch einen ganzen Trupp Soldaten und Offiziere auf den Hals, die uns jedoch nach kurzem Ausfragen zum Glück wieder verließen, nur der Lanzenmann blieb hartnäckig an unserer Seite. Ueber den Grund dieser Anhänglichkeit sollte ich jedoch nicht mehr lange im Zweifel bleiben. Don Daniel kam auf einmal an mich herangeritten und bat mich leise um einige Realen. Fast hätte ich laut aufgelacht, denn diese Lösung des Räthsels hatte ich nicht erwartet. Froh, so billig loszukommen, gab ich Daniel ein Vierrealstück und wenige Minuten

nachher entfernte sich der Caballero, uns in den freundlichsten Ausdrücken eine „felicissima viaje“ wünschend.

Hôtel françés en los Andes, das waren die merkwürdigen Worte, die ich über der Thür eines länglichen, mit einer Verandah versehenen Gebäudes las — ein Hotel in den Anden, wahrhaftig! da stand es klar und deutlich mit weißen Lettern auf blauem Grunde. Jetzt fehlten nur noch ein gravitätisch einherstolzirender Portier, diensteifrig herbeischwänzelnde, schwarzbefrackte Kellner, ein im Bewußtsein seiner erhabenen Stellung würdig und ernst dreinschauender Gasthofsbesitzer, ja, ich lauschte sogar einige Sekunden, ob sich nicht der bei solchen Gelegenheiten unvermeidliche Lärm, Glockengeläute, Rufen ꝛc. erheben würde, aber Alles blieb still, nur ein paar Geier strichen faul und schläfrig über das Dach des „Hotels“ hinweg, den benachbarten Felskuppen zu und unter der von rohen Holzsäulen getragenen Veranda lungerten ein paar schmierige Soldaten, aus deren Mitte jetzt der Eigenthümer des Hotels, ein in einem alten Poncho steckender Italiener, heraus und auf uns zutrat. Wenn ich aber geglaubt hatte, hier wieder einmal ordentlich übernachten und in einem Bette schlafen zu können, so sollte ich mich gewaltig irren, denn trotz des hochtrabenden Namens besaß das „Hotel“ weder Betten noch irgend sonst welche Bequemlichkeiten, nur Schutz vor der Unbill der Witterung bot es den Reisenden, eine Annehmlichkeit, die bei eintretendem Winter, wenn die gewaltigen Stürme der Hochcordilleren den Schnee zu Thal fegen, allerdings recht schätzenswerth sein mag, jetzt aber bei dem mildwarmen Wetter uns ziemlich gleichgültig sein konnte, und hätte ich gewußt, daß ich für das Schlafen auf meinem eigenen Feldbette unter der Veranda nächsten Morgen ein und einen halben Pesos zu zahlen gehabt hätte, ich würde lieber statt unter den lärmenden Soldaten mit Daniel hinter der ersten besten Felsenecke campirt haben.

Während mein Führer sich damit beschäftigte, Asado und Mate aus unseren eigenen mitgebrachten Vorräthen zu bereiten, ging ich nach dem nur wenig Minuten entfernten Flusse, ein prächtig erfrischendes, wenngleich etwas kaltes Bad zu nehmen. Zurückgekehrt, verzehrte ich dann mit gutem Appetit das am Spieß gebratene, noch halbrohe, blutige Fleisch, saugte einige Mate's und schlief darauf den Schlaf der Gerechten, so

herrlich, wie es ein durch die Strapazen des Tages ermüdeter Reisender nur eben thun kann.

Nachdem am nächsten Morgen die Paßformalitäten beseitigt waren, — was beiläufig bemerkt, durchaus keine Schwierigkeiten hatte; ein dem etwas verlumpt aussehenden Soldatenführer rechtzeitig in die Hand gedrücktes Vierrealstück that außerdem seine Wirkung, — setzten wir uns wieder in Marsch. Bald erreichten wir die gähnende Mündung des wild tosenden Rio Mendoza. Zu beiden Seiten des Stromes lehnten sich gewaltige Geröll- und Schuttlager an die Berghänge. Anfangs war der Weg noch ziemlich gut, bald aber wurde er schmäler und darüber hinweg gestürzte Felsbrocken machten die Passage beschwerlich. Auch das Thal wurde enger, die Wände desselben immer höher und steiler. An einer solchen steilen Wand, über welche hinweg ein Gießbach rauschend herniederstürzte, machten wir Mittags Halt. Die Thiere vorsichtig am Zügel führend, stiegen wir einen schroffen Hang hinab bis zu dem tief unter uns brausenden Rio Mendoza, an dessen Ufer wir auf einem kleinen, grasbewachsenen Platze die Maulthiere abzäumten und fressen ließen. Dann zündete Daniel ein Feuer an, briet Fleisch und Charque, während ich mich mit der Skizze des malerischen Wasserfalles beschäftigte.

Nach kurzer Rast saßen wir wieder auf. Mit jedem Schritte vorwärts wurde die Scenerie dieses Riesenthales wilder und großartiger. Unter uns donnerten über zahllose, abgerundete Porphyrmassen hinweg die schaumbedeckten, schmutzigweißen Wasser des Rio Mendoza und so arg war das Getöse, daß ich die Hände trichterförmig an den Mund setzen und laut schreien mußte, um mich dem dicht vor mir herreitenden Daniel verständlich zu machen.

Der Weg führte bald höher, bald tiefer, manchmal erschreckend schmal werdend an die himmelanstrebenden Thalhänge hin. Hie und da lagen mitten im Wege häusergroße Felsblöcke, durch deren Spalten wir, mit beiden Bügeln das Gestein streifend, hindurchritten. An einigen Stellen, wo das Thal schluchtenartig zusammentrat und die Wände nur eben für das Wasser Raum ließen, war der Pfad sogar in die senkrechte Felswand hineingesprengt. Dem Rathe meines Führers folgend, ließ ich an solchen Stellen dem Thiere jedesmal die Zügel und in der That, das Mula

rechtfertigt vollkommen das in ihn gesetzte Vertrauen. Vorsichtig mit den Vorderhufen jeden ihm verdächtig scheinenden Stein prüfend, schreitet es langsam aber sicher vorwärts. Größer noch ist die Gefahr für die mit der schweren, auf beiden Seiten hervorstehenden „Carga" beladenen Thiere. Behutsam gehen sie auf der äußersten Kante des Pfades, um nicht an die Wand zu streifen, indem der geringste Stoß sie zuweilen ihr Gleichgewicht verlieren macht und in den Abgrund stürzt. Mit den Vorderbeinen klammert sich das unglückliche Thier in solchen Fällen gewöhnlich noch an den schroffen Rand des Pfades an, vergeblich suchend, denselben wieder zu gewinnen. Erschöpfung und die schwere Carga aber machen bald ein Ende, die erlahmten Kräfte lassen den verzweifelten Halt fahren, und mit dumpfem Fall stürzt der Körper in die Tiefe. An solchen gefährlichen Stellen sieht der Reisende ganze Haufen weiß gebleichter Skelette heraufschimmern, — Lieblingsaufenthalte des Riesen-Condor's, der hier an den zahlreichen gefallenen Maulthieren und Kühen reichliche Nahrung findet.

Die Porphyrnadeln der Thalwände ragten jetzt so himmelhoch empor, daß ich nur noch mit einem gewissen bewundernden Grauen daran hinauf zu sehen vermochte. Grüne, crystallklare Gletscherwasser rieselten häufig von den Hängen herunter über unseren Weg. Gegen Abend erreichten wir eine Stelle, wo das Thal sich theilte. Wir ritten in dem Hochthale rechts hinauf. Die Sonne sank. Kalt strich der Wind, von den nahen Schneemassen herunterkommend, uns entgegen, unheimlich schwarz brach die Nacht herein, und die tiefe Stille, die uns umgab, wurde nur noch durch das gedämpfte Rauschen der Gießbäche oder dem vereinzelten Schrei eines hoch über uns streichenden Condor's unterbrochen. Ich war todtmüde, aber Stunde nach Stunde verrann, ohne daß Daniel Halt machte. Immer und immer wieder, wenn ich ihn fragte, ob wir noch nicht absatteln wollten, sagte er: luego, luego! und als ich endlich ungeduldig werdend den Grund dieses langen Reitens zu erfahren wünschte, sagte er, daß wir noch eine der zum Schutz der Reisenden in der Schneeregion erbauten „casuchas" erreichen müßten. Nächsten Morgen sollte dann der eigentliche Uebergang über die Cordilleren stattfinden und wollte er gern so nahe als möglich dem Passe sein, um die Thiere nicht erst noch vorher durch einen langen Weg zu ermüden. „Luego estámos allá", fügte

er hinzu, ja schön luego, wohl noch eine Stunde ritten wir und immer sagte er: „Gleich, gleich.“ Endlich, es war gegen Mitternacht, wurde mir das Ding doch zu arg; vor Müdigkeit schwankte ich schon geraume Zeit wie betrunken im Sattel hin und her und entschlossen absteigend, befahl ich Daniel, ein Gleiches zu thun. Nicht ohne Widerstreben gehorchte er, versuchte auch abermals etwas von luego zu murmeln. Ich unterbrach ihn jedoch mit dem Bedeuten, keine ferneren Worte mehr zu verschwenden und zu thun, wie ich wünsche. Ich sagte das mit solchem Nachdruck, daß Daniel schweigend die Zügel der Thiere ergriff und sich einem nahen Dickicht zuwandte. Bald hatte er mittelst der diesen Leuten so eigenthümlichen Geschicklichkeit, Feuer angemacht, wozu er bloß ein wenig trockenes Gras, Stahl und Stein bedurfte. Von der Abendmahlzeit genoß ich nur sehr wenig; ich war zu erschöpft und beeilte mich, mein Lager zu suchen. Ich schätzte die Höhe dieses Nachtquartiers auf etwa 10,000 Fuß; die Kälte war beträchtlich, und obgleich mich mein gutmüthiger Führer mit einer Menge seiner Ponchos und Sattelfelle warm zudeckte, fror ich doch im Anfang nicht unbedeutend. So müde ich war, konnte ich dennoch nicht einschlafen, und wie schon so manche Nacht in meinem Reiseleben lag ich noch lange ruhelos mit offenen Augen auf meinem bequemen Feldbett. Gespenstisch hoben sich die schwarzen Felsenhörner von dem mit Millionen hell und klar funkelnder Sterne besäeten Nachthimmel ab, und unter dem monotonen, bald näher, bald entfernter klingenden, gedämpften Rauschen der Gießbäche, sank ich endlich in einen festen, ruhigen Schlaf.

Im rosigen Morgenglühen leuchteten die umliegenden Schneehäupter, als wir wieder auffaßen, unseren Weg fortzusetzen. Bald waren wir in der eigentlichen Hochgebirgsregion. Ueberall rieselnde Bergwasser, mächtige Felstrümmer und hohe, dunkle schneegeäderte Steinmassen. Durch einen wild tosenden Bergstrom hindurchreitend, klommen wir einen steilen, trümmerbesäeten Hang hinan. Plötzlich hielt Daniel sein Maulthier an, stieg ab und bat mich ihm zu folgen, wenn ich etwas Interessantes sehen wolle. Natürlich war ich sogleich bereit dazu. Wir stiegen durch ein Chaos von Steinblöcken eine kurze Strecke tiefer hinab. Dann bogen wir um eine Felsenecke und fast erschreckt trat ich zurück, denn vor

mir gähnte düster und schauerlich, eine mächtige Höhle, durch die der vorerwähnte Bergstrom sich eine unterirdische Bahn gebrochen hatte. Furchtbar donnerten hier die Fluthen und erfüllten den ganzen weiten Raum mit dichtem, feinem Wasserstaub. Mehr aber als dies fesselte mich ein am Eingang der Höhle befindliches Becken, aus dessen Tiefe wunderbar durchsichtiges, weinfarbiges Wasser heraufquoll. Es war warm, fast heiß, und einige zum Mund geführte Tropfen ließen mich schnell wieder ausspucken, denn sie erinnerten durch ihren bittersalzigen Geschmack lebhaft an das auf dem Wege nach San Juan bestandene Quellenabenteuer. Weiter links befand sich ein mannshoher, oben wie abgeschnittener, aus Salz und Kieselsinter bestehender Kegel, aus welchem in kurzen, regelmäßigen Stößen mineralisches Wasser, doch weniger heiß als das im Becken, aufwallte. Deutlich sah man, wie sich auf diese Weise durch die abgesetzten Salze der Kegel nach und nach gebildet hatte. Das Becken, offenbar durch Menschenhand gearbeitet, wird vom Volke „El bano del Inca“, das Bad des Inka, genannt und erfreut sich einer großen Berühmtheit sowohl diesseits als jenseits der Cordilleren. Kein Reisender unterläßt es beim Uebergang über dieselben, das Bad zu besichtigen. Ich that noch mehr. Nachdem ich Daniel bedeutet, eine Viertelstunde zu warten, entkleidete ich mich rasch und warf mich hinein in die warme, salzgeschwängerte Fluth. Ein unendliches Behagen überkam mich, als ich lang ausgestreckt, mich von dem mächtig aufquellenden Wasser heben ließ. Vorbei war alle Kälte von vorhin, ich lachte der drohend ringsumstarrenden Schnee- und Eismassen, aber — ich lachte nicht mehr, als ich von meinem ungeduldig werdenden Führer ermahnt, mich wieder anzog und die Kälte mich mit doppelter Macht packte. Durch schnelles Reiten kam ich jedoch bald wieder in einen erträglichen Zustand.

An verschiedenen Stellen erreichten uns schon die langen, schmalen Schneebänder, die in den Rinnsalen und Schluchten der Berge sich tief hinabzogen. Große Maulthierkaravanen, von Chile kommend, begegneten uns hier. Das gegenseitige Ausweichen gehörte nicht zu den kleinsten Schwierigkeiten und mehr als einmal streifte einer der schweren, hölzernen

Kasten, deren jedes Maulthier auf je einer Seite einen trägt, empfindlich mein Schienbein.

Wir passirten verschiedene casuchas, rohe, viereckige kleine Gebäude, meist ohne Fenster und nur mit einem Loch zum Hineinkriechen versehen. Ihr Inneres, nichts weniger als einladend, starrt förmlich von Schmutz. Für die armen Teufel von Correos jedoch sind sie von größter Wichtigkeit; mit den Schneestürmen der Hochcordilleren ist nicht zu spaßen und mehr als Einer von ihnen ist von denselben ereilt, eines elenden Todes gestorben. Zahllos sind ebenfalls die Erzählungen von umgekommenen Tropas und Reisenden, die, wenn auch übertrieben, doch vieles Wahre enthalten. Ohne Gefahr ist der Uebergang nicht, namentlich in der kälteren Jahreszeit, wo auch der Landverkehr zwischen Chile und Argentinien gänzlich zu stocken pflegt.

Eine gewaltige, graue Felsmasse, rechts am Wege, fesselte meine Aufmerksamkeit; ich hätte nie geglaubt, daß es solch' große, einzelne Blöcke wie dieser, geben könne. Wie ein Berg für sich, lag die ungeheure, losgelöste Masse quer über eine tiefe Schlucht, durch die ein weißschäumender Wasserstrahl in kecken Sätzen herniederschoß. Die ganze Scenerie zeigte hier den Character der wildesten Großartigkeit. Wir standen am Fuße des Passes. Scheinbar kleiner und kleiner werdend, zogen sich die Zickzackpfade in schwindelnder Höhe, bis zur Einsattelung desselben hinan. Rechts und links ragten graue, mächtige, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgsstöcke, von denen zahlreiche Wasserfälle gleich blitzenden Geweben sich herunterzogen. So klar war dabei die Luft, daß selbst die entferntesten Risse und Spalten der Felskolosse genau zu erkennen waren. Hoch über uns kam eine Tropa den Saumpfad herunter; gleich winzigen, schwarzen Punkten bewegten sich die Thiere, eines hinter dem anderen, scheinbar kaum von der Stelle kommend, vorwärts, obgleich sie, wie ich durch das Fernrohr deutlich sehen konnte, ziemlich schnell das Gebirge herabtrabten.

In einem quarzigen, abgerundeten Felsblock, fand ich verschiedene, kleine, gediegene Goldblättchen. Merkwürdigerweise bestand jedoch dieser Block aus Granit, während all' die uns umgebenden Gebirgsmassen aus trachytischen und porphyrischen Gesteinen zusammen-

gesetzt waren. Der Bursch war jedenfalls ein Wanderblock, wofür auch die zahlreichen Streifungsfurchen und die glatte Abschleifung seiner Kanten und Ecken sprachen.

Wir betraten jetzt den zum Paß hinführenden Zickzackpfad und langsam, oft Pause machend, ritten wir demselben folgend, empor. Von den riesigen Gebirgsstöcken, welche die 14000 Fuß hohe Senkung des Passes zu beiden Seiten einschließen, lag bald der rechte, bald der linke vor uns. Je höher wir kamen, desto mehr schienen sie zu wachsen und sich empor zu recken. Schon passirten wir einzelne Schneelager, die Kälte wurde immer fühlbarer und ein Stechen, wie man es auf dem Isolirschemel einer Electrisirmaschine, wenn man berührt wird, empfindet, verbreitete sich über meinen ganzen Körper; wahrscheinlich die Wirkungen der dünnen Luft. Athmungsbeschwerden dagegen fühlte ich nicht im Geringsten. Immer höher kletterten unsere keuchenden Thiere. Das Thal, welches wir diesen Morgen durchritten, sank tiefer und tiefer, ein Schleier legte sich über dasselbe, während die ungeheuren Massen der Cordillerenriesen immer gewaltiger herabdräuten. Endlich, nach zweistündigem, angestrengten Emporklimmen, erreichten wir den Rücken des Passes. Ein entsetzlicher Sturmwind raste uns hier entgegen und drohte uns, in den bodenlosen Abgrund zurückzuschleudern. Mit Aufbietung der letzten Kräfte stemmten sich die armen Maulthiere gegen den wilden Gesellen, jeden Schritt vorwärts mit Mühe erkämpfend. Vor uns, jenseits des Kammes, tauchten neue, grimmige Bergungeheuer auf und jetzt — jetzt war es erreicht, ein Ziel, nach dem ich lange gestrebt:

Ich stand auf dem Rücken der Cordilleren.

Augenblicke unendlicher Wonne waren es, während ich, den Zügel des gewaltsam hinabwollenden Maulthieres fest angezogen, auf diesem erhabenen Standpunkte weilte. Obgleich mich der Sturm beinahe umwarf, die eisige Luft mir den Athem gefrieren machte — ich fühlte es nicht, gegenüber dem Anblick, der sich mir von dieser furchtbaren Höhe aus bot. Hinter mir, in dämmernder Tiefe ein Stück Welt, ein im duftigen Hauche liegendes Riesenrelief — vor mir, aus wallendem Nebelmeer aufragend, ein tolles Chaos weiß beschneiter Hörner, Klippen, Grate

und Kuppen. Einen aber fast dämonisch furchtbaren Anblick gewährten die in der klaren Luft anscheinend so nahen und doch weit entfernten, allerhöchsten Trachytdome, deren blendende Schneemassen sich scharf von dem tief dunkelblauen Firmament abhoben. Unendlich erhabene Einsamkeit herrschte hier oben, selbst das Rauschen der Schneewasser drang nicht mehr bis in diese Regionen, wo nur noch der Riesencondor seine majestätisch ruhigen Kreise zog.

Daniél, der schon lange von der anderen Seite des Kammes aus mit offenem Munde nicht etwa die großartige Landschaft, sondern mich, dessen andächtige Bewunderung er nicht begreifen konnte, angestarrt hatte, rief mir jetzt zu, nicht länger zu säumen und herabzukommen. Nur widerstrebend riß ich mich los von dem prachtvollen Panorama. Ich betrat nun den Boden Chiles, bei welcher Gelegenheit ich die sechs Läufe meines Revolvers zum Gruß an dasselbe abfeuerte. Der Knall der Schüsse fand kein Echo in dieser Höhe und erstarb sofort mit schwachem Geräusch. Der scheidende Rücken fiel jetzt so steil ab, daß ich abstieg und das Mula am Zügel führend, zu Fuße den Hang hinabstieg. In einer Schlucht delectirte sich eine Anzahl Condors an einem gefallenen Pferde. Ein paar Schüsse machten sie schwerfällig auffliegen; kaum aber waren wir einige Schritte weiter, als sie auch schon wieder hüpfend und krächzend bei ihrem ekelhaften Mahle saßen.

Eines der letzten Schneefelder passirend, konnte ich nicht unterlassen, den darüber ganz verdutzten Daniél mit Schneebällen zu tractiren und mir auf diese Weise ein winterlich deutsches Vergnügen in's Gedächtniß zu rufen.

Ungefähr hundert Schritt seitwärts, sprang mitten aus Fels und Schuttmassen, ein mehr als zwei Fuß mächtiger, klarer Wasserstrahl hervor, der sich, tief unter uns, in Staub und Duft verlor.

Ueberraschend war der Wechsel der Scenerie hier auf der chilenischen Seite der Cordilleren. Drüben schauerliche Wüste, nackte, rauhe Felsen, nur hie und da mit kümmerlichem Pflanzenwuchs überkleidet, — hier zwar auch wild großartige Natur, doch gemildert durch die üppige Vegetation, die, je tiefer wir stiegen, in immer reicherer Fülle sich aufthat. Von den himmelhohen Thalwänden hernieder stürzten zahlreiche Gießbäche,

bald in kühnem Satz über einen jähen Absturz hinweg, bald wieder breite Felswände schleiergleich wie mit flüssigem Silber überziehend. Alle diese Wassermengen sammelten sich in dem Thalbecken und bildeten so den Rio blanco, der ähnlich wie der Rio Mendoza, durch ein Chaos von abgerundeten Blöcken, schäumend und gurgelnd, seine weißlich gelben Fluthen dem stillen Meere zuführt.

Seitwärts, rechts erschien jetzt, malerisch zwischen beschneite Felsriesen hineingebettet, ein einsamer Bergsee, dessen unbeweglich grüner Wasserspiegel einen außerordentlich ernsten, melancholischen Anblick bot.

Ein prächtiger Weg war es, das Thal hinab. Neben uns die stürzenden, rauschenden Wasser des Rio blanco, über uns schattige Baumwipfel, hie und da eine stäubende Kaskade oder bunte Gruppen uns entgegenkommender, freundlich grüßender Bergbewohner. Das war also Chile, das südamerikanische Italien, nach dem ich mich so lang gesehnt. Und reich belohnt war meine Sehnsucht worden. Diese Landschaften, diese Bilder voller Erhabenheit und lieblicher Größe, diese üppig reiche Natur hatte ich nicht erwartet. Einzelne, dunkle Schatten zogen über die Gegend und verliehen ihr in der vielfach zerstreuten Beleuchtung einen eigenen Reiz. Die Sonne sank. Wie mit flüssigem Golde übergossen, flammten die kolossalen Wände hinter uns auf, während die Nacht schon über die Thäler ihre dunklen Schleier breitete — Ströme von Blüthenduft wallten uns entgegen und über der Porphyrstirn eines wild zerklüfteten Bergriesen ging der Mond auf.

Die ersten Sterne glänzten vom Himmel, als wir eine am Fluß liegende Hütte erreichten. Auf Daniéls: „se puede pasar la noche aqui“, wurde uns ein freundliches: „a pése caballeros“ als Antwort und wenige Minuten nachher saßen wir mit anderen, nach Argentinien wollenden Reisenden, friedlich um ein mächtiges Kohlenbecken, tranken Maté und rauchten Cigarillos, während die Tochter des Hauses, eine schlanke, braune Gestalt, mit gedämpfter Stimme eine jener seltsam klagenden, gleichsam schluchzenden Weisen sang und mit einzelnen, abgerissenen Guitarrenaccorden begleitete.

Als ich später vor die Thür der Hütte trat, lag heller Mondschein über Berg und Thal. Brillantensprühend hüpften die geschwätzigen

Wasser des Rio blanco über glitzerndes Gestein; von den dunklen Steinwänden droben leuchteten die schmalen Linien der Gießbäche und das Rauschen der nahen und fernen Wasser tönte geheimnißvoll durch die Stille der Nacht. Geisterhaft schimmerten die blaßbläulichen Schneefelder der Cordilleren über wallendes, zerrissenes Gewölk herüber und lange, lange stand ich im Anschauen des zauberischen Gemäldes versunken, ehe ich mich entschließen konnte, mein Lager zu suchen.

So lauwarm war die Nacht, daß ich es vorzog, statt im Innern der Hütte, unter der dichtbelaubten Weinveranda zu schlafen, wo auch die Argentiner, meinem Beispiele folgend, sich einrichteten.

Immer noch führte unser Weg folgenden Tages das Thal hinab; offener und freier wurde die Gegend, die reich angebaut und mit zahlreichen, freundlichen Haciendas geschmückt, in saftig grüner Fülle sich dahinzog. Vorbei an reinlichen, weißen, halb in Blätterfülle vergrabenen Gebäuden, klappernden Mühlen, Bergwerken und Schmelzöfen ging es — der erfrischende Hauch der Civilisation wehte uns mächtig entgegen in dem neuen Lande, das vermöge seiner geordneten Zustände und reichen Naturschätze unter allen südamerikanischen Republiken den ersten Rang einnimmt.

Nachmittags erreichten wir das kleine, aber lebhafte Städtchen Los Andes. Im Hotél frances stieg ich ab und nachdem ich mich eingerichtet und mit Daniél ein splendides Mahl in meinem Zimmer eingenommen, verabschiedete ich den guten Kerl, nachdem ich ihm die zweite Hälfte seines Führerlohns eingehändigt hatte. Recht leid that mir der Abschied von dem braunen Burschen und dieses Gefühl verminderte sich selbst nicht, als mein Führer, mit der unschuldigsten Miene von der Welt, meine in San Juan gekauften Eß- und Trinkgeschirre einpackte und auf das Mula lud. Sogar meinen in Cordova gekauften Recado, schien er große Lust zu haben, mitzunehmen, doch ließ er sich herbei, eine Frage dieserhalb an mich zu thun. Nun hatte mir der Recado freilich über eine halbe Unze gekostet, doch seit dem langen Ritt von Cordova hatte er ziemlich arg gelitten und da ich jetzt höchstwahrscheinlich vorerst kein Reitzeug mehr brauchte, überließ ich ihn gern dem Halbindianer, der mir dagegen eine allerliebste kleine Matécalabasse zur Erinnerung verehrte. — Guter treuer Daniél!

Gegen Abend machte ich einen kurzen Spaziergang durch die Straßen des Städtchens. Von den Bänken der, von großen, schattigen Bäumen umgebenen Plaza, hatte man einen reizenden Blick auf die schon weit zurückgetretenen Schneeberge, deren Firnen im rosigen Abendglühen ernst und majestätisch über die zu ihren Füßen liegende, schon in Abenddämmerung schlummernde, friedliche Gegend herüberragten.

Früh, am folgenden Morgen, hielt eine alte, gelbe, mit vier Pferden bespannte Postkutsche vor der Thür des Hotél frances und bald rollten wir durch lange, gerade Pappelreihen dahin, der Eisenbahnstation Llaillai zu, von wo aus ich Valparaiso noch am selben Tage erreichen konnte.

Es war entsetzlich heiß und die von den Hufen der Pferde aufgewühlten Staubwolken brachten mich fast zur Verzweiflung. Mit meinen Reisegefährten wurde ich recht bald bekannt. Es waren ein feister, rothwangiger Pater in weißer Kutte, der beständig eine Düte mit Pfeffermünzküchlein herumgehen ließ, — ein Professor der Musik aus Parma, — ein Genuese in hohen Wasserstiefeln und ein quecksilberner, parlirender Pariser, seines Zeichens ein Conditor, der mit dem Genuesen in Valparaiso eine „Confiteria" gründen wollte. Merkwürdigerweise bin ich sowohl mit dem Professor, als auch mit dem Genuesen, nach Jahren, in ganz anderen Ländern wieder zusammengetroffen.

In San Felipe, der Hauptstadt der Provinz Aconcagua, mußten wir, bis die Pferde gewechselt waren, eine halbe Stunde verweilen, welche Zeit ich benutzte, um mit Signor Quintavale, dem Professor, im Hôtel de Chile zu frühstücken. San Felipe ist ein lebhafter, hübscher Ort und werde ich in einer später folgenden Schilderung Chiles darauf zurückkommen, da ich ein Jahr darauf über drei Monate dort zubrachte.

Nachmittags erreichten wir das, nur eine lange Straße bildende Llaillai. Sonderbar war mir zu Muthe, als ich den langen Schienenstrang der Bahn sah, und mit stiller Freude grüßte ich das Zeichen der Civilisation nach meinem monatelangen Ritt quer durch Amerika.

Beinahe wäre ich der freundlichen Einladung des Professors, der mich par tout mit nach Santiago, der Hauptstadt des Landes, haben

wollte, gefolgt und nur der Gedanke, meine Reise vom atlantischen bis zum stillen Ocean direkt zu Ende zu bringen, bewog mich nach Valparaiso zu gehen.

Bald brauste denn auch der lange, mit zwei Locomotiven bespannte Zug heran und nach kurzem Aufenthalt ging es dahin, den Gestaden des Pacificmeeres zu. Vorbei an der metallreichen Sierra de campana, einem glockenförmigen, doppeltgegipfelten Berge, rasselten wir — vorbei an den reizenden Quintas von Quillota und Limache, — wie im Fluge gleiten Gärten, Hacienden und Villen an uns vorüber und die Berge im Hintergrunde wenden langsam die mächtigen Häupter, uns wie erstaunt nachzusehen. Dann und wann hohe, bogenreiche Brücken und lange, finstere Tunnel. Wie huschen rechts und links die grünen, jetzt nur noch mäßig hohen, sanfte, gerundete Formen zeigenden Hügel an uns vorüber — Palmen nicken traumhaft von den Thalhängen herunter; hie und da eine silbern plätschernde Kaskade, reizende, kleine Haciendas oder die unter üppigem Weinlaub halb versteckten Ranchos der Landleute — dann auf einmal tiefe, schwarze Nacht, — hohl und schauerlich donnert der Zug mit uns durch einen langen Tunnel und am Ausgang desselben — welche Ueberraschung! — Im blendenden Sonnenglanz breitet sich der tiefblaue Spiegel des stillen Meeres weit dahin — dicht neben uns tost die schäumende Brandung gegen die Felsen und dort gegenüber — malerisch auf und an den Berghängen gruppirt oder als langer Häusergürtel die Bai umziehend — Valparaiso, die Perle der Westküste, das Ziel meiner langen, langen Fahrt, die von Meer zu Meer führend, somit glücklich beendet war.

VI.

Im südlichen Chile. Die Kohlenminen. Stillleben. Reise nach Peru.

Un coche senor, un coche! Hôtel colon! Hôtel Lafayette! English Hôtel! Fonda italiana! Want a cab? Los bultos senor! Jo llevo los bultos! jo tambien! y yo! y yo!

So tönte es wirr durcheinander vor der Ausgangshalle des Bahnhofs in Valparaiso; tout comme chez nous, dachte ich und spitzte die Ohren, ob unter den spanisch, englisch, französisch und italienischen Hotelanpreisungen nicht auch eine deutsche mit unterlaufen würde. Aber so angestrengt ich auch lauschte, heimische Laute schlugen nicht an mein Ohr, und schon wollte ich, einigermaßen betrübt, mich einem zungengeläufigen Gallier ergeben, als ein lautes „Fonda aleman" hinter mir mich rasch umdrehen machte. Da stand ein langer, chilenischer Kutscher, die Wagenthür dienstfertig in der Hand, und frug noch einmal gegen mich gewandt: Fonda aleman senor? und da ich nickte, ergriff er mein Gepäck, das der Franzose schon als gute Beute betrachtet haben mochte, placirte es auf den Bock, die Thür flog zu und dahin rumpelte ich durch die breite stattliche Calle Victoria und über die Plaza gleichen Namens; wie im Traum flogen rechts und links Häuser, Inschriften, Balkone, prächtige Schaufenster und wogende Menschenmassen vorüber. Vom Molo herauf klang das Klatschen der anschlagenden Wellen, vermischt mit dem Geräusch arbeitender Dampfmaschinen und dem Gehämmer und Spektakel der in den Docks beschäftigten Werkleute; die Luft roch bedeutend nach Theer und erinnerte mich lebhaft an die muelle von Buenos Ayres, ja wenn ich auf Momente die Augen schloß, konnte ich mich recht gut zurückversetzen an die Ufer des gewaltigen La Plata; ich sah wieder die lange

Häuserlinie längs des Strandes, das große, schöne Zollhaus und die Alles überragende, blau-weiße Kuppel der Kathedrale und doch — was lag nicht Alles dazwischen, seit ich Buenos Ayres verlassen. Wenn ich an die endlosen Pampas, die einsamen Sierren der Frontera und die schauerliche Majestät der Cordilleren zurückdachte, konnte ich kaum glauben, wieder eine große, civilisirte, mit der ganzen Welt in Verbindung stehende Stadt erreicht zu haben.

Mein liebenswürdiger Kutscher fuhr mich bis fast an das Ende des die Bai umgebenden Häusergürtels und hielt dann vor einem stattlichen Eckhause, über dessen Haupteingang, ein Schiff mit vollen Segeln, sich abgebildet zeigte. Dicht daneben führte eine zweite Thür in einen keller-artigen Raum, auf dessen Treppe jetzt der Wirth, ein breiter Hamburger, erschien und verwundert mein nichts weniger als seemännisches Aeußere musterte. In dem langen, argentinischen Poncho, dem formlosen, alten Filz und den klirrenden Sporen, die ich, da ich nicht wußte wohin damit, noch immer an den Füßen trug, muß ich auch eine ziemlich sonderbare Figur gemacht haben. Nachdem ich dem Kutscher die verlangten achtzig Centavo's — wie ich später erfuhr, hätte er eigentlich nicht mehr als zwanzig, die gesetzliche Taxe, nehmen dürfen — eingehändigt, frug ich den mich noch immer verwundert anstarrenden Wirth, ob er mir ein Zimmer geben könne. „Sie sind ein Deutscher!" rief er; „na, sagen Sie mal, wo kommen Sie denn eigentlich her? Ein Seemann sind Sie doch nicht?" „Nein," sagte ich, „kein Seemann, aber ein Reisender, der Kost und Wohnung, womöglich bei Deutschen, sucht." „So, so," nickte er, „na kommen Sie erst mal mit hinunter," und dies sagend, stieg er die Treppe hinab, öffnete eine Glasthür und wir betraten einen halbdunklen Raum, ausgestattet mit Allem, was ein seemännisches Herz sich nur wünschen konnte. Da hingen von der Decke herunter wasserdichte, lange Röcke und Stiefeln, bunte wollene Hemden, Matratzen, Taue und Kompasse; englische sailor caps, Tabak in Platten und kurze, breite Matrosenmesser lagen in verschiedenen Abtheilungen eines Wandgestelles, ja sogar ein paar schwere Anker standen im Hintergrunde des „Shops", dessen Besitzer sich jetzt zu mir wandte, um mir zu sagen, daß ich allerdings bei ihm „boarden" aber nicht wohnen könne, ich müsse denn mit dem allgemeinen

Schlafraume vorlieb nehmen, da er einzelne Zimmer nicht habe. Er zeigte mir auch diesen allgemeinen Schlafraum, der ganz wie auf Schiffen mit an der Wand hinlaufenden Kojen, eine über der anderen und nur etwas geräumiger, eingerichtet war. Das paßte mir freilich nicht ganz und ich verwünschte innerlich den Kutscher, der mich hierher gefahren, besonders da ich mich erinnerte, während des Fahrens ein kleines, nettes Haus mit der Inschrift: „Deutsches Gasthaus“ gesehen zu haben. Ich sagte das auch dem Wirth, der ruhig sein „all right“ dazu brummte, ja sogar noch einen Peon herbeirief und ihm befahl, meine Sachen nach dem bezeichneten Gasthofe zu tragen. Dann schieden wir.

In dem kleinen Gasthofe angekommen, wiederholte sich beinahe dieselbe Scene, wie vorhin. Zwar keine Seemannskneipe, sondern eine gute, deutsche Restauration war es, wohin jeden Mittag und Abend unverheirathete, deutsche Handwerker, auch englische und amerikanische Fremde kamen, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, aber Zimmer gab es ebensowenig wie dort und erst auf vieles Bitten ließ sich der Eigenthümer bewegen, mir ein kleines, mit Möbeln angefülltes Zimmer zu überlassen, nicht ohne dabei zu bemerken, daß ich wahrscheinlich noch einen zweiten Schlafkameraden bekommen würde, auf den ich, da er etwas kränklich, doch Rücksicht nehmen möge. Glücklicherweise kam dieser Schlafkamerad nicht.

Ich machte nun Ausflüge in und um die Stadt, lernte eine Menge Landsleute kennen, schmiedete Pläne für die Zukunft, hätte auch beinahe das Anerbieten eines reichen Deutschen, der einen Almacen de música an der Plaza del orden besaß und mir eine Stelle als Verkäufer anbot, angenommen, wenn ich nicht noch glücklicherweise einen Herrn O.... kennen gelernt hätte, der mir eine Stelle als Markscheider in seinen Kohlenminen im südlichen Chile, in Aussicht stellte. Gern sagte ich zu und unsere gemeinschaftliche Abreise nach dem Süden wurde mit dem in drei Tagen abgehenden Dampfer „Valparaiso“ beschlossen.

Ueber die Stadt und Umgebung sage ich hier nichts; mein Schicksal brachte es mit sich, daß ich später über drei Monate hier zubrachte, und wenn Du, geneigter Leser, mir an Bord des Dampfers folgst, wenn Du einen Rundblick wirfst über das Riesenpanorama der Bai mit ihren zahllosen Schiffen, über die noch zahlloseren an den Bergen emporkletternden

kleinen, balkongeschmückten Häuser, über das tiefblaue, leise wogende Meer und die fernen, kühn geschwungenen Linien der Cordilleren, sei versichert, es ist nicht das letzte Mal, daß wir diese Herrlichkeit schauen, wir werden sie wiedersehen, die saftig grünen Quebrada's, die villengeschmückten Höhen und schöne, genußreiche Stunden werden es noch sein, die wir später zusammen erleben werden in dem heiteren, schönen Valparaiso.

So war ich denn wieder auf der Reise, und wohlgemuth ließ ich die Uferscenerie, während ich auf meinem Gepäck saß und eine Cigarette rauchte, an mir vorübergleiten. Immer mehr wich die bergige Küste zurück, kräftiger wurde der Anprall der Wogen und wie ein muthiges Pferd bäumte der Dampfer hoch auf. Herr Gott! wie mir das auf einmal durch Leib und Seele fuhr — entsetzt faßte ich nach einem Halt — seekrank, wahrhaftig! ich war wieder seekrank, und über einige ebenso unglückliche, am Boden liegende Geschöpfe hinwegstolpernd, suchte ich so schleunig als möglich meine Koje zu erreichen, kroch hinein und verließ sie auch nicht eher wieder, bis die Sonne des nächsten Tages heraufstieg und wir vor Tomé, einem kleinen, aber gewerbreichen Städtchen, Anker warfen. Herr O...., dem die ziemlich hoch gehende See auch arg zugesetzt hatte, ging hier an's Land, um seine Reise nach Coronel, meinem zukünftigen Bestimmungsorte, zu Lande fortzusetzen, und sehnsüchtig schaute ich ihm nach, als er den Strand entlang gen Süden galoppirte. Das Meer hat einmal keine Reize, wenn man seekrank ist.

Ein hoher, junger Mann, den ich seiner seemännischen Tracht und seines blonden Backenbarts wegen Anfangs für einen Engländer hielt, näherte sich mir, bat um Feuer für seine Cigarre und stellte sich dann als deutscher Landsmann und Fachgenosse vor, da er, wie er sagte, von Herrn O.... gehört habe, daß ich bei demselben eine Stelle als Markscheider angenommen habe. Er ginge ebenfalls nach Coronel, um dort auf dem Kohlenwerke eines Herrn Rojas einen Platz anzutreten und benütze er die Gelegenheit, schon jetzt meine Bekanntschaft zu machen. Bald waren wir in ein lebhaftes Gespräch über den Steinkohlenbergbau vertieft und Ludwigs, so hieß mein neuer Bekannter, zeigte darin ein so reiches Wissen, eine so gründliche Erfahrung, entwickelte so gesunde Ansichten, daß ich mich gern an ihn anschloß, ja als wir Abends in Talcah-

nano, wo der Dampfer die Nacht über blieb, landeten, gingen wir zusammen in die Stadt, verbrachten einen gemüthlichen Abend und erst der anbrechende Morgen führte uns wieder an Bord zurück. Ludwigs begleitete mich später nach Peru, und mehr als sechs Monate haus'ten wir gemeinschaftlich in einer Salzhütte, hoch oben in den peruanischen Wüstenbergen. Auch in Callao trafen wir uns nach Jahren wieder und ordentlich rührend war es, wie er durch eifriges Forschen von Hafen zu Hafen, längs der Westküste, mich gesucht und gefunden hatte.

Immer noch fuhren wir längs der langgestreckten, dicht bewaldeten Küste hin und erreichten endlich am dritten Tage unserer Reise unser Ziel, das lebhafte Städtchen Coronel. Herr O.... war schon vor uns angekommen und empfing eine ihm befreundete Familie und mich ,an der Landungstreppe.

Für heute ging ich in's Hotel, doch fand ich folgenden Tages bei dem Buchhalter des Herrn O. . . ., einem speciellen Landsmann von mir, Kost und Wohnung für ein Billiges. W. . . ., mein Zimmerherr, war ein origineller Kauz, ein Vierziger bereits, machte er doch noch die tollsten Jugendstreiche mit. Ebenso der allerdings jüngere M. . . . . der Maschinist und N. . . . ., der Zahlmeister. Im Städtchen drunten gab es auch eine Anzahl ausgelassener, deutscher „Compadres" und wenn wir, wie das wöchentlich ein paarmal zu geschehen pflegte, im „deutschen Verein" zusammenkamen, war der Gemüthlichkeit und des höheren Blödsinns kein Ende. Ich, der Jüngste von Allen, war ganz verblüfft, als ich sah wie verheirathete, gesetzte Leute ordentlich wetteiferten, wer den größten „Ulk" zuwege brächte. M. . . .'s Hochzeit mit einer Chilenin, wird mir in dieser Beziehung unvergeßlich bleiben.

Coronel liegt am Fuße der nicht sehr hohen, aber steil abfallenden, überall mit Grün bedeckten Küste. Oben auf dem Plateau ragen die schlanken Schachtgestelle und die Gebäulichkeiten des Herrn O. . . ., auch ein bescheidenes „Quartel" für die Handvoll Soldaten Caronels fehlte nicht. Von fünf verschiedenen Schächten aus, laufen Schienenstränge zu einem mächtig breiten, und stark geneigten Bremsberge, auf welchem die Kohlen, in plumpe Wagen gefüllt, zur unteren Stadt

hinab geschafft, von den „Lancheros“ empfangen und in die, vor Anker liegenden Schiffe, verladen werden.

Schon nach einigen Tagen war ich in voller Thätigkeit. Jeden Morgen fuhr ich, begleitet von einigen Peonen, die meine Meßschnüre Stative, Kerzen u. s. w. trugen, in den Hauptschacht Nr. 5 ein, von dessen Sohle aus ich die Aufnahme der Grube begonnen hatte. Dieser Schacht wurde von den Leuten scherzweise „die Gießkanne“ genannt, welche Bezeichnung er auch vollkommen verdiente, denn von allen Seiten goß das Wasser auf den Einfahrenden lustig herunter und obgleich ich in weniger als zwei Minuten auf dem, durch die Dampfmaschine bewegten „Förderkorb“ in den Schacht hinabsank, war ich doch jedesmal wie aus dem Wasser gezogen. Stundenlang kroch ich dann mit meinen Instrumenten, oft bis an die Knie im eiskalten Wasser, durch die feuchten, niedrigen Strecken. Dab hinderte es mich nicht wenig, daß die alten vernachlässigten, manchmal kaum drei Fuß hohen Gänge, auch noch mit nachgestürztem Gestein angefüllt waren und dann die Ratten — alle Augenblick huschte so ein ekelhaftes Geschöpf zwischen Einem herum; den Arbeitern fraßen sie das Frühstück weg, ja einmal war es vorgekommen, daß ein Bergmann seinen am Morgen empfangenen Monatslohn, lauter fettiges, abgegriffenes Papiergeld, das er während der Arbeit zur Seite gelegt hatte, vergebens suchte, kaum daß die Bestien einige klein geknabberte Papierfetzen übrig gelassen hatten. Eine wahre Heidenarbeit aber war es, einen Theil der Grube, der ganz von Kohlensäure erfüllt war, wieder zugänglich zu machen und wochenlange Mühen kostete es, ehe es möglich war, mit brennender Lampe die lang vernachlässigten Baue ohne Gefahr betreten zu können.

War ich dann bis zwei oder drei Uhr unten gewesen, hatte ich, zu Tag gefahren, rasch die Kleider gewechselt und zu Mittag gegessen, dann begann das Arbeiten am Zeichentisch und Abend, spät Abend wurde es manchmal, ehe die am Morgen aufgenommenen Strecken und Baue endlich richtig auf dem Papiere standen. Dann kam auch wohl Herr D. . . ., besichtigte meine Arbeiten und ich muß gestehen, ich habe nie ein unfreundliches Wort von ihm gehört, wie er denn überhaupt mit seinen Untergebenen im besten Einvernehmen stand.

Die Steinkohlenformation tritt hier in einer ganz eigenthümlichen Weise auf. Die Flötze streichen höchst regelmäßig, ihr Fallen liegt zwischen 20 und 25 Grad und die Mächtigkeit bleibt sich, trotzdem sie durch zahlreiche Sprünge und Wechsel unterbrochen sind, immer ziemlich gleich. Einzelne Flötze haben gegen 4½ Fuß Mächtigkeit, andere wieder nur 2 bis 3 Fuß. Während aber Lagerung und Vorkommen überhaupt der Steinkohlenformation entsprechen, zeigt die Kohle selbst in Structur und Beschaffenheit der Braunkohle sich analog, ein wirklich eigenthümliches Phänomen, das schwerlich seines Gleichen haben möchte.

Zwei englische Meilen ostwärts von Coronel erhebt sich der steile Rand der Glimmerschieferformation, hohe, plumpe, waldbedeckte Gebirgsmassen, von deren Abhängen weißschäumende Cascaden lustig herabstürzen, um in raschem Laufe durch das niedrigere Vorland, dem stillen Meere zuzueilen.

Wunderbar schön ist der Blick von der flaggengeschmückten Kuppe in der Nähe des Gießkannenschachtes. Weit über die Riesenbucht von Arauko schweift das Auge, bis zu den dämmernden Umrissen der Insel „Santa Maria"; zu unseren Füßen, dicht an die grüne Bergwand geschmiegt, liegt freundlich im Sonnenschein Coronel, weiter südlich ragen die rauchgeschwärzten Essen des industriellen „Lota" und drüben im Westen zieht langgestreckt und bewaldet das Lebugebiet, die Grenze der freien, wilden Araucaner, sich weit in's Meer hinaus, um schließlich in eine flache, brandungumtobte Landzunge zu endigen, über die hinaus, die lange stahlblaue Linie des Meeres den Horizont abschließt. Fast zu weit ist die Fernsicht und gern kehrt das Auge zurück zu den kleinen Häusern unter uns, zu den leise schwankenden Schiffen in der tiefblauen Bucht, oder ermüdet vom vielen Schauen, strecken wir uns auch wohl unter irgend einen schattigen Busch und da wir zufällig Hackländers: „Krieg und Frieden", das wir in früheren Zeiten schon einmal gelesen — es war das damals in einem alten Hause, in einer noch älteren, von spitzen Giebeldächern eingefaßten Gasse, einer deutschen kleinen Residenz gewesen — da wir also diesen Schatz, den wir bei Freund W. . . . entdeckt, bei uns haben, vertiefen wir uns in die überaus wahr geschilderten Sphären des Bürger- und Militairlebens; die Regierungsräthin so und so mit

langen, fliegenden Haubenbändern, die würdigen Stadträthe, die leichtsinnigen Lieutenants, die ehrbaren Meister, wir sehen sie leibhaftig vor uns stehen; und erst die „Geschichten der Wetterfahne", welch' eine Fülle von Erinnerungen beschwören sie nicht herauf — ist mir doch gerade als säße ich wieder in der tiefen Fensternische und sähe hinaus in die regenerfüllte Gasse und auf das bunt verschnörkelte Eisengitter unter dem steinernen Fensterbogen des gegenüberliegenden Nachbarhauses, mit der Jahreszahl 1720 in der Mitte. Wunderliche, wehmüthige Zeit von damals, wie lebhaft sie mir jetzt wieder entgegentritt! Und doch — ein Blick auf die endlose, blaue Fläche des stillen Meeres und ich muß lächeln, die Umgebung paßt so gar nicht mehr zu den alten Jugenderinnerungen. Seltsam! Denn gerade jene Zeit, die mir jetzt in der Erinnerung so lieb und traut erscheint, war keine glückliche für mich gewesen.

Eine halbe Stunde südlich von Coronel, liegt das schon erwähnte Lota mit Steinkohlenminen, einer Kupferschmelze und mehreren anderen, industriellen Anlagen. Auch seitwärts, links haben wir Minen und Glashütten, von Deutschen und Engländern betrieben. Ein Eisenwerk soll künftigen Jahres errichtet werden.

Zu Pferde machte ich mit W. . . . und M. . . . häufig Ausflüge in das innere Land und auf einem dieser Ritte kamen wir bis an die Ufer des Indianergrenzflusses Bio Bio, in dessen Nähe wir die niederen weißen Häuserreihen der nicht unbedeutenden Stadt Concepcion, berühmt durch ihre Weine, liegen sahen.

Ich gehe über die folgende Zeit meines Aufenthaltes in Coronel flüchtig hinweg; es war ein ruhiges Dahinleben in gewohnter Beschäftigung, nur unterbrochen durch die „Ulke" meiner deutschen Bekannten, die ich — die Ulke nämlich — der Mühe zu schildern nicht werth halte, da sie für den Leser, der die Betheiligten doch nicht kennt, kein Interesse haben können. Ich lebte ein behagliches Stillleben, ersparte mir ein Sümmchen Geld und war glücklich und zufrieden wie nur je.

Ich fing an zu glauben Anlagen zum Philister zu haben.

Wie wenig kannte ich mich selbst. Ich war jetzt drei Monate hier und der Plan der Mine seiner Vollendung nahe. Allerdings wußte ich, und Herr O. . . . hatte mir das auch gesagt, daß ich immer noch hinreichend

anderweitige Beschäftigung finden würde, wenn ich Boussole und Gradbogen nicht mehr brauche, ebenso waren mir vortheilhafte Anträge von anderer Seite gemacht worden, aber der Reiseteufel in mir ließ mir keine Ruhe und da auch jetzt M. . . . eine Stelle in einer Wasserdestillirfabrik in Iquique, in Peru, annehmen und Ludwigs, der schon früher dort gewesen und gar viel von den dortigen Silber- und Kupferminen zu erzählen wußte, ihn begleiten wollte, schloß auch ich mich nach kurzem Ueberlegen der Partie nach Peru an, gab Stellung und Aussichten auf, um von Neuem mich einem unbestimmten, abenteuerlichen Leben in die Arme zu werfen.

Unten im Hafen lag die Barke „Providencia“ mit einer Ladung Kohlen für Iquique. Capitain Clausen, ihr Befehlshaber, war uns persönlich bekannt. Bei einem Glase Wein wurden wir bald einig und eines schönen Nachmittags standen wir Drei am Stern der Providencia und sahen zurück auf die weiter und weiter zurücktretenden Uferberge, auf die immer zierlicher werdenden, schlanken Essen Lotas und der Kohlenminen, bis die grau heraufdämmernde Nacht sich fahl und kalt über die fernen Höhen legte, und die finster dräuenden Felsenriffe der nahen Insel Santa Maria sich schwarz zwischen uns und die Küste schoben, jeden weiteren Fernblick nach Süden hemmend — Leb' wohl Coronel!

Außer meinen beiden Freunden waren noch vier Passagiere an Bord, zwei Herren und eine Dame aus Nordamerika, sowie ein Mr. Greenwood, Buchhalter eines Hauses in Iquique. Capitain Clausen hatte außerdem seine Frau, ein hübsche, junge Chilenin an Bord und wir bildeten eine ganz stattliche Tafelrunde, wozu auch noch der Steuermann, ein riesig langer Ostpreuße, gehörte. Einmal gaben wir sogar Abends ein Concert, und zwar die beiden Yankees mit Geige und Banjo, welche Instrumente ich mit der Guitarre begleitete. Ein tüchtiger Punsch fehlte auch nicht, die Damen waren hier auf offener See nicht übermäßig prüde, und wohl bis Mitternacht hallte die wankende Kajüte wieder von englischen, deutschen und spanischen Liedern. An den beiden Yankees namentlich hatte ich eine wahre Freude; sie waren ganz aus dem Häuschen, sangen Yankee doodle, the star spangled banner, Nelly Gray,

the stars and stripes, tanzten reels und hornpipes auf den Hacken und spritzten Tabaksaft nach allen Richtungen der Windrose.

Die Reise ging vortrefflich von statten; fast immer günstiger Wind, das schönste Wetter, Lectüre im Ueberfluß, denn Capitain Klausen hielt etwas darauf, eine gute Bibliothek zu besitzen. Aber einen Fehler hatte die gute Providencia, einen Fehler, den weder Wind noch Wetter noch Lectüre auszugleichen im Stande waren; — sie war leck. Wie oft habe ich die armen Teufel von Matrosen bedauert; sie kamen den lieben langen Tag nicht von den Pumpen weg und gar manchmal zogen auch wir bis zum Verzweifeln an den Tauen, die von den Hebeln hernieder hingen und an welchen die meiste Zeit sechs oder acht Kerle hingen und aus Leibeskräften zogen. War dann auch endlich sämmtliches Wasser glücklich heraus, so dauerte die Ruhepause doch nur höchstens eine Viertelstunde — „à la bomba!“ brüllte unser langer Steuermann und von Neuem begann der Tanz. Dabei war dem Leck nicht beizukommen, man hätte sonst das ganze Schiff umladen müssen. Ich wagte nicht, mir die möglichen Folgen auszumalen und mein Haupttrost waren noch die beiden Yankees, die die Sache ungeheuer gleichmüthig nahmen. Einen derselben, der sich seiner ganzen Länge nach behaglich auf dem Fockmast ausgestreckt hatte, frug ich eines Morgens, was er von der Sache halte. Zum Fischfangen, zum Angeln meinte er, würde sich der Raum der Providencia vortrefflich eignen, „to catch fishes down in the ships hold“ welche interessante Bemerkung er durch eine gehörige Ladung Tabaksaft bekräftigte, die er mit bewunderungswürdiger Virtuosität gegen den, gestern erst weiß angestrichenen Mast spritzte.

Schon am eilften Tage unserer Fahrt kam die hohe, gebirgige Küste in Sicht, erst ganz duftig, dann deutlich und deutlicher, bis wir am vierzehnten Tage dicht an den gewaltigen Wüstenbergen hinfuhren und kurze Zeit darauf vor Iquique Anker warfen.

VII.

Iquique. Ein Ausflug nach den Salpetergruben. Minenleben. Copiapo. Huantajaya. Ein unheimliches Abenteuer. Ein Mord. Rückkehr nach Chile.

Die kurze Dämmerung dieser Breiten begann schon den tieferen Schatten der Nacht zu weichen, als unser Boot knirschend den weißen Muschelsand des Ufers berührte. Wie mit einem Schlage war wieder einmal Alles verändert, andere Natur, andere Menschen, andere Sitten. Verschwunden die sanft gerundeten, grünen Berge des Südens, verschwunden die freundlich, soliden, schmucken Häuser jener Gegenden. In Grau und Gelb ragten ungeheure, sand- und felsbedeckte Gebirgsstöcke in den wolkenlos klaren Himmel hinein, nichts als nackte, todte Wüste, so weit das Auge reichte, und vor und neben uns ein tolles Gewirre seltsamer Bretterhäuser, Zeltdächer, Balkone, Flaggenstangen, bunter Inschriften u. s. w. Dazwischen lärmend und schreiend, halbnacktes, braunes Volk, Bootführer, Wasserträger, Eisverkäufer, auch elegantere Figuren zeigen sich, Ausländer in modernen Kleidern, Damen mit mächtigen Crinolinen spazieren fächerwedelnd am Strande — ist *das* Peru, *das* das wunderbar schöne Fabelland? Wo sind die federgeschmückten Gestalten der Inkas? wo die Enkel eines Atahualpa? Wo die Gold- und Silberschätze oder doch die Anzeichen davon? Wo ja wo? In unserem eigenen Kopfe, sonst nirgends. Aber tragen wir nur immerhin die geträumten Gebilde unserer Phantasie zu Grabe; von dem Recht des in die Zukunft schauenden Autors Gebrauch machend, versichere ich dem Leser, daß sie, freilich in etwas anderer Art, glänzend wieder auferstehen *werden*. Peru kann unter Umständen für den Ankömmling ein entsetzlich nüchternes Land sein, einmal aber vertraut damit geworden, lassen sich jedoch

eine Menge Schönheiten finden und auch für den das Romantische liebenden homo, wird Peru eines der anziehendsten Länder sein.

„Hotel americano“ lasen wir an einem, etwas reputirlicher als die anderen aussehendem Bretterhause. Wir traten ein. Hinter der „Bar“ thronte ein riesiger Kerl mit blondem Knebelbarte und vor derselben saßen, kartenspielend und fluchend, ein halbes Dutzend Yankees und Engländer. Weiter vorn an einem Tischchen kneipten einige Deutsche und Norweger, überall standen und saßen blondköpfige, hell-äugige Gestalten und außer dem, dann und wann erscheinenden Koch, war kein einziges südamerikanisches Gesicht zu sehen.

Wir ließen uns bei einer Flasche „Chicha“ an dem Tische der Deutschen nieder und waren bald gut bekannt mit ihnen geworden.

Nachdem die üblichen „drinks“ herumgegangen waren, machte sich der kleine, mit einer wahren Galgenphysiognomie versehene Wirth, ein Holländer, an uns und kaum daß Ludwigs äußerte, daß wir für längere Zeit zu bleiben gedächten, schwor er auch schon, er wolle verdammt sein, wenn er nicht die besten und billigsten Zimmer in ganz Iquique habe. „I'll be damned“ war überhaupt sein drittes Wort. Obgleich mich das wüste Treiben ein wenig anwiderte, auch die feiner fühlenden, weniger rohen Eingeborenen mir mehr zusagten, gab ich doch den Zureden meiner beiden Begleiter, denen das lustige Leben hier sehr zu behagen schien, nach, und schon eine Viertelstunde später hatten wir uns gemeinschaftlich in einem großen, kahlen Zimmer eines gegenüberliegenden, von dem eigentlichen Hotel ganz getrennten Gebäudes, einquartirt.

Eine für diese Umgebung merkwürdige Bekanntschaft, machte ich gleich an diesem Abend. Während ich meine Schiffskleider gegen bessere wechselte, klopfte es an der Thür und auf mein gerufenes „entra“ präsentirte sich eine sonderbare Gestalt. Ein eigenthümlicher, cylinder-artiger Strohhut, unter dessen Rand lange, schwarze Locken hervor-quollen, bedeckte ihr Haupt und dunkle, tief in ihren Höhlen liegende Augen funkelten in dem eingefallenen aber intelligenten Gesicht. Ein schwarzes Kleidungsstück, das in besseren Tagen einem Frack nicht un-ähnlich gesehen haben mochte, hing dem Manne schlotterig um den Kör-per; groß carrirte Beinkleider, wohl einen halben Fuß zu lang und von

Fett schillernd, sowie ein paar indianische Bastschuhe vollendeten den Anzug, der auf einen sehr bedürftigen Zustand schließen ließ. Ich wandte mich zu ihm.

„Que desea usted?“

„Guten Abend“, sagte er auf Deutsch, „ich wünsche eigentlich gar nichts“.

„So“, erwiderte ich, und war ganz verblüfft, einestheils über die seltsame Antwort und dann auch weil der Mann ein Deutscher, ein Sachse, wie man schon nach den drei ersten Worten hören konnte, war. Ich hatte ihn seines südlichen Gepräges halber, für einen Eingeborenen gehalten.

„Ja sehen Sie,“ fuhr er fort, „Ihre Freunde haben unten erzählt, daß Sie einen Spaziergang durch die Stadt beabsichtigen. Ebenso weiß ich von ihnen, daß Sie vor noch nicht sehr langer Zeit von drüben gekommen sind, und da möchte ich Ihnen gern als Führer dienen, um zu gleicher Zeit Etwas von Deutschland und womöglich von Leipzig zu hören. Sie waren doch in Leipzig?“

Ich bejahte.

„Famos! famos! kennen Sie vielleicht dort Jemand Namens Holmer?“

Nun war ich allerdings schon einigemale in Leipzig gewesen, ohne aber deßhalb dort ausgebreitete Bekanntschaften zu haben. Einen Herrn Holmer kannte ich überhaupt nicht. Ich sagte das auch dem Manne, dessen ganzes Interesse sich nur auf diesen Holmer zu beziehen schien, denn weitere Fragen über Leipzig und Leipziger that er nicht mehr.

Wer war er nur?

„Wollen wir gehen Herr . . . Herr . . .

„Friedel,“ sagte er mit gemessener Verbeugung, „Friedel, Anführer einer Musiknegerbande, para servir usted“.

„Ja, fuhr er fort, es gab auch einmal eine bessere Zeit für mich, das ist aber lang, schon lang her. Sehen Sie diese Briefe von Mendelssohn, Anordnungen über die Gewandhauskonzerte betreffend, damals, ja damals . . .“

Dabei zog er eine alte, zerrissene Brieftasche aus den Tiefen seines Fracks hervor und entnahm ihr einige vergilbte, beschriebene Blätter, die in der That die Unterschrift des großen Meisters zeigten.

Mit meinem neuen Bekannten durchstreifte ich die Stadt; bei einer Flasche Ale erzählte er mir Viel über Land und Leute in Peru und je mehr er sprach, desto lieber hörte ich ihm zu, denn mit jeder Minute lernte ich in ihm den gebildeten Mann mehr und mehr schätzen. Friedel schien das auch zu fühlen, sein gedrücktes Wesen verschwand nach und nach und eine freiere Haltung trat an dessen Stelle.

In der Folge schloß er sich auch mehr und mehr an mich an und während der sechs Monate die ich theils hier, theils in den Minen zubrachte, suchte ich seine Lage, soviel es mir möglich war, erträglicher zu machen. Friedel war ein origineller Kauz, wilde Lebensstürme waren über ihn dahingegangen, trotzdem aber hatte er sich einen frischen Humor bewahrt. Nur wenn ich ihn über den Namen Helmer fragte, wich er aus nnd war nicht zu bewegen, etwas Näheres darüber mitzutheilen. Es schien das ein schwarzes Blatt im Buche seines Lebens zu sein. Ich habe Friedel manche genußreiche Stunde zu verdanken und mit wehmüthiger Freude erinnere ich mich noch seiner drolligen Anekdoten, die er in jenem originellen Idiom der Gestade der Pleiße und der Gefilde Stötteritz's mit vielem Humor vortrug.

Er war früher in Leipzig sowohl, als auch in Paris, als Orchestermitglied angestellt gewesen; dann ging er als Director eines Kriegsschiffsorchesters nach Rio de Janeiro, glänzte einige Jahre später als Musiker auf den Theatern zu Lima, wo er solche Sensation erregte, daß die, seinen Conzerten beiwohnenden Damen, im Enthusiasmus ihre kostbaren Armbänder, Ketten und Ringe auf die Bühne warfen — es war das die Glanzperiode seines Lebens und die dunklen Augen Friedels leuchteten gar selsam, wenn er von diesen, seinen Erfolgen in Lima, erzählte. Dann aber ging es abwärts mit ihm. In der Armee angestellt, wurde er bei einer der zahllosen Revolutionen verwundet, pensionirt und da er nach echter Künstlerart in besseren Tagen nicht für die Zukunft gespart, genöthigt, an den kleinen südamerikanischen Winkelbühnen, als Musikdirigent einer Anzahl Neger, ein kümmerliches Dasein zu führen. Seit einigen Monaten

war er schon in Iquique, wo er „Neger dressirte“, wie er sagte. Trotzdem aber verlor er nie seine gute Laune und war immer voll der gelungensten Streiche und Späße, die aber in ihrer Harmlosigkeit niemals verletzend auf die Betreffenden wirkten.

Ein Uebel aber hatte der gute Friedel, ein sehr schlimmes sogar, — er trank, — und wie verstand er diese Kunst; so ein oder zwei Flaschen „Old Tom“ brachten ihn noch nicht aus seiner Würde heraus, und betrunken habe ich ihn nie gesehen — selbst nicht am acht und zwanzigsten Juli, dem großen Unabhängigkeits-Festtage des Landes, wo ganz Peru nicht allein nur in Nationalgefühl sich berauscht. Aber auch da stand Friedel fest, obgleich er unglaubliche Quantitäten Ale und Porter nur so in sich hineingoß. Die einzige Wirkung des starken Getränks, die ich an ihm wahrnahm, war eine außergewöhnlich weiche Stimmung. Bald kam er auch wieder auf sein vergangenes Leben zu sprechen und zu meiner Ueberraschung sagte er, daß er eigentlich gar nicht Friedel, sondern v. H.... heiße. Noch vieles Andere, was ich hier nicht wiedergeben kann, erzählte er mir. Sein Adelsdiplom habe ich freilich nicht gesehen. Als anderthalb Jahr später Iquique durch ein fürchterliches Erdbeben zerstört wurde, fand man unter den Todten auch Friedel. Möge die Erde ihm leicht sein.

Iquique ist in jeder Beziehung ein merkwürdiger Ort. Durchgängig sind alle Häuser aus leichtem Bretterwerk construirt. Die besseren zeigen lange, schattige Verandas und Altane. Stücke Segeltuch vertreten überall die Stelle der Zimmerdecken und wenn der Wind das Zeug einmal ein wenig lüftet, schaut der blaue Himmel freundlich hinein in die Wohnungen des Menschenvolkes. Die Eingeborenen kennen das Wort Regen nur dem Namen nach. Das Proletariat, die „Cholos“, wohnen noch primitiver. Aus Pfählen und Brettern wird ein niedriges Viereck, achtzig bis hundert Fuß lang, errichtet, — der „Corral“, wo sich Maulthiere und Pferde aufhalten. In irgend einer Ecke des Corrals ist ein offener Verschlag aus Brettern, Kuhhäuten, alten Säcken rc. hergestellt, wohin die Leute sich bei kühlerem Wetter zurückzuziehen pflegen. Sonst ist gewöhnlich der freie Corral, Küche und Schlafzimmer, wie denn auch die Reicheren es nicht verschmähen, die Sommernächte in ihren patios oder Höfen zuzu-

bringen, in denen es sich jedenfalls angenehmer als in dem von Mosquitos erfüllten Räumen der Häuser schlafen läßt.

Iquique liegt am äußersten Ende der „Pampa", dicht an der See. Zwei englische Meilen hinter der Stadt ragt steil der gelbbraune, mächtige Küstenzug, einige Tausend Fuß hoch, auf. Gleich weißen Zickzacklinien ziehen sich die Saumpfade die Hänge hinan. Zahlreiche Tropa's bewegen sich, winzigen Punkten ähnlich, daran hinauf und hinab, je nachdem sie Salpeter aus den Minen bringen oder proviantbeladen wieder hinaufziehen. Hunderte von Centnern werden täglich von den, zwanzig Leguas entfernten Minen, heruntergeschleppt und in die Schiffe geladen, wie denn die Salpeterindustrie überhaupt das ganze gewerbliche Leben Iquique's bedingt.

Wasser zum Trinken wird hier erst künstlich aus Seewasser gewonnen. Große Destillirwerke sind an der „Playa" im Betrieb und Wasser mag wohl hier eben so theuer kommen, wie daheim Bier. Natürlich giebt es auf Weit und Breit kein Grün, kein Holz. Von der Sonnengluth gebleichte Felsen oder mumienartig eingetrocknete Thiercadaver unterbrechen hie und da die Einförmigkeit der gelben Sanddecke. Nur auf der Höhe des Küstenzuges fristen einige Cactusse mühsam ihre Existenz. Was aber der Oberfläche der Erde fehlt, ersetzt sie tausendfach durch ihren inneren Reichthum, durch die meilenlangen Lagen des reinsten, weißen Kalisalpeters. Der zwei Leguas von hier in den Bergen liegende Silberminenplatz Huantajaya ist weltbekannt, und die Menge der sonstigen kleineren Silber- und Kupferminen zählt nach Hunderten.

Trotzdem aber ist es sehr schwer, lucrative Minengeschäfte zu treiben, denn in den Bergen, wo das kleinste Stückchen Holz, das theure Wasser und alle anderen, sonst überall zu habenden Kleinigkeiten, mit unsäglicher Mühe die halsbrechenden Wege hinaufgeschleppt werden müssen, wo die Arbeiter in den Minen 100 Pesos pro Monat und darüber verdienen, nicht zu gedenken der ewigen Revolutionen und in Folge dessen der Mangel an Garantie von Seiten des Staates, en fin dies Alles und noch viel mehr, werfen Einem solche Schwierigkeiten in den Weg, daß es schon eine vorzüglich reiche Mine sein muß, wenn die Ausbeute einigermaßen die Kosten überwiegen soll.

Fußhoch liegt der Sand in den Straßen Iquique's, doch hat man namentlich in jüngster Zeit die meisten derselben mit Brettertrottoirs versehen, so daß man schon recht hübsche Spaziergänge machen kann, ohne, wie das früher der Fall war, riskiren zu müssen, in dem glühend heißen Sand die Stiefeln zu verbrennen. Fast durchgängig ist jedes Eckhaus eine „Tienda" oder „Pulperia", Läden für Alles, in denen auch geistige Getränke ausgeschenkt werden. Ueberall begegnet man klingelnden Maulthier= und Eseltrupps, die, salpeterbeladen und von indianischen Arrieros geleitet, von den Minen herabkommen. Große, zweiräderige Karren rumpeln schwerfällig durch die Straßen, bald hier, bald dort anhaltend, um aus den mächtigen grünen Fässern das köstliche Naß in die, von den Käufern bereit gehaltenen Gefäße, strömen zu lassen. Die Wasserindustrie erfreut sich einer großen Lebhaftigkeit, wie schon die drei bedeutenden Destillirwerke an der See unten wahrnehmen lassen.

Mit meinen Freunden machte ich einige Tage später einen Ausflug nach der zwanzig Leguas von hier entfernten Salpetermine La noria. Eine gewaltige Schwitzpartie war es, den einige Tausend Fuß hohen, mit knietiefem Sand bedeckten Küstenhang hinauf, und mehreremal mußten wir absteigen und die erschöpften Miethgäule am Zügel führen. M...., der einen kleinen, aber muthigen Esel ritt, hatte es noch am Besten, die Bestie krabbelte mit ihm lustig den Berg hinauf und lange bevor wir die Höhe der „cuesta" erreichten, saß er schon uns erwartend in der Hütte eines Italieners, der dort oben eine Pulperia hielt und lachte nun seinerseits über uns, die wir vorher arg über seinen Esel gespöttelt hatten.

Wir kamen jetzt auf eine wellenförmige, von düsteren, wolken= umzogenen Bergen begrenzte Hochebene. Eine wilde, trostlose Landschaft. So weit das Auge reichte nichts als gelbgrauer Sand und wettergebleichte Felspartien. Eine förmliche Straße weißschimmernder Thiergerippe und sonstiger Ueberreste zog sich, weit sichtbar, in die Berge hinein. „Sigue usted siempre a los huésos," hatte mir Don Antonio, der Wirth der eben verlassenen Pulperia, gesagt, als ich ihn um eine nähere Beschrei= bung unseres Weges bat, — „folgen Sie nur stets den Knochen" — und in der That, ein Verirren, wovor ich hier in den wasser= und menschen=

leeren Bergen allen Respekt hatte, konnte unter diesen Umständen nicht gut vorausgesetzt werden.

Nie im Leben, selbst nicht in wärmeren Breiten, habe ich eine solche, Alles versengende Sonnengluth empfunden, wie sie hier während dieses Rittes auf uns herabbrannte. Ich glaubte vergehen zu müssen, ebenso meine Freunde, die vor lauter Hitze die merkwürdigsten Fluchcombinationen erfanden. Und erst unsere Thiere! Durch das stundenlange Waten in dem glühenden Sande waren sie bald so erschöpft, daß selbst die empfindlichsten Sporenstiche sie kaum noch zu einem momentanen Auffahren brachten, nach welchem sie ebenso schnell wieder in ihren alten, schleichenden Schneckengang zurückfielen. Gegen Mittag hatten wir schon unser Bischen Wasser und Cognac ausgetrunken und ein gewaltiger Durst plagte uns während der nächsten Stunden. Und wie lange das dauerte, bis wir die Mine erreichten, verirrt konnten wir uns doch kaum haben, denn die Knochenstraße hatten wir gewissenhaft eingehalten. Die Sonne sank, aber selbst das prächtigste Abendglühen der nahen und fernen Berggipfel vermochte nicht unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, nur Wasser, Wasser war unser einziger Gedanke. Da endlich tauchte in einem breiten, muldenförmigen Thale der schwarze, eiserne Schlot der Mine auf, neuer Lebensmuth belebte unsere Geister und selbst unsere armen Thiere wurden auf einmal munter, so daß wir die letzte, kurze Strecke im Galopp zurücklegten und schon wenige Minuten nachher vor dem Eingang des Hauptcorrals aus dem Sattel sprangen.

Und wie gastfreundlich wir von den hier lebenden Deutschen aufgenommen wurden. — Bald waren wir gut bekannt. M... hatte Briefe an den Director der Mine, einem Herrn W.... aus Minden, welcher Alles aufbot, uns unseren kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Ein recht splendides Mahl, ausgezeichnete Weine und gute Cigarren trugen nicht wenig dazu bei, uns die ausgestandenen Strapazen bald wieder vergessen zu machen; eine lebhafte, geistreiche Unterhaltung mit den vielseitig gebildeten Landsleuten erhöhte die gute Stimmung noch mehr, und es war das ein recht schöner, gemüthlicher Abend, den ich damals in den Salpeterminen zubrachte. Erst spät suchten wir unsere vortrefflichen Betten auf.

Folgenden Morgens, nach einem reichlichen Frühstück, machten wir uns daran, die Mine zu besichtigen, wobei uns Herr W..., als freundlicher Cicerone, überall hinführte. Der Salpeter, nur von wenigem Sande bedeckt, lagert hier in mehreren Fuß mächtigen Lagern fast dicht unter der Oberfläche. Um ihn zu gewinnen, machen die Arbeiter ein breites Loch in den Boden, füllen dasselbe mit einer gehörigen Portion selbstgefertigtem Pulver und zünden dann an. Die Explosion reißt eine mächtige Lücke in den Boden und erschüttert auch die nächsten, festen Sandschichten dermaßen, daß nach dem Aufräumen des Schuttes gewöhnlich schon der blanke, weiße Salpeter gefördert werden kann, der dann gemahlen und in Säcke gepackt auf den Rücken der Maulthiere nach Iquique hinunter geschickt wird, wo er durch nochmaliges Umkrystallisiren von dem begleitenden Chlornatrium getrennt und als reiner Salpeter von den vielen im Hafen liegenden Schiffen nach allen Theilen der Welt ausgeführt und in den Handel gebracht wird.

Der nächste Tag fand uns wieder in Iquique.

Ludwigs besuchte hier einen seiner früheren Bekannten, einen reichen Wasserfabrikanten und speciellen Landsmann von ihm, der oben in den Bergen einige verlassene Silber- und Kupferminen besaß, und ihm schon früher eine gemeinschaftliche Bearbeitung derselben angeboten hatte. Da er durch Betrüger und unwissende Speculanten viel Geld verloren hatte, das Minenwesen aber trotzdem eine seiner Hauptleidenschaften war, wartete er nur auf Fachleute, um der alten Neigung wieder folgen zu können, und nicht sobald hatten wir uns kennen gelernt, als er auch mit dem schon Ludwigs gemachten Vorschlage, die Mine gemeinschaftlich zu bearbeiten, herausrückte, wofür uns Jedem ein Drittel des Ertrags zukommen sollte. Wir gingen vorläufig darauf ein, und nachdem ich den Silber- und Kupfergehalt geprüft, auch über das Gangverhalten mich persönlich instruirt und so ziemlich gute Resultate erhalten hatte, machten wir schriftlich Contract, kraft dessen Ludwigs und ich Theilhaber der Enrique Dünschede gehörenden Silberminie „Carmen" wurden. M..., der Heimweh nach Chile und seiner jungen Frau bekommen, ging wieder zurück nach Coronel und am selben Tage, wo er an Bord eines Kohlenschiffes die Bai hinaus gen Süden schwamm, zogen wir mit einem halben

Dutzend bepackter Esel und drei Peonen den glühenden Küstenhang hinauf, unserem neuen Wirkungskreise zu. Unwillkürlich machte ich ein langes Gesicht, als ich während des Reitens die Kostensumme für die bis jetzt gemachten Ausgaben überschlug. Unsere Provisionen, so einfach sie auch waren, kosteten ein schmähliches Geld. Einige Säcke weißer Bohnen, ein Quintal Charque, Schiffszwiebacke, Schmalz in Blechbüchsen, Chocolade in Tafeln und einige Fässer Wasser, das war Alles, und doch — aber wozu rechnen, waren wir nicht in Peru, dem Gold- und Silberlande, konnten wir nicht bald ein paar tüchtige Silberbarren herausgeklopft haben und dann, was wollten dann die paar Ausgaben noch sagen. Froher Hoffnungen voll bezogen wir deshalb die armselige, aus Salzbrocken erbaute und mit alten Säcken gedeckte Hütte, deren Inneres nur die nackten Wände und den natürlichen Boden zeigte. Nicht einmal zuschließen konnte man diesen Palast, indem statt der Thür nur eine einfache Portière, aus einem alten Sack bestehend, an dem Eingang angebracht war. Fenster waren gar nicht da.

Mit Mühe und Lebensgefahr kletterten wir am nächsten Morgen die steilen, den schon oben beschriebenen, argentinischen Minen nicht unähnlichen Löcher hinunter. Eine lange, lange Zeit mußte es schon sein, daß diese Arbeiten still lagen, nirgend mehr war ein frischer Anbruch zu entdecken und am Boden der Mine lag der Schutt und das Grubenklein viele Fuß tief. Alte, eingedörrte Lederfetzen und sogar ein Stück von einem menschlichen Schädel fanden wir. Sinnend hielt ich dasselbe einige Minuten in meiner Hand. Welchem Menschenkinde mochte er gehört haben. Erst ein Ruf Ludwigs, der mit kundigem Blick oben durch die Alles gleichmäßig grau überziehende Staubschicht den Gang angehauen hatte, riß mich aus meinen Betrachtungen und freudig sah ich aus dem matten Grau der Felsen ein prächtiges Stück Malachit mit blitzendem Kupferglanz schimmern. Mit jedem Schlage gegen das Gestein stürzte ein wahrer Staubregen auf uns herab. Bald hatten wir einige kleine Chlorsilbernester entdeckt, ein fröhliches „Glück auf", in das selbst die Peone mit einstimmten, tönte von unseren Lippen und hallte noch lange dumpf durch die entlegeneren Theile der Mine, das erste Lebenszeichen vielleicht seit hundert und mehr Jahren, das durch die verlassenen Felsenbaue klang.

Eine Herkulesarbeit aber war es, ehe wir die unterste Strecke rein und zum Weiterbetrieb geeignet, bekamen. Das Beschwerlichste dabei war, daß sämmtlicher Schutt auf den Rücken der Peone in ledernen Körben, sogenannten „cabachas“, die steilen Chiflones hinaufgeschleppt werden mußte. Das ganze, oben beschriebene Minentreiben der Argentiner wiederholte sich hier wieder auf's Genaueste.

Wie oft waren wir durch einen eben erfolgten, guten Anbruch auf der Gipfelhöhe des Glückes und wie öfters noch durch wochenlanges, erfolgloses Arbeiten in tauber Gangmasse wieder in die tiefste Entmuthigung versetzt worden. Das Ganggestein bestand aus Kalk und Schwerspath, die Erze aus Malachit, Kupferglanz und Hornsilber. Die beiden ersteren zogen sich in ziemlich regelmäßigen Trümmchen zu beiden Seiten des Ganges hin, letzteres aber, und darauf speculirten wir namentlich, bildete nur kleinere oder größere Nester in der Mitte desselben. Kalkspathdrusen mit Blättchen gediegenen Silbers waren nicht selten. Wenn nur die Kosten nicht so enorm gewesen wären! War ein Schuß „weggethan" worden, glänzte uns eine schöne, breite Fläche Hornsilber entgegen, so bemächtigte sich unser jedesmal ein wahres Fieber, indem wir immer die trügerische Hoffnung hegten, daß diese Stellen solide durch den ganzen Gang gingen. Dann und wann trafen wir allerdings auch voluminösere Anhäufungen des Metalls. Das waren denn gute Tage und wäre dergleichen nur häufiger vorgekommen, so hätten unsere Glücksträume vielleicht noch wahr werden können. Aber so mußten wir manchmal wochenlang den dünnen, fadengleichen Silberschnürchen folgen, ehe sich ein neues Nest zeigte und dann war gewöhnlich der Ertrag des letzten Anbruchs längst wieder in die Kosten aufgegangen. So passirte es uns einmal, nachdem wir lange erfolglos gearbeitet hatten, daß wir einen tiefen, dreimännisch gebohrten Schuß wegthaten, der eine gewaltige Masse Ganggestein aus der First mitriß. Wir eilten zur Stelle; wer aber beschreibt unser Erstaunen, als wir über uns eine glatte, etwa thürgroße Fläche reinen Metalles sich im Glanze unserer Lichter spiegeln sahen. „Ay por la santissima virjen del carmen, que riqueza!“ schrien die Peone, liefen wie besessen nach einer Leiter, aber o grausame Enttäuschung! — jene wunderbare Metallmasse saß nur papierdünn auf

einer Kluftfläche, die sie gleichsam versilberte. Wie viele „Donnerwetter", „Carachos" und sonstige bei dergleichen Gelegenheiten sich von selbst einfindenden Kraftausdrücke laut wurden, lasse ich unerwähnt, aber es war einer der ärgerlichsten Tage meines ganzen Lebens.

Es war noch ein Glück, daß wenigstens die sehr reichen Kupfererze immer ihr constantes Vorkommen bewahrten, da sie so ziemlich die Betriebskosten deckten. Große Massen Malachit schickten wir mit Kohlenschiffen, die sie gern als Ballast nahmen, nach den Kupferschmelzen von Lota bei Coronel, die uns für jedes Prozent einen Real zahlten, und da wir selten Erze unter dreißig Prozent verschickten, machten wir ein ganz gutes Geschäft. Hätten wir diese Mine in Deutschland gehabt, wir wären in kurzer Zeit reich geworden, während wir hier zufrieden sein mußten, wenn die enormen Betriebskosten eben gedeckt wurden. Unsere Silbererze verkauften wir dagegen an einen Chilenen aus Santiago, der in dem eine Legua entfernten Huantajaya einen Schmelzofen gebaut und sich mit dem Ausbeuten der 14 Mark pro Cajon (ein Cajon = 60 Ctr.) enthaltenden, alten Halden beschäftigte. Das waren unsere Glanztage, wenn wir mit den erzbeladenen Maulthieren hinüber nach Huantajaya ritten. Senor Banados, der Chemiker des Chilenen, machte dann seine Silberprobe; wir thaten dasselbe, und war das Resultat übereinstimmend, bekamen wir unser Geld al contado und ritten dann mit gut gespickter Börse, nicht etwa zurück nach den Minen, sondern direct über den jäh abstürzenden Küstenhang hinab nach Iquique, zu unserem dritten Compagnon, ihm sein Geld zu bringen. Das war bald abgemacht, aber so ohne Weiteres nach den langen, mühseligen Arbeiten in die Oede droben, wieder hinaufzuziehen, ging doch nicht gut an, und wenn wir es auch nicht im Entferntesten so arg trieben, wie die „Mineros" aus den Salpeterminen, die, wenn sie nach monatelangem Arbeiten herunterkamen, gewöhnlich ein oder auch mehrere Hundert Thaler verjubelten, so war uns doch eine Erholung, so gut sie eben hier zu haben war, zu gönnen. Gewöhnlich gingen wir dann in's „Hôtel americano" zu Freund Soto, dem Holländer mit dem spanischen Namen, wo auch Friedel wohnte. Unsere Freunde, und wir hatten deren nicht wenige, waren bald zusammen und dann ging's los. Was von den Salpetermineros

unten war, gesellte sich zu uns und ein buntes Conglomerat verschiedener Nationalitäten war es, das sich gewöhnlich zusammenfand. Toll, recht toll ging es dann manchmal her, so toll, daß ich es nicht einmal beschreiben kann, nicht darf. So viel ich konnte, hielt ich mich fern von dem wilden Treiben, ganz aber war es mir nicht möglich, wollte ich mich nicht isoliren; auch wird man den Mineros das „über die Stränge schlagen" verzeihen, bedenkt man, daß sie wenige Tage später wieder, nur von Charque und Bohnen lebend, monatelang in brennender Sonnengluth arbeiten müssen.

Der wildeste und tollste Tag aber, den ich in Iquique erlebte, war der acht und zwanzigste Juli, der von den Peruanern hoch gefeierte Jahrestag des Unabhängigkeitskampfes, in Folge dessen Peru sich als Republik erklärte. Ich glaube dreist behaupten zu dürfen, daß, abgesehen von Weibern und Kindern, es keine zwanzig nüchterne Personen an diesem Tage in ganz Iquique gab. Unwillkürlich erinnerte mich Iquique immer an das altbiblische Sodom und Gomorrah, und merkwürdig genug, als ich zwei Jahre später, wenige Tage nach dem schrecklichen Erdbeben, welches den größten Theil der Westküste verheerte, wieder hier landete, hatte es in der That das Schicksal jener Städte getheilt, welcher Verheerung noch die Krone aufgesetzt wurde, als einige Monate später das gelbe Fieber ausbrach und in nie gesehener Heftigkeit auch noch die letzten, von der Erdbebenkatastrophe verschont gebliebenen Unglücklichen hinwegraffte. Zur Zeit, als ich Amerika verließ, war das früher so reiche, lebhafte und lustige Iquique ein verlassener Trümmerhaufen, in dem nur noch die Aasgeier als einzig lebende Wesen wohnten. Alles, was nicht durch Revolutionen, Erdbeben und Epidemie aufgerieben war, hatte sich in das Innere des Landes oder nach dem kälteren Süden geflüchtet, und in den einst so fröhlich lärmenden Straßen herrschte unheimliche Todesstille, nur unterbrochen durch den dumpf donnernden Schall der grollenden Meereswogen, die wenige Monate vorher in nie dagewesener, gräßlicher Ausdehnung sich erhoben, die Stadt überfluthet, und Tod und Verderben überall verbreitet hatten, ehe sie in ihr altes, ihnen von der Natur angewiesenes Bett, zurücktraten.

Doch ich kehre zur Gegenwart zurück, die nachgerade anfing sich weniger ergiebig zu zeigen, als es im Anfang der Fall gewesen war. Mehr und mehr mußten wir von den früher gewonnenen Summen zusetzen, bereits wochenlang arbeiteten wir in fester, tauber Gangmasse und ich bewunderte nur meinen Companero Ludwigs, der diesmal eine außerordentliche Geduld entwickelte, und mich von Tag zu Tag auf bessere Zeiten zu vertrösten suchte. Der ersehnte Anbruch blieb aber aus. Ich verlor die Geduld und beschäftigte mich schon tagelang damit, alte, in der Nachbarschaft liegende Gruben zu untersuchen. Ich war entschlossen, wenn ich nichs Besseres fand, die Bearbeitung der Carmen meinerseits lieber aufzugeben.

Auf der Haldenplattform, eine der nächsten, etwa hundert Fuß höher liegenden Minen, lag eine Menge schon geschiedener, mittelguter Kupfererze. Bei näherer Untersuchung dieses Ganges fand ich, daß noch viele Tausend Centner dieses Erzes zu Tage gefördert werden konnten, indem der ganze, über sechzehn Fuß mächtige Gang, aus reiner Malachitmasse bestand. Schade nur, daß der Kupfergehalt bei der Precipitationsanalyse blos zwölf Prozent ergab. In Europa hätte man ein glänzendes Geschäft damit machen können, hier aber, bei den immensen Kosten, war die Sache doch zweifelhaft. Dennoch beschloß ich eine Reise nach Copiapo, dem Hauptminenplatz des nördlichen Chile, wo bedeutende Schmelzwerke Aussicht auf einen günstigen Verkauf hoffen ließen, zu wagen. Meine beiden Compagnons waren gern einverstanden und schon am Abend des zweiten Tages nach meiner Entdeckung, ging ich an Bord einer „lancha“, die vollgepfropft mit Passagieren und Kisten, zum Hafen hinausfuhr, den von Norden kommenden Dampfer draußen zu erwarten, da derselbe die gefährliche Einfahrt bei Nacht nicht wagen durfte. Um neun Uhr sollte die „Paita“ kommen, aber wohl bis drei Uhr Morgens schaukelten wir, im „Stern“ des plumpen Fahrzeugs sitzend, auf den ziemlich hochgehenden Wogen herum, ehe die ersehnten Lichter des Schiffes, durch die Nacht blitzten. Bald lag unsere Lancha dicht neben dem kolossalen, schwarzen Schiffsungethüm; auf und ab wurden wir von den klatschenden Wellen geworfen und nicht geringe Schwierigkeiten gewährte es, ehe Passagiere und Ladung glücklich an

Bord waren. Todtmüde wie ich war, stellte ich meinen kleinen Koffer zu den übrigen aufgestauten Gepäckstücken, rollte mich in meine Decke und mich platt am Boden hinstreckend, war ich nach wenigen Minuten sanft und süß eingeschlafen.

Ein kalter, nüchterner Morgen war es, als ich erwachend und meine schmerzenden Rippen befühlend, um mich blickte. Die noch immer hochgehende See zeigte ein fahles Grau, ebenso die fernab liegende, langgestreckte Küste, an deren, schwarzen Punkten nicht unähnlich sehenden Klippenreihen, weiße Schaumspitzen hin und wieder emporhüpften. Obgleich nicht eigentlich seekrank, fühlte ich mich doch recht unbehaglich, welches Gefühl erst ein wenig nachließ, als ich in der Kajüte der „Paita“ eine kochendheiße Tasse schwarzen Kaffees getrunken, die mir der freundliche Steward extra bereitete. Der den Dampfern so eigenthümliche Seegeruch und die fortwährende, schaukelnde Bewegung ließen aber keine rechte Behaglichkeit aufkommen, und froh war ich, als wir endlich nach drei Tagen vor Caldera, dem Hafen des weiter im Inneren liegenden Copiapos, erreichten.

Vorher passirte mir aber noch ein unangenehmes Abenteuer. Mein Koffer nämlich, den ich zu dem anderen, auf Deck aufgestapelten Gepäck gestellt und dort vollkommen sicher geglaubt hatte, wurde mir in Cobija, das wir in der Nacht erreichten, gestohlen, welchen Verlust ich erst am anderen Morgen, als wir schon weit von Cobija waren, bemerkte. Wahrscheinlich hatte ihn einer der bolivianischen Bootsführer mitgenommen. Da ich ihn nicht versichert hatte, konnte ich natürlich Niemand dafür verantwortlich machen. Meine nothwendigsten Kleider, einige ziemlich werthvolle Instrumente und Bücher, waren darin gewesen. Ein Glück noch, daß ich die Erze in ein besonderes Säckchen und nicht in den Koffer gethan hatte, meine Reise wäre sonst eine total vereitelte gewesen. So gut als möglich suchte ich mich darin zu finden, auch einmal ohne Gepäck, eine größere Reise zu machen.

Caldera liegt mit seinen lichten, freundlichen Häuserreihen dicht an der See. Einzelne, rauchgeschwärzte Hüttenwerke, eine Anzahl Segelschiffe und die lebhafte Muelle verrathen die nicht unbedeutende, industrielle Thätigkeit des Orts. In den Straßen liegt der Sand fußhoch.

Nach Copiapo und weiter führt eine Eisenbahn, welche die Strecke bis zu erstgenannter Stadt in zwei Stunden zurücklegt.

Im Hotel del ferro carril blieb ich über Nacht.

Am folgenden Morgen besuchte ich ein in der Nähe liegendes Schmelzwerk. Im Betreff meines Kupfergeschäfts wurden mir aber nichts weniger als rosige Aussichten eröffnet. Das war fatal und wenn es in Copiapo so ging — —

Durch tiefe Einschnitte ausgebreiteter Kiesel und Geröllager, dem früheren Meeresboden, wie man an den klafterdicken Muschellagern sehen konnte, fuhr ich Nachmittags den Schienenweg hinauf, Copiapo zu. In dem ausgetrockneten Thalbett erschienen hie und da einzelne Wasserlachen, von farblosem Gestrüpp umgeben. Bald aber wurden die Wassertümpel häufiger, das Grün saftiger, große, eingezäunte Alfalfafeder zeigten sich, immer zusammenhängender wurden die Wasser und bildeten zuletzt einen stattlichen Bach, der das ganze, weite Thalbett bewässerte und mit frisch duftiger Vegetation erfüllte.

Endlich, nach zwei Stunden genußreicher Fahrt, erreichten wir Copiapo, das in dem wasserreichen, blüthenduftendem Thale, eine Oase in der Wüste, von riesigen, kahlen Bergen umgeben, wunderbar schön daliegt.

Mit meinem Kupfergeschäft war es nichts. Erze unter zwanzig oder allerwenigstens achtzehn Prozent, wurden gar nicht angenommen und die meinigen hatten nur zwölf. Das war eine böse Geschichte. Dazu hatte ich jetzt die angenehme Aussicht, volle acht Tage — denn eher ging der Steamer nicht nach dem Norden — müßig hier zubringen zu müssen.

So gut es ging, suchte ich die Zeit todtzuschlagen. Im Hotel machte ich die Bekanntschaft cornischer Bergleute, die von Tierra amarilla, Punta de Cobre oder Tres Puntas heruntergekommen und den leicht verdienten Lohn durchzubringen bemüht waren. Das half über manche Stunde hinweg. Namentlich aber machte ich kleinere Ausflüge, die Ufer des baumreichen Baches hinauf, oder auf die Gipfel der Porphyrhöhen, von wo aus man reizende Blicke auf die unten liegende Stadt, mit ihren schachbrettartigen, regelmäßigen Häuservierteln genoß, die sich

blendend weiß aus dem dunklen, fast schwarzen Grün der Gärten heraushoben.

Copiapo ist nächst Santiago und Valparaiso wohl eine der bedeutendsten Städte Chiles. Hier, in Chanarcillo, war es, wo in den dreißiger Jahren jene riesigen, gediegenen Silbermassen entdeckt wurden, die gleich grauen Mauern aus den sie umgebenden Schutt- und Felstrümmern aufragten. Das eigenthümliche Schicksal so vieler Entdecker erfüllte sich auch hier; jener Godoy, der diese, an die fabelhaften Sagen der Morgenländer und Indier erinnernden Reichthümer entdeckte, starb als Bettler; seine Entdeckung wurde von Anderen benutzt, der Besitztitel ihm abgeschwindelt und er mit einer Summe abgefunden. Jetzt hat man ihm freilich auf einem der großen, öffentlichen Spazierwege ein Denkmal errichtet, eine Ehre, die dem armen Godoy sehr gleichgültig sein kann, nachdem man ihn bei seinen Lebzeiten beinahe hatte verhungern lassen.

Nach acht Tagen kam endlich der Steamer und herzlich froh war ich, als wieder die ernsten, braunen Berge Iquiques vor uns auftauchten.

Auf der Carmen hatten sich die Verhältnisse wieder ein wenig gebessert, wenigstens betrug doch die Ausbeute so viel, das wir nichts zuzusetzen brauchten. Es kam jetzt eine ruhige Zeit. Wir verdienten nichts, wir gaben auch nicht viel aus und lebten der Hoffnnng, bald wieder einmal einen tüchtigen Anbruch zu machen. Indessen tranken wir unsere Chocolade, rauchten Cigarillos und stellten lange, philosophische Betrachtungen über den Wechsel alles Irdischen an. Hin und wieder auch besuchten wir benachbarte Minen, so unter anderen die altberühmte Santa Rosa, wo in früheren Jahren unermeßliche Silberschätze gefunden worden waren.

Eines Tags erschienen über ein Dutzend weggelaufener Matrosen vor unserer Hütte. Halb verhungert und erschöpft, hatten sie, in den Bergen herumirrend, den Rauch unseres Feuers bemerkt und nicht gering war ihre Freude, als sie ihr Englisch an den Mann bringen konnten. Ihr Boot war ihnen bei dem Fluchtversuche in Stücke gegangen; total naß waren sie dann die ganze Nacht in den sandigen Bergen herumge-

laufen und schon hatten sie, von Hunger und Durst geplagt, den Entschluß gefaßt, an Bord zurückzukehren, als sie den Rauch unserer Hütte gewahrten und darauf zugingen. Wir bewirtheten die armen Teufel so gut wir konnten und zeigten ihnen dann den Weg nach den Salpeterminen, wo sie Arbeit zu finden hofften. Auch uns boten sie sich an, wir gingen jedoch nicht darauf ein, da wir früher schon einmal einen holländischen alten „run away sailor“ gehabt hatten, der äußerst faul und anspruchsvoll uns zum Ueberfluß auch noch die eingeborenen Arbeiter verdarb und dann davonlief.

Um diese Zeit war es, daß unser dritter Compagnon, der Wasserfabrikant, uns den Vorschlag machte, unter denselben Bedingungen wie bei der Carmen, eine ihm gehörende Mine in Huantajaya zu bearbeiten. Da die erstere schon seit geraumer Zeit keinen Reinertrag mehr gab, waren wir gern damit zufrieden, packten noch selben Tags unsere Habseligkeiten auf die breiten Rücken unserer bolivianischen Arbeiter und zogen hinüber zu dem, eine Legua entfernten Huantajaya, wo wir uns in einem, zu der Mine gehörigen alten Bretterhause, häuslich niederließen.

Huantajaya, seltsamer, düsterer Ort, nie werde ich Dich vergessen!

Hast Du Dir, lieber Leser, schon jemals im Geiste eine jener alten, versunkenen oder verzauberten Städte vorgestellt, wie sie uns aus den halb verklungenen Märchen der Kindheit zuweilen noch in der Erinnerung auftauchen? Genau eine solch vergessene, verzauberte Stadt ist Huantajaya mit ihren wettergrauen, verfallenen, hölzernen Häusern, ihren verschlossenen oder schief in den Angeln hängenden Thüren und Fenstern, ihren kreischenden Windfahnen, ihren todtenstillen, mit Schutt erfüllten Straßen und ihren hie und da gespenstisch gähnenden, schwarzen Höhlen, die nach der geheimnißvollen Tiefe führen. Hier auf den, von früherer, großer Thätigkeit zeugenden Halden, alte, halbvermoderte Göpel mit langen, geisterhaft ausgestreckten Spinnenarmen, dort eine ehrwürdig düstere Kirche mit schiefen Thürmen, geknickten Wetterfahnen und gesprungenen Glocken — Horch! Musik! Aus dem Innern des altersgrauen Gebäudes dringen tiefe, getragene Orgelstimmen. So einfach auch die, vielleicht nur von einem armen, sich übenden Halbindianer

hervorgebrachten Töne sind, in dieser Umgebung erwecken sie seltsame, fast wehmüthige Empfindungen in uns. Durch die beinahe immer hier lagernden, Alles verschleiernden, graufeuchten Nebel, sehen wir eine andere Zeit heraufsteigen, jene Zeit, wo der Berg seine reichen Schätze den geblendeten Augen der Spanier erschloß, die Kirchen im reichsten Schmuck prangten und nicht leer wurden von den Prozessionen der Wallfahrer, denn auch ein wunderthätiges Marienbild gewährte hier den Gläubigen Trost, den Kranken Heilung. Auf den Halden entfaltete sich das bunte, rege Leben der indianischen Arbeiter; klingelnde Maulthiertruppen, von braunen, dunkeläugigen, in bunte Stoffe gekleideten Arrieros geleitet, kamen und gingen, dazwischen rauchten die unförmig plumpen Schmelzöfen, aus der Tiefe drangen die dumpf donnernden Sprengschüsse des Mineros — horch nur horch! — Wie das rollt und schüttert! — Heiliger Gott, das ist kein Traum mehr! — Der Boden wankt! Die Häuser ächzen! — Ein Erdbeben!! — — — Vorbei! — — die Nebel zerreißen und die Sonne bescheint wieder freundlich das alte, graue Huantajaya von heute, in dessen längst vergangenen, glänzenden Tagen wir uns eben noch so lebhaft hineinträumten, bis uns eine jener hier so häufigen Erschütterungen wieder in die Gegenwart zurückführte.

Huantajaya liegt am Abhang eines der höchsten Berge jener Gegend, dessen Gipfel, ein von gläubigen Gemüthern errichtetes großes Kreuz ziert. Ueberall stößt man auf Spuren einstiger, bedeutender bergmännischer Thätigkeit; die aus Feldsteinen errichteten Markscheiden ziehen sich auf weite Längen durch die wilde, trostlose Gegend, die einst, wie die zahlreichen, von den Berghängen herniederschauenden, hellen Schutthalden und die viereckigen Mauerreste längst verschwundener Baulichkeiten, beweisen, so sehr lebhaft, nun wieder in ihr altes, ödes Aussehen, in ihr düsteres Schweigen zurückgesunken, auf den Reisenden einen doppelt unheimlichen Eindruck macht. In dem großen, einst über fünftausend Einwohner zählenden Huantajaya, wohnten lange Zeit hindurch nur noch drei oder vier Mineros, die durch das Aufsuchen kleiner, reicher Erzstückchen in den alten Halden, mühsam ihr Leben fristeten. Die Erbauung eines Schmelzofens erst brachte einiges Leben in den verlassenen Ort, später ging derselbe aber entzwei, wurde nicht wieder aufgebaut

und einsamer als je träumten von da an die verwitterten Häuser ihrem gänzlichen Auseinanderfallen entgegen.

Die „Cáta“, wie unsere neue Mine hieß, sollte nach den Aussagen der Mineros, einst sehr reich gewesen und tief hinab gearbeitet sein. Mächtige Schutthügel bedeckten den ganzen, ziemlich steilen Hang, an dem die Mine lag, und da, wo der Gang zu Tage trat, waren Klüfte ausgehöhlt, in die man Häuser und Thürme hätte versenken können.

Gleich am nächsten Morgen machten Ludwigs und ich uns daran, die Grube zu befahren. Leicht hätte es geschehen können, daß wir nie wieder zu Tage gefahren wären, wie man gleich sehen wird. Ludwigs hatte seine westphälische Bergmannslampe und drei Talglichte, mitgenommen. Bald waren wir vollauf mit der Untersuchung des drei Fuß mächtigen Ganges beschäftigt, der ähnlich wie in der Carmen, nur viel edler, steil gegen Westen einfiel. Von den verschiedensten Stellen nahm ich Proben mit, um sie oben auf Silber zu probiren. Immer tiefer kamen wir. Nach allen Richtungen hin war das Gestein durchwühlt, überall gähnten schwarze Schlünde, die nach anderen Grubenpartien hinführten, so daß ich ernstlich besorgt wurde, wenn ich daran dachte, wie wir unsere Rückkehr aus diesem Labyrinth bewerkstelligen sollten. Ludwigs, dem ich meine Besorgnisse mittheilte, lachte mich aus, mir aber wurde nicht wohl bei dieser Minenpartie und ich mußte immer daran denken, wie ich vor Jahren einmal, in Böhmen, mich in einem alten Bergwerk verirrt, und stundenlang mit erloschener Lampe, in den wasser- und schutterfüllten, morschen Strecken herumgekrochen war.

Durch ein klaffendes Höhlenthor kamen wir jetzt in ein wirres Durcheinander ausgesprengter Grotten, Stollen, schräger Schächte und Abgründe. Reiche Erzmittel mußten hier gewesen sein, denn so tief waren die unter uns gähnenden Klüfte ausgearbeitet, daß die aufgestocherte Lampe den Grund nicht erkennen ließ. Doch vergaßen wir bald Alles, Labyrinthe, Abgründe, und die damit verknüpfte, mögliche Gefahr des Verirrens, über die wirklich prachtvollen, hellschimmernden Kalkspathcrystalle, die uns bald hier- bald dorthin lockten. Endlich hatten wir alle Taschen mit Erzproben und Krystallen gefüllt; wir waren schon stundenlang in

der Mine und dachten jetzt ernstlich an's Hinauskommen. Da geschah das Unselige.

Ludwigs hatte, während er seine gesammelten Krystalle noch einmal durchmusterte, und die weniger schönen wegwarf, seine Lampe über sich in das Gestein gehängt, streifte aber mit seinem Rücken unglücklicherweise gegen dieselbe, so daß sie klirrend in die Tiefe stürzte. Nach vielem Suchen erst gelang es uns, sie wieder aufzufinden, aber o weh! der Deckel war aufgegangen und sämmtliches Oel ausgelaufen. Ludwigs machte ein gewaltiges Schafsgesicht, denn nun hatten wir blos noch ein kurzes Talglicht, die beiden anderen waren längst aufgebrannt und wir hatten namentlich auf die, für zwölf Stunden Oel enthaltende Lampe, gerechnet. Da saßen wir nun, viele hundert Fuß unter der Erde, in einer verlassenen, wie ein Bienenstock nach allen Seiten hin durchwühlten Mine. Hereingehen hatte uns Niemand sehen und wenn auch, die Mineros draußen hätten uns gewiß nicht aufgesucht; im Gegentheil konnten sie froh sein, daß sie uns, die wir ihnen gewissermaßen als lästige Eindringlinge vorkommen mußten, auf so einfache Art los geworden waren. Das waren schöne Aussichten. Aber nicht lange hielten wir uns mit Betrachtungen auf; in wilder Hast stürzten wir nach oben, die paar Zoll Licht mußten uns zum Tageslicht bringen, oder wir waren verloren — da — neuer Schreck! — die bedeutende Strecke, die wir mit geschundenen Händen und Knieen zurückgelegt, endete in einen „Ortstoß“, in einen Sack. Schleunigst kehrten wir wieder in die Tiefe zurück, einen anderen Ausgang zu versuchen. Vergebens! wir kamen in einen, mit taubem Gestein ausgefüllten Gang. Mir wurde auf einmal sehr unheimlich; wie in aller Welt sollten wir ohne Licht je aus diesem Höhlenlabyrinth herauskommen? Allerlei Schreckbilder zuckten mir durch das Hirn. Und welch merkwürdige Formen auf einmal unsere Umgebung annahm, — jene Felsenfratze dort schien höhnisch uns anzugrinsen — unsere eigenen Schatten huschten, wie jagende Ungethüme bald vor, bald hinter uns, und drüben in jener Ecke — grell und unheimlich beleuchtet — ein Kreuz! — die Todesstätte eines jener zahlreichen Unglücklichen, die hier in den Minen ihr Ende fanden . . . Weiter, weiter eilten wir in sinnverwirrender Hast nach oben, sehnsüchtig den Schimmer des Tageslichts durch irgend einen

Ausgang erspähend — da — mit einemmale standen wir in einem weiten, glockenförmigeu Raume. Wohl ging es, hoch über unseren Häuptern, weiter empor, aber wie dort hinkommen? Früher mochte wohl eine Leiter hier gestanden haben, jetzt aber wäre es Wahnsinn gewesen, auch nur daran zu denken, ohne eine solche dort hinaufkoumen zu wollen. Verzweiflung im Herzen, mußten wir zum drittenmale zurück, und eben als wir unten ankamen, schmolz das letzte Endchen Licht, der Docht fiel heraus, und wir saßen in ewiger, undurchdringlicher Finsterniß.

Nun, wir kamen zwar wieder heraus, denn sonst könnt' ich's ja nicht erzählen, aber es war doch eine verteufelte Situation, als wir so da unten saßen. Für's erste ruhten wir einmal gehörig aus, dann aber krochen wir in Gottes Namen das erste beste Loch, das wir erfühlten, hinauf. Dabei mußten wir beständig kleine Steine vor uns hinwerfen, nm nach deren Schall uns zu überzeugen, ob auch noch gangbares Terrain vor uns war. Mehreremale war es vorgekommen, daß die Steine lautlos hinabfielen und an solchen Stellen machten wir schleunigst Kehrt. Ohne dieses einfache Mittel wären wir unfehlbar in irgend einen der zahllosen Abgründe gestürzt.

Ich gab es auf, je wieder das Sonnenlicht zu sehen und nur noch maschinenmäßig folgte ich dem vorankriechenden, steinwerfenden Ludwigs. Herr meines Lebens, war das eine Kriech- und Fühlerei. Gott weiß wie vielmale, wenn wir vielleicht nur vor irgend einem Felsblock ankamen, wir umkehrten, da wir die unbewegliche, feste Masse ganz natürlich für einen Ortstoß halten mußten. Es war entsetzlich.

Einige Stunden waren so unter beständigem Kriechen vergangen, als unsere, durch die fortwährende Dunkelheit auf's Aeußerste geschärften Augen, einen schwachen bläulichen Schimmer, ganz verschieden von dem bisher gesehenen Scheine des faulenden Grubenholzes, weit vor uns gewahrten, und als wir jene Stelle erreichten, sahen wir, hoch über uns in schräger Richtung, gleich einem blauen Sterne, das Tageslicht freundlich herunterschimmern. Ein Jubelschrei entrang sich unseren Kehlen und freudig klommen wir die noch vor uns liegende Strecke hinauf. Der Stern wurde größer und größer und erwies sich schließlich als einer der Hauptausgänge der Mine. Daß derselbe mit einer eisernen Gitter-

thür geschlossen war, bemerkten wir kaum in der Freude unseres Herzens. Mit vereinten Kräften brachen wir die alten, rostzerfressenen Eisenstäbe bald entzwei, und als wir endlich erlöst, die erhabene Gegend im Scheine der untergehenden Sonne wieder vor uns liegen sahen, sandten wir aus vollem Herzen ein jubelndes „Glück auf“ in die Berge, daß das Echo noch lange den Wiederhall von Klippe zu Klippe trug.

In den nächsten Tagen beschäftigte ich mich angelegentlich mit den Proben der hiesigen Erze, erhielt aber im Ganzen nur wenig günstige Resultate. Dennoch arbeitete ich, aus Gefälligkeit gegen Ludwigs, der durchaus nichts vom Aufgeben des Minentreibens wissen wollte, einige Tage wacker mit drauf los, dann aber, die Nutzlosigkeit unseres Bemühens vollkommen einsehend, gab ich es auf, länger Geld und Zeit zu verschwenden, und entschlossen, dem Minenleben Valet zu sagen, ging ich noch selben Tags nach Iquique hinunter, meine Angelegenheiten in's Reine zu bringen.

Da, wo das Küstengebirge steil nach der Tiefe hin abstürzte, bewunderte ich auch heute, wie schon so viele Male, die grandiose, in ihrer wüsten Nacktheit und ihren kolossalen Dimensionen, einen wilden, melancholischen Eindruck machende Landschaft. Am Fuß eines jener mächtigen, vielarmigen Cactusse, des einzigen Gewächses, das selbst hier in der Wüste noch fortkommt, lag ich lange im Anblick der merkwürdigen Gegend verloren. Einen schauerlichen Reiz gewährte die Aussicht nach der Tiefe hin. Gleich winzigen, schwarzen Punkten erschienen die sich langsam fortbewegenden und von einer Staubwolke begleiteten Tropa's. Am Ende der grauen Ebene lag, dicht an der See, das noch grauere Iquique, im Hafen neben der von der Brandung wild umschäumten Insel die zahlreiche Schiffs- und Bootflotille und wie ein sich am Horizont weit dehnendes, phantastisches Ungeheuer die tiefblaue See, deren langer, weißer Brandungsgürtel dem sonst nur aus Gelbgrau und Tiefblau bestehenden Bilde, einen gar eigenen Reiz verlieh. Drüben im Westen tauchte die Sonne in die goldig blau schimmernde Fluth nnd ließ prächtige Tinten und Reflexe am wunderbar klaren Abendhimmel aufflammen; weiße Nebel schwankten heran und ballten sich unten in den Schluchten zu wunderlichen Formen und Figuren, während die eben

noch so blasse Mondscheibe mehr und mehr ihren magischen Schein über die wilde Gegend leuchten ließ.

Unten auf der See kam von Norden her, der Postdampfer in Sicht und ich eilte hinab. Bald waren meine Angelegenheiten geordnet und ich schied aus dem Minengeschäfte. Ludwigs, der hartnäckig seine silbernen Träume noch realisiren wollte, arbeitete mit unserem dritten Companero allein weiter. Nach zwei Jahren sahen wir uns in Callao wieder und mehr als einmal versicherte er mir, wie sehr er es bedauert habe, meinem Beispiele nicht gefolgt zu sein, indem er richtig noch weitere acht Monate Geld und Zeit verschwendete, ohne bessere Erfolge als die früheren zu erzielen. Schließlich verlor auch sein Compagnon die Geduld und die Gewerkschaft ging von selbst aus dem Leim.

Ein tüchtiges Feuer erlebte ich noch in Iquique, denn in einer der nächsten Nächte brannte in weniger als einer halben Stunde, eine vollständige Quadra ab. Bei dem gänzlichen Wassermangel war das nur zu natürlich, denn ehe die unten an der See gefüllten Wasserbehälter ankamen, war schon der ganze, von der Sonne bis zum Selbstentzünden ausgedörrte, hölzerne Häusercomplex, ein kolossaler Aschenhaufen. Ueber alle Beschreibung wild und toll, ging es bei diesem Brande her.

Noch einmal führte mich mein Weg in die Berge, in unsere erste Mine. Während Ludwigs dort Verschiedenes ordnete, bestieg ich eine der höchsten Bergspitzen, von wo aus ich einen entzückenden Rundblick über die rings ausgebreitete Wüstengebirgslandschaft genoß. Ich nahm Abschied von den drüben im Osten sich dämmernd hinziehenden, geheimnißvollen Schneebergen Boliviens; zum letzten Male schweifte mein Blick über die zahllosen, gelben Hochthäler und Schluchten bis dort hinüber, wo das graue, wüste Huantajaya seine gespenstischen Trümmer an den Hang des hohen, kreuzgeschmückten Berges lehnte. Wieder zogen die langen, weißen Nebelschleier um den räthselhaften Ort und über dem wallenden Meere ragte das mächtige Kreuz spukhaft drohend herüber, mit magischer Anziehungskraft meine Blicke fesselnd und ein Schauer überlief mich, wenn ich an jenes Abenteuer dachte, das so leicht für uns

verhängnißvoll werden, uns so leicht ein Grab in den Schrecken jener Tiefe hätte bereiten können.

Wieder unten angekommen, kehrte ich mit Ludwigs nach der Stadt zurück. Auf dem Wege dorthin lag die im Anfang dieses Capitels erwähnte Pulperia Don Antonio's, das Hospicio de Colon, in dem wir schon mancher Flasche den Hals gebrochen hatten. Auch heute lenkten wir unsere Thiere in dieser löblichen Absicht dem Hause zu. Ein recht blutiges, entsetzliches Bild aber war es, das ich an diesem, meinem letzten Tage in Peru, noch mit mir nehmen sollte. Schon von Weitem sahen wir durch die weit offene Thür Flaschen, Gläser, Blechbüchsen, Stühle und Tische wild durcheinander liegen. Neugierig traten wir ein — entsetzlich! Hinter dem Schenkstand lag mit zerschossenem, blutigen Haupte der arme Antonio. Das ganze Gesicht war schwarz gebrannt und einzelne Pulverkörner saßen noch in der Haut. Er war todt. Blutlachen hatten sich mit dem vergossenen rothen Weine gemischt und suchten — ein schauerlicher Anblick — langsam ihren Weg durch die Ritzen der Steinplatten. In einer Ecke lag der gewaltsam erbrochene Koffer des Unglücklichen, aber auch ohnedies sprachen alle übrigen Anzeichen für einen gewaltsam verübten Raubmord.

Vor Iquique begegnete uns der entflohene Gehülfe des Italieners mit einigen Soldaten, die sich nach der eben erfolgten Anzeige des Ersteren nach dem Schauplatz des Verbrechens begeben wollten. Der Gehülfe sagte aus, daß vor zwei Stunden ein halbes Dutzend verwegen aussehender Kerle, wahrscheinlich von den Salpeterminen, gekommen und nachdem sie einige Flaschen Rothwein geleert, überaus laut geworden wären. Endlich sei Einer der Männer aufgestanden und habe eine Büchse Sardinen verlangt. Er, der Gehülfe, habe in der Küche gestanden und durch die halboffene Thüre Alles mit ansehen können. Während nun Don Antonio sich mit dem Aufschneiden der Blechbüchse, — wobei er sich tief auf dieselbe herabbeugte, — beschäftigte, habe Jener plötzlich unter seinem Poncho einen Revolver hervorgezogen und auf Antonio gefeuert, der sogleich lautlos zusammengestürzt sei. Während die Banditen sich auf den Koffer, in welchem sein Herr sein Geld zu verwahren pflegte, stürzten, sei er durch die Hinterthür eiligst entflohen.

Ich hörte nie wieder etwas Weiteres über diesen Mord. Ob die Räuber von der Gerechtigkeit ereilt wurden, quien sabe — doch möchte ich es bezweifeln, da solche Fälle zu den Ausnahmen gehören, in Peru wenigstens, wo Gesetze sowohl, wie deren Handhaber Vieles zu wünschen übrig lassen.

Noch selbigen Tages begab ich mich, von einigen treuen Freunden begleitet, an Bord des Barkschiffes „Elena Wilson", welches, von einem mir befreundeten Capitain befehligt, mit Ballast nach Valparaiso segelte. Ich ging wieder zurück nach Chile, das mir unter allen bis jetzt kennen gelernten Ländern, noch am meisten zusagte.

Eigenthümliche Gefühle waren es, die mich bewegten, als ich am Besanmast lehnend, nach den weiter und weiter zurücktretenden Bergen hinüberschaute, in denen ich sechs Monate eines gar wilden, seltsamen Lebens zugebracht, eines Lebens, das bei allen seinen Schattenseiten dennoch einen eigenen Reiz für mich gehabt hatte. Wie grüßend schaute die diesen Morgen bestiegene ernste Bergspitze herüber — Ade Peru — tiefer sank die Sonne und nächtliche Schatten legten sich grau auf die höher und höher schaukelnden Wogen.... Ade. — Schon kroch die Dunkelheit bis an die höchsten, eben noch rosig glühenden Schneehäupter empor, sie in ein fahles Graublau hüllend, und kurze Zeit darauf war Alles verschwunden bis auf die wälzenden, phosphorisch leuchtenden Wellenkämme, über die das nächtliche Firmament sein zitterndes Sternenlicht goß.

VIII.

Valparaiso.

Die „Elena Wilson" war eines der besten, seetüchtigsten Fahrzeuge mit an der ganzen Westküste; leicht und in allen ihren Verhältnissen auf's Genaueste construirt, mußte sie bei einigermaßen günstigem Wetter ein nicht unbedeutender Schnellsegler sein, jetzt aber, bei dem ewig conträren Winde, mochte sich Gott unserer erbarmen. Volle zwanzig Tage dauerte es auch, ehe wir die langgestreckte Cordillerenreihe, von dem zweizinkigen Aconcagua überragt, in Sicht bekamen. Zwanzig Tage! Allerdings ein wenig viel, bedenkt man, daß der Dampfer kaum sechs derselben braucht, diese Strecke zurückzulegen. Unterwegs hatten wir uns die Zeit mit Harpuniren von Schweinfischen vertrieben, deren Fleisch — Zunge und Leber ausgenommen — jedoch zu thranig und trocken schmeckte, als daß es zu längerem Genusse hätte reizen können. Außerdem war es ein besonderes Privatvergnügen von mir, die häufig hier herumbummelnden Wallfische mit Flintenschüssen und Steinwürfen zu tractiren; doch ließen sich die plumpen, mächtigen Bursche deshalb wenig in ihren Morgenpromenaden stören, höchstens, daß sie verächtlich, gewaltige Wasserstrahlen emportrompeteten oder nach der Tiefe hin verschwanden, um wenige Minuten darauf ihre gebirgsgleichen Riesenrücken, oft unheimlich nahe, herauszuheben, bei welcher Gelegenheit man dann den ungeheuerlichen Körper in seiner ganzen erschreckenden Größe, in dem durchsichtig klaren Wasser beobachten konnte.

Es waren gerade zehn Monate seit meiner Abreise von Valparaiso verflossen. Wieder lag es vor mir mit seinen tausend niedrigen, sich amphitheatralisch die grünen Hänge hinanziehenden Häusern, seinen schlanken Thurmspitzen, seinen wunderlich variirten Balkonen, seinen zahl=

losen Gassen und Gäßchen, mit den tiefen, schluchtartigen „Quebradas“ dazwischen. Von den Höhen der, sanfte, gerundete Formen zeigenden Berge, drohen die seit der Beschießung durch die Spanier neu errichteten Festungswerke finster herunter; aus dem dunklen Grün hochgewachsener Cypressen leuchten die weißen Marmordenkmale der Friedhöfe und prächtige Landhäuser schauen stolz auf die zu ihren Füßen liegende Stadt. Weiter drüben, da wo die Berge weiter zurücktreten und der Strand breiter wird, blitzen im hellen Sonnenschein die Zinkdächer des „Almendral“, ein wirres Häusermeer, hie und da von einer Kirche, einzelnen zwei- und dreistöckigen Gebäuden sowie zahllosen Flaggenstangen — welche Letzteren fast keinem Hause fehlen und der Stadt dadurch ein eigenthümliches Gepräge geben — überragt. Gerade vor uns, gegenüber, liegt der zwar nur schmale, aus wenig Straßen bestehende, aber dennoch eleganteste und belebteste Stadttheil, meist zwei- und dreistöckige Gebäude, welche, in langem Häusergürtel, die weite, halbkreisförmige Bai umziehen und erst da enden, wo die mächtigen Trümmer der von den Spaniern zusammengeschossenen „Almacénes fiscáles“ ihre rothen Backsteinmauern emporheben. Sonderbar nehmen sich die Ruinen mit den hohlen Fensterreihen und den Schutthaufen, mitten in dem regen Verkehr der lebhaften Straßen aus. Auf der Bai selbst, sehen wir die langen Reihen der vor Anker liegenden Schiffe, vom kleinsten, die Küste befahrendem Schooner an bis zu den dreitausend Tonnen haltenden Panamadampfern, den monströsen, kanonengespickten Kriegsschiffen und den unheimlich aussehenden, nur wenige Zoll über das Wasser ragenden, schwarzen Monitoren mit den runden, verderbendrohenden Thürmen. Ankerwinden knarren, Kanonenschüsse donnern, Schiffe laufen aus und ein, da und dort schallt lärmender Gesang oder ein gerufenes Commandowort dazwischen, und über den sinnverwirrenden Spektakel hinaus schaut, hoch noch über das Mastengitter der Schiffe, die schneebedeckte Pyramide des Aconcagua ernst und majestätisch herüber.

In meinem kleinen, deutschen Gasthofe quartirte ich mich auch diesmal wieder ein, und während der vier Wochen, die ich dort wohnte, ehe ich eine mir zusagende Stellung gefunden, behalf ich mich, so gut es eben ging. Besagte Stellung fand ich als Zeichner in der „Oficina de los injenieros“,

wo ich namentlich mit dem Aufnehmen des Terrains, in der Nähe der schon erwähnten Almacénes fiscáles, zu thun bekam. Später bot sich mir auch noch Gelegenheit, an einer der ersten Schulen Valparaiso's Zeichenunterricht zu geben, so daß ich in pecuniärer Hinsicht mich wahrlich besser stand, als jüngst in den Silberminen Peru's. Eine zwar bescheidene, aber in reizender Lage gelegene Wohnung, bezog ich kurz darauf im Hôtel Lafayette. Das eigentliche Hôtel lag unten in dem vorhin erwähnten lebhaften Stadttheil, aber eine bequeme, mit einem Bretterdache versehene, hölzerne Treppe führte zu einem, hoch oben am Berge liegenden, zum Hôtel gehörenden Gebäude, das, einstöckig und mit einer Veranda geziert, eine lange Zimmerreihe enthielt, an deren südlichem Ende ich meine Wohnung hatte, und von wo aus ich, durch mein von Schlingpflanzen umsponnenes Fenster, das gleichsam den Rahmen des Gemäldes bildete, eine wundervolle Aussicht über die Stadt, die blaue, schiffbedeckte Bai und die gegenüberliegenden Cordillerenriesen genoß.

Deutsche giebt es genug hier, aber — du lieber Himmel! — da existirten Schuster- und Schneiderclubs, sowie Kaufmannsvereine, die sich je nach den Rangclassen wieder in aus reichen, wohlhabenden und kleineren Kaufleuten und Geschäftstreibenden bestehenden Unterabtheilungen schieden; ja die inneren Streitigkeiten all' dieser Parteien waren nicht unbedeutend, und mit Wehmuth dachte ich manchmal an Buenos Ayres, wo ein Club sämmtliche dortigen Deutschen vereinigte, ein Gemeingeist alle Gemüther beseelte, während hier Hader und Klatschereien, oft auch wohl Schlimmeres noch, die trennende Kluft mehr und mehr erweiterten. Wie ich später hörte, soll sich das glücklicherweise geändert haben und wird es wohl den angeseheneren Deutschen, unter denen ich einige sehr brave, einflußreiche Männer kannte, gelungen sein, jene Schuster- und Schneider-Clubs, — denn diese namentlich waren es, die nie Ruhe hielten, — zur Raison zu bringen.

Auch sonstige Fremde giebt es eine große Menge hier, wie denn auch der ganze Großhandel deßhalb ausschließlich in den Händen der Engländer, Deutschen und Franzosen ist. Die zahlreichen Tienda's der Straßenecken werden namentlich von Italienern gehalten. Der Verkehr

ist, besonders in dem unteren, am Strande liegenden Stadttheil, ein äußerst lebendiger. Durch die ganze lange, die Bai umziehende Hauptstraße rollen die Pferdeeisenbahnen, in denen man für fünf Centavos, — etwa ein und einen halben Silbergroschen — von einem Ende der Stadt bis zum anderen fahren kann. Die Zahl der ziemlich ordinären Droschken ist Legion. Reiter in der bunten, kurzen „manta", eilig rennende Geschäftsleute, Damen in der nationalen, schwarzen Mantille, die sie allerliebst umzuschlagen verstehen, fröhlich schwatzende, lachende Gruppen, braunen, hier wenigstens übereins gekleideten Militairs, von niedlichen, goldbetreßten Officierchen geführt, beleben die Straßen. Am Quai lehnen Gruppen müßiger Peone in Hemd, Hose oder Strohhut oder liegen faul in den heißen Sonnenstrahlen auf einem ausgebreiteten Poncho, während drüben von den beiden Docks „Santiago" und „Valparaiso" Gehämmer, Gerassel, mit dem unvermeidlichen Theergeruch dazu, herüberdringt. Um die Muelle selbst schaukelt die Flotille der Bootsführer, Leute in rothwollenen Hemden, die auf's Entsetzlichste Englisch radebrechen. Matrosen von Kriegsschiffen ziehen Arm in Arm singend und jubelnd durch die Straßen oder machen dieselben wohl auch in allerlei merkwürdigen Stellungen zu Pferde unsicher. Das Galoppiren innerhalb der Stadt ist streng untersagt, dennoch sprengen die übermüthigen Bursche wie toll dahin; links und rechts schwanken sie, bald diesen, bald jenen Bügel verlierend, wobei ihnen die Beinkleider hoch hinauf rutschen — so ein Ritt ist doch für einen Seemann das Köstlichste, was es nur geben kann — Gefahr? Du lieber Gott! Die Thiere werfen wahrhaftig Niemanden mehr ab; seit den vielen Jahren, die sie im Stalle des Pferdevermiethers sind, ist schon mancher Seemann auf ihnen herumgehopst, und wenn trotzdem einer derselben, wie es häufig vorkommt, mehr oder weniger sanft herabgleitet, so sind die unglücklichen Thiere gewiß nicht schuld daran. Dabei existirt ein ewiger Krieg zwischen der Polizei und den Seeleuten, und die blutigen Kämpfe, die sich nicht selten von den Tanzhäusern bis an die Muelle, ja selbst noch bis in die See hinein erstrecken, haben schon manches Unglück angerichtet.

Machen wir einen Spaziergang durch eine der Quebradas, nach den auf und in den Bergen liegenden Stadttheilen hin. Gleich

Schwalbennestern kleben hier auf Pfählen und Balken die meist kleinen Gebäude über einander. Cactus, Lorbeer und Myrthengebüsche beschatten weiter hinauf die kleinen, durch wild aufgewühlten Felsgrund sich ihren Weg suchenden Rinnsale. Ueberall wird vor den Thüren gekocht, gewaschen, genäht, überall flattert malerisch weiße Wäsche — das Getreibe und Geräusch der geschäftigen, brausenden Stadt ist verstummt; Valparaiso unten, das Valparaiso der Fremden ist hier nicht mehr zu erkennen. Wie freundlich liegt das Sonnenlicht auf den niedrigen, weißen Häusern mit den rothen Ziegeldächern, den großen, luftigen Fenstern und den gastlich offenen Thüren, aus welchen hie und da lustig auschende Guitarrenklänge, vermischt mit den rhytmuslosen Melodien der chilenischen Tanzweisen, herausdringen. Hier sehen wir die „Huássos", die diesen Morgen vom Lande hereingeritten kamen und nachdem sie ihre Producte abgesetzt, hier ein Stündchen der Ruhe pflegen oder Freunde, Verwandte und Bekannte besuchen wollen. Wie nachlässig und doch sicher sie dort auf ihren schlanken Pferden halten und ohne abzusteigen, Mate oder auch eine Tasse Kaffee trinken, den ihnen Dieser und Jener hinaufreicht, wobei fortwährend gelacht, geschwatzt und geplaudert wird. Stattliche Leute sind es, denen der breite Strohhut mit schmalem, langem Sammetband und der kurze, über die Schultern geschlagene Poncho, gar nicht übel steht.

Doch die Sonne sinkt eben hinter den ernsten Festungswerken; beeilen wir uns, nach der Stadt zurückzugehen. Unser Weg führt diesmal dnrch eine andere Quebrada, in deren Tiefe schon schwarzblaue Dämmerung herrscht. Auch über der Bai und den fernen Bergen ruht abendliches Dunkel, nur die rosenrothe Pyramide des drei und zwanzig tausend Fuß hohen Aconcagua leuchtet noch hell in den durchsichtigen, farbeglühenden Abendhimmel hinein, an dem rosige, kleine Wölkchen ihre ruhige, leise Bahn ziehen.

Musik, Jauchzen und Stampfen, von seltsam wildem, klatschendem Geräusch begleitet, dringt aus der Tiefe zu uns herauf. Es ist dies eine jener zweifelhaften Gegenden, wie sie in allen größeren, und namentlich Hafenstädten, mehr oder weniger zu finden sind; wo das entfesselte

Laster seine nächtlichen, bacchantischen Feste feiert und der Tummelplatz der wildesten Leidenschaften sich entfaltet.

Steigen wir hinab. Da liegen gleich links drei größere Bretterhäuser staffelförmig übereinander, merkwürdig durch ihre eigenthümlichen, seemännischen Bezeichnungen. **Main** top lesen wir an dem oberen, Foretop an dem mittleren und Californian dancing room an dem unteren der Gebäude, aus deren hell erleuchteten, offenen Fenstern, jener oben schon gehörte Spektakel dringt. Ueberall sitzen vor den Thüren cigarillorauchende Senoritas; Gruppen von Seeleuten treiben sich dazwischen herum, aber auch für die Landratten scheint diese Gegend eine besondere Anziehungskraft zu haben.

Eilen wir, aus dieser Nachbarschaft zu kommen. Doch Halt! Unser Weg führt uns gerade an der weit offenen Thüre des Californian dancing room vorbei, aus der die muntere, schnelle Weise eines irischen „Jig“ dringt. Einen Augenblick zaudern wir noch, indeß die Neugierde siegt. Wir wollen uns auch einmal die Nachtseiten des Valparaisoer Lebens ansehen. Aber ein unangenehmer Anblick erwartet uns gleich beim Eintritt in eine Art Vorhalle. Da liegen links auf einer Bank zwei blutbedeckte Matrosen, von ihren, ihnen hülfeleistenden Kameraden umgeben; eben noch im schönsten Boxen begriffen, sind sie auf einmal sehr stille Leute geworden. Der Eine da mit aufgeschwollenem, zerschlagenem Gesicht ist noch immer bewußtlos, während sein Gegner — der einen schweren Fall gegen die Wand gethan, sich eben mühsam erhebt und seine langsam zurückkehrenden Lebensgeister durch ein mächtiges Glas Gin, das ihm sein Kamerad darreicht, noch mehr zu sammeln sucht. Mit theilnehmenden, gutmüthigen Worten redet Letzterer mit dem noch immer stier um sich Blickenden, bringt seinen Anzug in Ordnung und zieht ihn fort in den Tanzsaal, wohin wir ihnen folgen wollen.

Eine tabakraucherfüllte, warme, spiritusduftende Atmosphäre schlägt uns entgegen. Vorwärts! und eine möglichst freie, unbefangene Miene angenommen. Sehen wir uns um. Da sitzt im Hintergrunde das aus fünf Mann und einem kaum fünfzehnjährigen, braunen Mädchen, bestehende Orchester, sowie an den Seiten des Raumes die nicht unbedeutende Anzahl der zweifelhaften oder vielmehr gar keinen Zweifel lassenden Damen.

In einem Nebenzimmer sehen wir die „Bar", wo die Seeleute ihr mühsam verdientes Geld, die Ersparnisse vieler Monate, oft an diesem einen Abend „spenden". Lauter, wilder Jubel schallt dort heraus, englische und amerikanische Seemannslieder, mehr geschrieen als gesungen, wechseln in rascher Folge. Jigs, Reels, Hornpipes und wie diese Tänze alle heißen mögen, werden von den lustigen Burschen mit wahrer Virtuosität getanzt und gestampft und Freund Paddy, dessen zerschlagenes Gesicht wir schon vorher kennen lernten, ist der Tollsten einer. Doch das sich sammelnde, chilenische Element verdrängt bald die fremden Tänze und nicht lange darauf hebt die eigenthümlich schöne Melodie der zama cueca an. Von schwirrenden Guitarrenaccorden und allerlei, den Tact markirenden, klappernden, rasselnden Instrumenten, auch wohl dem Händeklatschen der Zuschauer begleitet, geht dieselbe bald in den vielstimmigen, wildschönen Gesang über, nach dessen Weise die sich gegenüberstehenden Paare einander in den anmuthigsten, graziösesten Wendungen bald nähern, bald entfernen. Dann und wann auch werden die Stellungen ganz gewechselt. Wunderliche aber nicht unschöne Attitüden werden von den geschickten „bailadores" improvisirt, wobei namentlich die in den Händen der Tänzer und Tänzerinnen geschwenkten Taschentücher eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Sonderbarerweise bleiben die Tanzenden ziemlich ruhig, während gerade die Zuschauer oft in die größte Exaltation gerathen und durch beifällige, ermunternde Zurufe die Ersteren noch mehr anzufeuern suchen. Die Worte der Singenden erinnern an die reiche, blühende Sprache des Orients:

Ni Limache con sus quintas,
Ni Quillota con sus riégos,
Valen mas que el amor mio
Y mi joya de chilena
Son tus ójos dos brazitas
De purisima candela,
Mas me agrada mi gazela,
Que una copa de mistela.

Wie die kurzen, grellen Ponchos flogen, die schwarzen Mantillen wehten, die dunklen Augen blitzten und die noch dunkleren, fast blau=

schwarzen Locken der jungen Chileninnen, mit den brennend rothen Geranien darin, flatterten. Immer wilder steigert sich die Lust der Tanzenden und eine Art Wahnsinn scheint sich Aller zu bemächtigen. Wir haben genug. Hinter uns liegt der Tanzsaal und durch die nächtlich stillen Straßen dahinschreitend, erreichen wir kurz darauf ohne weitere Abenteuer unsere Wohnung.

Nicht jeder Abend aber endet so friedlich und nur zu gut noch erinnere ich mich jener Nacht, als ich mit einigen Freunden aus einer uns befreundeten Familie kommend, eine der berüchtigtsten Straßen passiren mußte. Mitten in derselben stolperte Einer von uns, ein junger Schweizer, über einen dunklen, im Wege liegenden Gegenstand, den wir beim Scheine eines angezündeten Streichholzes, als ein junges Mädchen mit durchstochener Kehle, erkannten. Sie war todt. Obgleich wir sofort Lärm schlugen, blieben doch die nächsten Häuser stumm und dunkel und wir mußten erst nach dem belebteren Stadttheil eilen, wo wir einen Polizeisoldaten an einer Ecke lungern sahen, dem wir das Gesehene mittheilten. Fluchend pfiff er seine nächsten Kameraden zusammen, worauf sie sich, von uns geführt, an den Ort des Mordes begaben und die Unglückliche nach der nächsten Polizeistation trugen.

Leider gehören solche Fälle, wo man Ermordete in der Nacht irgend wo in abgelegenen Straßen findet, durchaus nicht zu den Seltenheiten und wenn der Thäter nicht gleich auf der Stelle gefaßt wird, weiß er sich unter zehn Fällen sicher neunmal — dem in Südamerika allerdings etwas kurzen Arme der Gerechtigkeit, zu entziehen.

Dennoch hat es mir während meines Aufenthalts in Valparaiso recht gut gefallen, wie denn Chile überhaupt, trotz seiner mannichfachen Schattenseiten, immer noch sehr Argentinien oder gar Peru vorzuziehen ist. Warum sollte es mir auch nicht gefallen? Ich hatte eine angenehme, wenig zu wünschen übrig lassende, Stellung, eine allerliebste Wohnung, die Dejeuneurs und Diners im Hotel unten waren mehr als vortrefflich, Freunde und Bekannte besaß ich in Menge und einmal aus der schauerlichen Wüstennatur Iquiques und dem ungewissen Minenleben heraus, konnte man sich in dem grünen Lande und unter den geselligen Chilenen, schon wohl fühlen.

Drei Monate waren mir so in angenehmer, regelmäßiger Thätigkeit dahingegangen, als eines schönen Tages — Gott weiß warum — die öffentlichen Arbeiten wieder einmal eingestellt wurden, und eine Wiederaufnahme derselben vorderhand noch sehr zweifelhaft erschien. Wollte ich nicht müßig gehen, mußte ich mich nach anderer Beschäftigung umsehen. Der Zufall selbst bot mir die Hand dazu. Ich war schon längere Zeit mit einem Herrn von G. . . . aus Schlesien, der hier das Metier eines Photographen betrieb, befreundet. Spielend hatte ich nach und nach die Photographie, für die ich immer ein lebhaftes Interesse hatte, von ihm gelernt, und als mir von G. . . . eines Tags den Vorschlag machte, als Compagnon mit ihm gemeinschaftlich das Innere Chiles zu bereisen, besann ich mich nicht lange, schlug ein, und — schnürte mein Bündel auf's Neue. Gewaltige Reisepläne hatten wir vor. Wir wollten Chile, von Süden nach Norden, in seiner ganzen Länge durchziehen; in allen größeren Städtchen eine Zeit lang photographiren, uns dann in Caldera nach Bolivien oder Peru einschiffen, als nomadisirende Photographen die Küstenstädte bereisen, und schließlich im Inneren letztgenannter Länder große, landschaftliche Naturansichten aufnehmen, deren vortreffliche Verwerthung in Europa von G. . . . nicht genug rühmen konnte. Ein recht schöner Plan aber — es sollte ganz anders kommen.

IX.

San Felipe. Santiago. Ritt von Llaillai nach dem Norden. Eine Nacht unter Räubern. Die Kupferschmelze der Gebrüder G.... Combarbalá. Manquegua. Fortsetzung meiner Reise nach dem Norden, und Einschiffung nach Peru.

In rother Gluth flammte Valparaiso, als wir am Abend unserer Abreise im Eisenbahncoupé saßen und mit staunendem Entsetzen auf die brennende Stadt und die weite, feuerstrahlende Bai blickten. Der ganze „Cerro de Concepcion“ — mehr als siebzig Häuser — stand in Flammen und gewährte uns, die wir langsam den Strand entlang fuhren, ein ebenso schreckliches, als schönes Abschiedsbild.

Erst hinter „Vina de mar“, wo der rothe Schein, von hellem Mondlicht überstrahlt, mehr und mehr erlosch, wandte ich, während v. G. . . ., den Poncho über den Kopf gezogen, sein Schläfchen machte, meine Aufmerksamkeit der paradiesisch schönen Gegend zu. Wie im Traum flogen die reizenden Fluren Limaches und Quillotas an mir vorüber; berauschende Blüthendüfte drangen durch das weit geöffnete Coupéfenster und dort, weit vor mir noch, dämmerten wieder einmal jene langgestreckten, zackigen Bergketten, wie sie keinem der inneren Länderstriche an der Westküste Südamerikas fehlen. Gegen ein Uhr Nachts erreichten wir Llaillai, das Ziel unserer heutigen Fahrt. Von hier aus gedachten wir folgenden Tages per Diligence, nach dem vier Leguas seitwärts gelegenen San Felipe, wo wir unsere phothographische Thätigkeit beginnen wollten, zu fahren. In einem kleinen Hotel, bei dem noch kleineren Bahnhofe, brachten wir den Rest der Nacht zu.

Von der Willkühr chilenischer Privatdiligencen kann man sich keinen Begriff machen. Nicht weniger als sieben Pesos mußten wir für die

drei, unsere Apparate und Chemikalien enthaltenden Koffer, zahlen. Allerdings waren dieselben schwer genug, aber doch in keinem Verhältniß zu jenem unverschämten Preise, den wir trotzdem erlegen mußten, denn sitzen bleiben konnten wir doch auch nicht.

In brütender Sonnenhitze rumpelten wir endlich los. Ja, das war wieder derselbe Weg, den ich vor Jahresfrist mit dem Professor und dem Genuesen herabgekommen war, noch ganz derselbe, fatale Staub, der uns bald über und über mit einer gleichmäßig grauen Schicht überzog und herzlich froh war ich, als bei einer Biegung des Wegs der weiße kleine Kirchthurm San Felipes, aus den Blätterkronen dichtbelaubter Feigenbäume auftauchte. Da lag auch, rechts am Wege, die alte Silbermine, an deren Schutthalden der Rio Aconcagua seine silberhellen Wellen dahin strömte, und dort hinten — in überwältigender Größe, die vom Rücken bis zum Fuße sichtbaren Cordilleren mit dem jetzt anscheinend so nahen Aconcagua, dem schneegekrönten König der rings starrenden Bergwelt, der hoch noch über die Pappeln der stattlichen Alameda, sein doppelzinkiges Haupt in den Aether hob.

Am Hôtel frances, an der Ecke der baumbepflanzten Plaza, setzte uns die Diligence ab. Monsieur Albert le Breton, ein alter, knebelbärtiger, jovialer Bretagner, der Besitzer desselben, empfing uns mit echt französischer Höflichkeit, und nicht lange darauf waren wir in ein paar Parterrezimmern nach dem blumengeschmückten Patio hin, behaglich eingerichtet.

In den folgenden Tagen beschäftigten wir uns angelegentlich mit der Einrichtung eines Dunkelzimmers, packten aus, ordneten Dies und Jenes und schon zwei Tage später standen Hintergründe, Säulenstücke Portière und Maschine unter der breiten Veranda des inneren Hofes zum Gebrauche bereit, während an den Straßenecken gedruckte Anschläge die wir von Valparaiso mitgebracht, Wunderdinge verhießen.

Unsere photographische Thätigkeit wurde denn auch — namentlich Anfangs — von den besten Erfolgen gekrönt und wir sahen der Zukunft vertrauensvoll entgegen. Den Tag über hatten wir genug zu thun, all' die geputzten Caballeros und Senoritas „abzunehmen", unter welchen Letzteren es zuweilen wirklich wunderschöne Gesichter gab. Manches

Bild rebosogeschmückter Mädchen und schwarzbärtiger, bronzefarbiger Männergestalten, in der kleidsamen Nationaltracht, habe ich aus jener Zeit aufbewahrt und bei ihrem Anblick erinnere ich mich mit stiller Freude der lustigen Abende in San Felipe, wenn wir nach vollendeter Tagesarbeit uns in die Sättel schwangen, weite Spazierritte durch die üppig prächtigen Umgebungen unternahmen oder einige Familien, mit denen wir während unseres Aufenthaltes bekannt und befreundet geworden waren, besuchten, in deren Kreise wir nicht selten mit den dunkeläugigen Schönen die Zama cueca, scherzweise auch Sambacueca genannt, tanzten. Glückliche Zeit von damals!

San Felipe ist wie alle chilenischen Städte, in regelmäßige Quadras oder „Blocks", wie die Deutschen in Nordamerika sagen, gebaut. Die Häuser niedrig, weiß, mit großen, vergitterten Fenstern, kühlen, oft wunderlich mit Steinen und Knochen gepflasterten Höfen und meist großen, mit Feigen und Pfirsichbäumen, dichten Weinpflanzungen, Trauerweiden und Palmen bestandenen Gärten, breiten sich lang und bequem in der üppigen, flußdurchströmten Ebene dahin, welche — ein merkwürdiger Contrast — von hohen, dürren, nur wenige, farblose Vegetation zeigenden Bergen eingefaßt wird.

Sonst ist San Felipe ein recht lebhaftes Städtchen, treibt Handel mit Wein, Honig, Vieh rc., ist auch Station für die nach und von Argentinien reisenden zahlreichen Tropa's, die von wildaussehenden, bärtigen Arrieros geleitet, die Berge hinauf und hinab klingeln. Auf der Plaza giebt wohl auch das Musikcorps der hier garnisonirenden Handvoll Soldaten gegen Abend Concert. Dann füllen sich die grünen Bänke unter den doppelten Baumreihen, Damen in eleganter, rauschender Toilette oder der einfacheren, schwarzen, spitzenbesetzten Mantille, von lächelnd plaudernden, cigarettenrauchenden Caballeros begleitet, spazieren vorüber; Reiter in Poncho und Sombrero, ehrwürdige Padre's, fröhliche, braune Kinder, hie und da auch ein vereinsamter Europäer, Alles lauscht vergnügt den lustigen Klängen des „Kußwalzers" und den freilich etwas verstümmelten Melodien eines Potpouri's aus „Tell", womit das Concert soeben seine Leistungen beschließt. Wie lebendig der Platz ist! Vor den Thüren sitzen gemüthlich in Hemdärmeln ganze Familien; Gruppen

junger Leute treiben sich zwischen ihnen herum, hie und da traben über und über mit frisch gemähtem Grase beladene, von Knaben geleitete Maulthiere vorüber, Guitarren klingen, fröhliche Stimmen lachen und schwatzen, das durch die Straßen strömende Wasser rauscht dazwischen, und während die Nacht rasch über das ganze geräuschvolle Treiben sinkt, die überall aus Höfen und Gärten dringenden Blüthenarome fast betäubend wirken, glühen die riesigen Bergspitzen der langgestreckten, ernsten Cordilleren in wunderbar rosigem Scheine herüber. Welch ein Bild! Wie gebannt hängt der Blick an den, wie in flüssiges Kupfer getauchten Schneegraten des Aconcagua; sie sind Alle nach und nach erblaßt, seine Nachbarn, ein Berghaupt nach dem anderen sank in fahles Dunkel und doppelt schön strahlt sein mächtiges Schneelager über die schlummernde Bergwelt hinaus. — Da! — sieh, wie die grauen Schatten empor eilen und den Gluthschimmer höher und höher drängen bis auf die höchste Spitze, wo er, ein feuriger Punkt, noch einen Augenblick weilt und dann verschwindet. Es ist tiefe Nacht. Aber noch lange, oft bis gegen Morgen, währt das Leben auf der Plaza, in den Straßen und Häusern, dann verstummt es allmählig, — still und stiller wird es, bis nur noch — —:

— — die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Das ist ein Abend in San Felipe.

Zu Pferde machte ich mit v. G.... häufig Ausflüge nach Los Andes, wo ich mein altes Hotel wieder aufsuchte und erinnerungsvoll hinüber schaute nach den schneegeäderten Riesenbergen, die ich ein Jahr vorher herabgekommen war. Ich redete mir ein, jene Wolken dort hinter dem grimmen Tupungato, seien von den unendlichen Flächen der Pampas aufgestiegen und rief ihnen Grüße zu, an die graswogende Steppe, an San Juan, Cordova, Buenos Ayres und die Freunde da drüben. Recht lebhaft wieder traten mir die, jenseit der Cordilleren gesehenen Bilder und Scenen entgegen; namentlich war es die Banda oriental, an die ich immer und immer wieder denken mußte, und Vieles hätte ich darum gegeben, hätte ich in diesem Augenblicke dort sein und meine deutschen Freunde umarmen können.

Dann und wann auch besuchte ich, bald allein, bald mit v. G....

die kühl gelegenen, ganz unter Weinlaub versteckten Bäder unten am Flusse. Stundenlang lag ich oft, während die Sonne draußen heiß herniederbrannte, unter dem dichten Laubgewölbe, in dem wunderbar klaren, frischen Wasser und horchte den eigenthümlichen Klängen der von den Badegästen unter der schattigen Veranda des „Banos“ gesungenen „tonadas“, oder schaute hinauf in das grüngoldige Blätterdach, durch das einzelne Sonnenstrahlen spielten und schillernde Kreise auf die leise rauschende Fluth malten. Und wie trefflich mundeten dabei die prachtvollen, von dem freundlichen alten Badebesitzer gebotenen „Sandias“, die gewaltigen Wassermelonen, die nach dem Bade genossen werden mußten. Schöne Zeit, daß du so bald enden mußtest!

Ich begann, nun schon über drei Monate hier, mich allmählig recht heimisch zu fühlen und würde mit Vergnügen noch einmal so lange hier geblieben sein. Da aber kam das Schicksal rauh und kalt, und griff hinein mit eiserner Hand in unser harmloses, photographisches Dasein; v. G.... erhielt einen Brief, in Folge dessen er zurück nach Valparaiso mußte. Specielle Angelegenheiten, die weiter nicht hierher gehören, machten seine Anwesenheit dort auf Monate nöthig. Allerdings hätte ich nun das Geschäft auch in seiner Abwesenheit weiter führen können, aber einmal hatten wir das Städtchen schon ausgenutzt; was sich photographiren lassen wollte, hatte es gethan, und dann auch hatte ich mir gleich nach meiner Ankunft hier einen größeren Dallmeier'schen Tripletapparat von Deutschland aus, nach Tacna in Peru, an einen Freund v. G....'s bestellt, den wir später auf unserer Reise nach Peru und Bolivia, dort in Empfang nehmen wollten. Nach Peru mußte ich also, doch versprach mir mein Compagnon beim Abschied, wenn er es einigermaßen möglich machen könne, mit mir dort wieder zusammenzutreffen. Seine Apparate nahm v. G.... mit nach Valparaiso, und so saß ich denn da, an Erfahrungen reicher, an baarem Gelde ärmer. Nach Valparaiso mochte ich unter diesen Umständen nicht zurück; im Gegentheil gedachte ich den vom Schicksal gestörten Plan, soweit er die Landreise durch Chile betraf, nun erst recht auszuführen. Ich hatte ja Zeit. Vor Ablauf von vier Monaten konnte der Apparat nicht in Tacna sein. Coquimbo — ein Hafen des nördlichen Chile — gedachte ich zu Pferde in circa acht Tagen zu

erreichen; war mir das Glück günstig, konnte ich dort so lange eine Stelle annehmen und dann später mit dem Dampfer nach Arica, dem Hafen von Tacna, gehen. Ohne vorgreifen zu wollen, erwähne ich gleich hier, daß ich mich wieder verrechnete und Coquimbo, statt in acht Tagen, erst nach fünf Monaten, im August 1868, zu sehen bekam.

Von meinem Wirth kaufte ich mir einen kleinen, prächtigen Schimmel mit Sattel, Zaum und Alforchas, in welchen Letzteren ich die unentbehrlichsten Sachen packte — alles Uebrige sandte ich an einen Freund in Valparaiso, der es mir später nachschickte — und lustig und wohlgemut trabte ich eines schönen Morgens die Alameda hinab. San Felipe lag hinter mir. Bald hatte ich wieder die Eisenbahnstation Llaillai erreicht. Sollte ich aus Chile gehen, ohne seine Hauptstadt Santiago gesehen zu haben? In drei Stunden konnte ich es mit dem um Mitternacht von Valparaiso ankommenden Zuge bequem erreichen. Nein! Santiago mußte ich sehen. In einer von einem Arriero gehaltenen Posada, wo ich auch mein Pferd ließ, schlief ich ein paar Stunden und war um zwölf Uhr pünktlich auf dem Bahnhofe.

Bald erschienen denn auch die rothen Laternenaugen des Trains in der Ferne und nicht viel später saß ich gemüthlich in eine Ecke gedrückt im Wagen, und rollte durch die liebliche Sommernacht dem am Fuße der Anden liegenden Santiago zu.

Die Bahn zwischen Valparaiso und Santiago ist eine der complicirtesten der Erde; immer zwischen mächtigen Felskolossen sich hinwindend, muß sie eine Menge Terrainschwierigkeiten mittelst bedeutender Steigungen, Viaducte und Tunnel überwinden. Wir hatten aber auch nicht weniger als drei Locomotiven vorgespannt und ein wildphantastisch schöner Anblick war es, wenn man sich aus dem Wagenfenster bog und die riesig lange, schwarze Wagenschlange mit den drei zischenden, funkensprühenden Ungeheuern vorn beobachtete, wie sie jetzt hohl und schauerlich über tiefe, anscheinend bodenlose Abgründe hinweg- und dann wieder dumpf donnernd in lange Tunnel hineinraste.

In grauer Morgendämmerung kamen wir auf eine weite, baumreiche Hochebene. Im Hintergrunde zeigten sich lange, vielfach gezackte Bergketten und im Vordergrund links erhoben bleiche Schneeriesen ihre

wild zerrissenen Massen. Dort lag auch Santiago; am Fuße der Berge dehnte es sein weißes Häusermeer weit dahin. Kirchen, Paläste und Palmen ragen hoch über dasselbe hinweg in den blauen Himmel hinein. In der Mitte der Stadt springt ein äußerst felsiger, spitzer Hügel empor, der Cerro de la molina, von dessen Gipfel man einen reizenden Blick über die Stadt und Umgebung genießt.

Ich ging in das mir vom Hörensagen bekannte Hôtel de los hermanos an der Ecke der Calle del estado, wo namentlich Europäer verkehrten. Fast eine Woche blieb ich hier, während welcher Zeit ich die Stadt nach besten Kräften durchlief und kennen lernte. Sie hat entschieden gar keine Aehnlichkeit mit Valparaiso; da sind nicht mehr die bald großen, bald kleinen hölzernen Häuser, nicht mehr die unregelmäßigen, oft sehr steilen Straßen des Letzteren. Große, regelmäßige Quadra's, weißsteinerne, palastähnliche Bauten, lange, schnurgerade Straßen, rechtwinklige Plätze mit doppelthürmigen Kirchen und Hallengebäuden sind namentlich Santiago eigen. Auf der Plaza de armas, die von Palästen umgeben und mit prächtigen Springbrunnen und Gartenanlagen geziert ist, wogt ein reges Leben, denn hier münden die Hauptstraßen Santiago's. Ueber die oft sehr hohen, massiven Gebäude hinweg, ragen noch viel höher die mächtigen, schneegesprenkelten Berge herüber und fast jeden Abend bietet sich hier das zauberisch schöne Schauspiel des Alpenglühens.

Der eleganteste und belebteste Stadttheil Santiago's aber ist die „alameda“, ein von vierfachen Pappelreihen eingefaßter, schnurgerader, die Stadt in zwei Hälften theilender Spazierweg, der, wasserdurchströmt und mit einer Menge Statuen, Bassins und Ruhebänken versehen, seines Gleichen in ganz Südamerika nicht hat. Prachtvolle Gebäude, Villen und Kirchen, reihen sich zu beiden Seiten des gewaltig breiten, menschendurchwogten Weges, und im Hintergrund der endlosen Perspective dräuen die röthlichgrauen Porphyrmassen der Cordilleren ernst und majestätisch herüber.

Unerträglich warm ist es dabei und kaum glauben wir den Worten eines Bekannten aus Valparaiso, der uns erzählt, daß im Winter der Schnee oft halbe Tage lang auf den Dächern der Häuser liegt. Der dunkle Raum einer der weit offenen Kirchen soll uns einen Augenblick

vor den heißen Sonnenstrahlen schützen. Treten wir ein. Die tiefe Stille, nur unterbrochen durch den eintönigen, aber nicht unschönen Gesang des Priesters und die schattige Kühle bilden einen angenehmen Gegensatz zu den sonnendurchglühten, lärmenden Straßen draußen. Und sieh! Da knien auf dem Steinboden oder kleinen, mitgebrachten Teppichen die frommen Damen Santiago's, in weißen und schwarzen Manto's, mit den niedlichen Fingern gar eifrig den Rosenkranz betend. Fama sagt, daß in Santiago die schönsten Mädchen Chile's zu finden seien, und wahrhaftig! es muß so sein. Classisch schöne Figuren sind es, mit dunklen, mandelförmigen Augen, üppig schwarzem Haar und allerliebsten Füßchen. Mit dem Anstand von Königinnen bewegen sie sich, von alten, ehrbaren Duena's gefolgt, durch die Straßen. Fama behauptet aber auch, daß das so häufige Kirchengehen der Senorita's seinen Grund in dem Umstande habe, daß die heiligen, gottgeweihten Räume von ihnen gern als Stelldichein mit ihren Cavalieren benutzt würden. Ganz ist diese Behauptung nicht aus der Luft gegriffen, soviel weiß ich, doch — no se debe meterse en asuntos de las mujeres.

Ich besuchte die Familie meines Freundes Ludwigs, schauerlichen Angedenkens von Huantajaya her, deren sämmtliche Mitglieder sehr besorgt um ihn waren. Er weilte noch immer in Iquique. Einmal auch ging ich in's Theater, wo ich bei Verdischer Musik mich herzlich langweilte. Ebenso bemühte ich mich nebenher, vielleicht eine Stelle zu finden, erreichte aber nichts, und als ich fünf oder sechs Tage — genau weiß ich es nicht mehr — in Santiago zugebracht hatte, eilte ich zurück nach Llaillai, sattelte meinen Schimmel und ritt eines schönen Morgens mutterseelenallein in die Berge gen Norden hinein, dem über dreihundert englische Meilen entfernten Coquimbo zu.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, eine weite, wilde Gegend vor sich liegen zu sehen mit dem Bewußtsein, dieselbe ohne Weg und Steg zu kennen, durchziehen zu müssen. Wege? Du lieber Himmel! die gab es nicht für den eine größere Tour verfolgenden Reisenden und die zahllosen, kleinen Gebirgspfade zwischen einzelnen Hacienda's und Minen machten Einen nur erst recht confus. Allerdings existirte ein sogenannter „Camino real“ weiter unten an der Küste; der lag mir aber zu weit ab

und außerdem kannte ich diese Caminos reales, die so gut wie gar keine Wege waren. Und lag doch auch gerade in der Unbestimmtheit dieser Tour ein eigener Reiz; hinter jenen Bergen dort muß es ganz besonders schön sein, — irgend ein Wunderland muß sich dort aufthun, denken wir, und haben wir auch schon Hunderte von Meilen zurückgelegt, ohne jenes Eldorado gefunden zu haben, trösten wir uns doch noch in der Hoffnung, daß es nun bald kommen müsse, morgen, übermorgen, und — es kommt nie.

Ich passirte den, tosend durch mächtige Geröllager strömenden Rio Aconcagua, und kam dann in ein weites, nach Norden verlaufendes Seitenthal desselben. Hohe, steile Wände und mächtige Bergrücken schlossen es ein. Gegend Abend erreichte ich das aus Lehmhütten bestehende, sich lang im Thale hinziehende Dorf San Antonio, wo ich in dem Rancho eines Schmiedes, der nächsten Morgen mein Pferd — was sonst nicht gebräuchlich, hier aber der langen Reise wegen nöthig war — beschlagen sollte, zubrachte.

Auf weichen Fellen, mit meinem Poncho zugedeckt, schlief ich bis in den hellen Morgen hinein. Dann wurde mein Schimmel beschlagen, mein Trinkhorn mit Wein gefüllt, auch etwas Charque gab mir mein gefälliger Wirth noch mit, und kurze Zeit darauf fand ich mich wieder auf meinem in's Blaue hineinführenden Wege. Immer gen Norden ging es, über Thäler und Flüsse hinweg, an steilen Berghängen hin, und über noch steilere Felsenrücken hinüber. Meine Wegweiser waren die rechts sich hinziehenden Cordilleren und links, tief unter mir, die langen Nebelstreifen der für mich unsichtbaren See und parallel zwischen ihnen durch ritt ich, unbekümmert um die hie und da erscheinenden Pfade, geradeaus, meinem Reiseziel, Coquimbo entgegen.

Bei einem hohen, kegelförmigen Trachytberge, an dessen Fuß die Hütte eines alten Ziegenhirten lag, machte ich Mittags Halt. Der Alte, der mich in meinem breiten, allerdings arg mitgenommenen Sombrero, dem nicht minder bös' zugerichteten Poncho, den klirrenden, eisernen Sporen und dem langen Dolchmesser in meinem Gürtel, mindestens für einen Salteador nehmen mochte, war erst sehr mißtrauisch, kaum aber merkte er, daß er einen „Gringo“ vor sich hatte, als er auch der freund-

lichste Mensch wurde, tausend neugierige Fragen that, und als ich deren Beantwortung bis nach dem Essen — ich war tüchtig hungrig geworden — hinausschob, sich beeilte, eine seiner Meinung nach gewiß vortreffliche „comida“ aufzutragen. Eine große Holzschüssel, in der unterschiedliche, dunkle Fleischbrocken in einer, jeder Beschreibung spottenden, Brühe herumschwammen, kam auf den Tisch. Mein Alter setzte sich mir gegenüber, und nachdem er die Holzlöffel noch vorsichtig an seinem fettglänzenden Unaussprechlichen abgewischt, gab er mir einen derselben und forderte mich auf, zuzulangen, wobei er mit gutem Beispiele voranging. Ich fuhr nun auch hinein in die geheimnißvolle Brühe und kostete — aber — tausend Teufel! war die gepfeffert! Ganze Hände voll Achischoten hatte der braune Bursche hineingethan. Erst lachte der alte Vaquero, als aber all' sein Zureden und Spötteln, doch weiter zu essen, nichts helfen wollte, wurde er ärgerlich und behauptete, ich verstände nichts von solchen Sachen, das Gericht wäre vortrefflich. Ich war aber nicht zu bewegen, noch einmal seinen Holzlöffel zu gebrauchen und begnügte mich lieber mit einer Schale Ziegenmilch, wozu ich rohen Charque kaute. Nach einer Stunde weiterer Rast, während welcher ich den zahllosen Fragen des neugierigen Alten gerecht zu werden suchte, brach ich auf. Mein Wirth, dem ich ein paar Realen gegeben, begleitete mich noch ein Stück Wegs und zeigte mir dann die Richtung nach Alicagua, einer Hacienda, die ich passiren mußte, und wo ich zu übernachten gedachte.

Heiß brannte die Mittagssonne auf mich herab, während ich langsam bergaufwärts klomm. Wie das strahlte und glühte auf dem staubigen Wege und den bläulich schimmernden Trachytfelsen, die hie und da aus den wirren Quillaidickichten nackt aufragten. Die Luft zitterte ordentlich vor Gluth.

Nichtsdestoweniger hatte ich noch einen Begleiter, nämlich einen — Fuchs, der mir beständig in Steinwurfsweite folgte. Hielt ich einmal an, so unterbrach auch er sofort seinen langsamen Trott, um mißtrauisch die Nase zu heben und nach mir herüber zu wittern. Setzte ich mich dann wieder in Marsch, so folgte er wie ein Hund, unverdrossen von Neuem. Reineke mußte äußerst neugierig sein.

Endlich erreichte ich die Höhe. Ein neues Landschaftsbild that sich vor mir auf, während das vorherige, nach wenig Schritten abwärts, hinter mir versank. Ich kam in ein tiefes, waldiges Thal, schmal zwar, aber sanft abfallend, so daß ich ziemlich rasch vorwärts traben konnte. Mit sinkender Sonne wurde auch die Luft kühler und gerne ließ ich meinem ungeduldig unter mir tanzenden Thiere die Zügel. Rechts und links flogen die grünen Thalhalden an mir vorüber, da und dort lugte zwischen den Einsenkungen ein weißes Schneehaupt oder rauschten Gießbäche schäumend hernieder. Vor mir, noch ziemlich weit entfernt, erschienen die plumpen Wände des Alicaguathales, auf welche die untergehende Sonne tiefwarme, rosige Lichter hauchte.

Unermüdlich trabte mein Schimmel dahin, und mit Dunkelwerden erreichte ich Alicagua, die erwähnte Hacienda. Alles schien aber schon zur Ruhe zu sein, denn auf mein Anrufen rührte sich nichts, ein paar halb verhungerte Hunde ausgenommen, die einen heillosen Spektakel vollführten. Lange hielt ich mich aber nicht auf, ob ich da drinnen auf irgend einer alten Matte oder draußen im Walde schlief, blieb sich am Ende ziemlich gleich. War doch die Mondnacht so lind und warm, dufteten doch Büsche und Bäume so verführerisch angenehm, daß ich eigentlich von selbst schon auf den Gedanken, im Freien zu campiren, hätte kommen sollen. Den Kopf meines Pferdes dem Flusse wieder zuwendend, ritt ich deßhalb vorsichtig durch die breiten Geröll- und Geschiebelager, passirte die ziemlich heftige Strömung und erreichte wohlbehalten das andere Ufer, wo ich auf einer kleinen Lichtung absattelte. Gras gab es zwischen den terpentinartig riechenden Büschen genug, und während mein Schimmel, den ich an meinen langen Lasso gebunden, eifrig die besten Stellen abweidete, beschäftigte ich mich mit einem Stück trockenen Charque's, trank einen Schluck „Mosto" aus meinem Horn dazu und streckte mich dann auf mein ausgebreitetes Sattelzeug. Dann und wann kam mein treues Thier an mich heran und stieß mich mit seiner Nase sanft an den Kopf, wie um sich zu überzeugen, ob ich auch noch da sei Unter dem monotonen Rauschen des Flusses schlief ich endlich ein.

Frühmorgens, ehe noch die Sonne in das Thal schien, war ich wieder im Sattel und trabte, um die steifen Glieder etwas geschmeidiger

zu machen, ziemlich schnell weiter. Bei einer Hütte, vor derem Eingang ein paar alte Leute ein loderndes Feuer unterhielten, machte ich einen Augenblick Halt, um einen heißen Mate zu saugen, während mein „Tordillo" einige Maiskolben knabberte. Dann kam ich in ein Seitenthal des Alicagua, passirte einen riesigen, domförmigen Berg und erklomm schließlich wieder eine Cuesta, auf deren anderer Seite ein weites muldenförmiges Thal erschien. Seitwärts, rechts, fielen die Cordilleren in mächtig breiten Wänden steil nach der Tiefe hin ab; weiße Wolkenmassen zogen an ihnen hin und ein Gewitter schien sich dort bilden zu wollen.

Im Thale forttrabend, kam ich spät Nachmittags nach Petorca, einem kleinen Städtchen, von dem das Größte jedenfalls die Plaza war. Bei einer gutmüthigen, alten Frau, die einen kleinen Kramladen nach der Straße hin hatte, blieb ich über Nacht. Eine Posada gab es in Petorca nicht.

Das Morgenroth fand mich schon wieder auf meinem Wege nach dem Norden.

Der Leser erläßt mir gewiß die Schilderung all' der tausend Einzelheiten über Essen, Trinken, Nachtquartier 2c., wie sie eine solche Reise eben mit sich bringt; ich beschränke mich deßhalb blos auf die bemerkenswerthesten Dinge meiner Tour, ohne jeden Tag speciell vorzunehmen.

Eine wilde, einsame Gegend war es, die ich während der nächsten Tage durchritt. Steil sich aufthürmende, von Buschwerk, Cactussen, Cartons und toll durcheinander geworfenen Steinblöcken, bedeckte Berge, deren Gipfel oft durch Wolkenmassen verschleiert waren; scharf gerissene, tiefe Thäler mit meist wenigem aber wunderbar klarem Wasser, manchmal auch ein reißender Cordillerenstrom; da und dort an den Ufern desselben eine Gruppe Ranchos mit saftig grünen Weideplätzen oder an den Hängen springende Ziegenheerden, von braunen, zerlumpten Jungen und skeletartigen, bissigen Hunden gehütet, das waren so ungefähr die Bilder, wie sie jetzt in wechselnder Reihenfolge an mir vorüberzogen. Freundlicher gestaltete sich schon die Scenerie in den Hauptthälern; die Flüsse, in tausend Wasseradern getheilt, bewässerten so weit als möglich die breiten Uferebenen,

die, vom saftigsten Grün, vom herrlichsten Baumwuchs bedeckt und mit weißen Häuserfragmenten untermischt, wahrhaft paradiesisch erschienen. Auch Schmelzwerke mit hohen Schloten, mächtigen Reisig- und Holzhaufen oder einzelne Minen mit hell schimmernden Halden, zeigten sich bisweilen und brachten Leben und Abwechselung in die Landschaft. Dann aber wieder kamen Gegenden, wo ich tagelang keine menschliche Wohnung sah und der leise durch die Büsche schleichende, graue Fuchs oder ein scheu über den Weg setzendes Guanaco, die einzigen lebenden Bewohner zu sein schienen. Ich schlief, wenn ich Glück hatte, in einem der da und dort an meinem Wege liegenden Ranchos, gewöhnlich aber im Freien unter dem klaren Sternenhimmel. Die Eigenthümer der Ranchos, meist „Inquilinos", Untergebene eines größeren Hacendados, nahmen mich fast immer gastfreundlich auf, bewirtheten mich mit Suppen, wie die meines alten Vaqueros hinter San Antonio, gekochtem Charque, in der Asche gebackenem, weißem Brode und Mate. Manche nahmen Geld, manche auch nicht. War das Souper zu Ende, die Cigarillos in Brand gesetzt, dann kamen gewöhnlich ein paar alte Ziegenhirten mit zerfetzten Ponchos und noch zerfetzteren, konischen Strohhüten, kauerten um den mit glühenden Kohlen gefüllten Brazero, brachten auch wohl noch ein halbes Dutzend Weiber, Kinder und Hunde mit, welche Letzteren aber nur geduldet und alle Augenblick einem soliden Fußtritt ausgesetzt waren, welcher sie jedoch nicht hinderte, immer wieder von Neuem sich an das Feuer zu drängen, um möglicherweise einen Bissen Charque zu erhaschen. Wovon die chilenischen Hunde sich eigentlich ernähren, ist mir ein Räthsel, da ich nie gesehen habe, daß Jemand einen gefüttert hätte. Die ganze Gesellschaft hockte dann schweigend am Boden oder saß auf einer Art Kinderstühlchen und horchte andächtig den Erzählungen des „Gringo", den sie sich — ich sah ihnen das deutlich an — doch eigentlich ein wenig anders vorgestellt hatten. Von Valparaiso und Santiago redeten sie, wie wir etwa von der Kaaba zu Mecca, und wenn ich ihnen erzählte von Eisenbahnen, Dampfschiffen und den großen Städten Europa's, lächelten sie ungläubig und schüttelten die Köpfe. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu erwähnen, wie ein Gaucho in Uruguay einst meinen Bruder Alfred, der ihm erzählte, daß er in dreißig Tagen von

Europa herüber gekommen sei, sehr naiv fragte: En un caballo solo? Auf einem Pferd nur?

Wenn aber auch ununterrichtet, sind die Südamerikaner und besonders die Chilenen, doch ein gutes, liebenswürdiges Volk; Gastfreundschaft ist eine ihrer ersten Tugenden, und Viele, wenn auch arm wie Hiob, wiesen doch jede Belohnung entschieden von sich, ja nicht selten begleiteten sie mich noch weite Strecken, zeigten und beschrieben mir den Weg, warnten mich vor Räubern, empfahlen mich dem Schutze der heiligen Jungfrau und schieden schließlich mit einem herzlichen: Que le vaya bien senor.

Als einer der merkwürdigsten Punkte meiner Reise bleibt mir die „Cuesta de las Palmas“ unvergeßlich. Obgleich die Palme in Chile nicht sehr — wenigstens in der Wildniß nicht — häufig vorkommt, war doch dieser Bergrücken von oben bis unten dicht damit bedeckt. Mächtige Bäume, etwa in zwei Drittel der Stammhöhe am dicksten, waren es, mit glatter Rinde und gewaltigen Wedeln, welche Letzteren in der ganzen Gegend zum Bedecken der Häuser und Ranchos dienten. Aber die Wege, die sich zwischen den Polypenfasern der Wurzeln durch Geröll und Gestein steil und schmal in die Höhe wanden! Ich mußte vom Pferde steigen und es langsam und vorsichtig am Zügel aufwärts führen. Unter Palmen wandelt ja Niemand ungestraft! —

Nach stundenlangem, halsbrechendem Steigen erreichte ich endlich den Rücken dieser hohen Cuesta. Unbeschreiblich schön war hier die Aussicht. Schweigend ruhte die ganze, erhabene Natur rings umher. Unten dehnte sich in azurfarbener Dämmerung die Wald- und Bergwildniß weit dahin. Ein tiefer, tiefer Friede lag auf ihr. Ueber die Hügelketten im Westen wälzten sich schwere Nebelmassen, Boten des Meeres, während im Osten rosig glühende Schneekuppen hoch und herrlich über die zu ihren Füßen ausgebreitete Pracht hinwegschauten.

Auf der anderen Seite der Cuesta, am Fuße derselben, übernachtete ich in dem Rancho eines Inquilino, der mich zuerst für einen reisenden Räuber nahm und erst nachdem er sich überzeugt, einen Fremden vor sich zu haben, zutraulich wurde.

Gegen Mittag des folgenden Tages passirte ich Tilama, ein paar

Hütten, am Fuße eines grauen Steinkegels gelegen. Dann kam ich auf eine geneigte Ebene, die weit vor mir wie mit Glasscherben übersäet blitzte und flimmerte. Wie zum Henker sollten aber Glasscherben und dazu in solcher Menge hierherkommen! Das mußte ich mir doch einmal näher besehen. Wer aber beschreibt mein freudiges Staunen, als ich dort angelangt, den Boden mit unzähligen, wasserhellen, durchsichtigen Bergcrystallen bedeckt fand. Der Bergcrystall ist mein Lieblingsmineral; seiner schönen Crystallisation und Durchsichtigkeit wegen schätze ich ihn mehr als jedes andere Fossil, und wenn ich in Deutschland nach irgend einer großen Stadt kam, lief ich immer gleich in die Mineraliencabinete, um die dortigen Exemplare zu sehen. Man kann sich denken, wie ich hier darin herum wühlte. Einzelne Stücke wogen nach Centnern und waren auf die prächtigste Weise von Glimmer und haarförmigem Chlorit durchzogen. Hunderte schöner Crystalle wählte ich aus und warf ich wieder fort, wenn sich gleich darauf noch schönere fanden. Leider konnte ich nicht viel in den ohnehin schon beschränkten Raum meiner Alforchas mitnehmen, soviel wie möglich zwängte ich aber hinein. Lange noch führte ich die prächtigen Steine mit mir, bis sie mir einst von diebischen Händen in Lima entwendet wurden. Einen allerliebsten Amethyst jedoch habe ich gerettet.

Dem Leser, der mir bis hierher gefolgt und von Blatt zu Blatt vergeblich auf ein richtiges, romantisches Abenteuer gehofft hat, kann ich jetzt die tröstliche Versicherung geben, daß mir ein solches in bester Form passirte. Zwar ist auch hier in Südamerika bereits ein gut Stück Romantik zum Teufel gegangen, aber von einem Reisenden verlangt man einmal Abenteuer und wäre mir nicht zur rechten Zeit der folgende Vorfall arrivirt, wer weiß, was ich gethan hätte — wilde Bestien liefen ja hier genug herum und — nun es war ja glücklicherweise nicht nöthig.

Ja die Romantik hat der Teufel geholt, in Europa aber noch mehr als hier, wo das Urwüchsige von Land und Leuten doch noch vieles Interessante mit sich bringt. So ist zum Beispiel Spanien gewiß eines der romantischsten Länder Europas, aber reist einmal hin, Ihr für das „Land voll Sonnenschein" Begeisterten und Ihr werdet sehen, wie traurig es dort mit der Romantik bestellt ist. Statt eines abenteuerlichen

Raubanfalls in den Schluchten der Pyrenäen, werdet ihr mit Mauthscheerereien belästigt, in den Fondas wird man Euch Bedauernswerthen Boeuf à la mode statt der geforderten Olla potrida vorsetzen. „Nun Mantillen und Capas werden doch wohl noch zu sehen sein?“ ruft Ihr verzweiflungsvoll und ich muß Euch leider die Versicherung geben, daß die Pariser Toiletten, die Chignons, die Fräcke und Cylinder das Alles längst verdrängt haben. In den besseren Ständen wenigstens hat die Alles nivellirende Neuzeit die nationalen Eigenthümlichkeiten so ziemlich verwischt und Grimm im Herzen werdet Ihr Euch mit bedeutend erleichterter Börse dem heimischen Norden wieder zuwenden.

Ja die europäische Romantik!

Der Leser wird sich erinnern, wie gefährlich uns damals die Pampas und die Gegend von San Juan geschildert wurde und die wir trotzdem ohne den geringsten Unfall passirten.

Offen gestanden, ich glaubte nicht mehr an Räuber, wenigstens nicht an die meist sich daran knüpfende Romantik, sollte aber eines Besseren belehrt werden.

„Alto ahi! Halt!“ brüllte es auf einmal aus einer Anzahl rauher Kehlen und wie aus der Erde gewachsen, hielt ein halbes Dutzend wild aussehender, sonnenverbrannter Kerle zu Pferde um mich herum. An ein Entrinnen war nicht zu denken, von allen Seiten drohten rostige Karabiner, Machetas und Lassos, und es blieb mir nichts weiter übrig, als dem Befehl des in eine alte geflickte Militäruniform gekleideten Anführers — abzusteigen, so schnell als möglich Folge zu leisten.

Meine Baarschaft bestand in zwei Wechseln auf Coquimbo und Tacna; Silbergeld aber hatte ich nur noch fünf Soles, mit denen ich bis zu ersterem Platze recht gut auskommen konnte. Mein alter Wirth in San Felipe hatte mir nämlich gerathen, nicht mehr als zehn Soles in Münze mitzunehmen, da ich — hie und da ein Paar Realen für Nachtquartier und Trinkgelder abgerechnet — wenig oder gar keine Ausgaben hatte. Auch waren Wechsel jedenfalls sicherer und bequemer mitzuführen als leicht reizende, klingende Münze. Ebenso hatte ich mich auf seinen Rath hin ziemlich ordinär gekleidet, und wie gut mir das zu statten kam, hatte ich jetzt Gelegenheit einzusehen.

„Caballero“, sagte der Uniformirte, „geben Sie uns doch mal Ihre Börse und Uhr.“

Trotz der wahrlich nicht gerade lächerlichen Situation zwang ich mich doch, laut hinaus zu lachen.

„Meine Börse und Uhr! Caballeros“ — ich warf meinen Poncho ab und über das Pferd — glauben Sie, daß ich, wie Sie mich hier sehen, Geld oder Kostbarkeiten mit mir führe? Valgame Cristo, das ist wirklich ein guter Spaß! Doch wollen Sie in der That einen armen Minero berauben, so — hier zog ich mein altes, ledernes Portemonnaie mit dem Rest der fünf Soles — nehmen Sie, ich werde auch ohne das weiter kommen. Eine Uhr besitze ich nicht, wüßte auch nicht, wozu mir so ein Ding nützen sollte.“

Die Anderen lachten und flüsterten, der Uniformirte dagegen schnitt ein fürchterliches Gesicht, steckte aber trotzdem ruhig mein Geld ein und knurrte nur ärgerlich vor sich hin, wobei ich etwas wie von „Gleich gedacht“ und „Caracho“ herauszuhören glaubte. Dann befahl er mir wieder aufzusitzen, die ganze Bande umgab mich und fort ging es ein schmales Thal rechts hinab. Hinter uns ging eben die Sonne unter und ich begann allerlei Reflexionen über dies Abenteuer, das keinesfalls schon sein Ende erreicht hatte, anzustellen. Weßhalb sonst brauchten sie mich mit sich zu nehmen?

Endlich erschienen bei einer Biegung des Thales ein paar Ranchos, vor denen mehrere Feuer hell durch die Dämmerung flackerten. Wir sprangen aus den Sätteln und während die Pferde von Einem der Banditen in den Potrero geführt wurden, winkte mir der Anführer, ihm in seine Wohnung zu folgen. Fest umklammerte ich den Griff meines versteckten Dolchmessers, als ich über die Schwelle trat. Aus einem alten Hautkoffer zog er einen vollständigen, argentinischen Anzug; Cheripa, Poncho, Calzonzillas, nichts fehlte, sogar ein paar leinene Baskenschuhe mit geflochtenen Strohsohlen waren dabei und auf alle diese Dinge zeigend, sagte er mit der größten Höflichkeit:

„Bitte Senor, ziehen Sie doch gefälligst diesen Anzug an, der Ihrige ist etwas naß geworden und Sie könnten sich erkälten — lijerito.“

Nun waren zwar meine Kleider weder naß, noch war es die Sorge

des Edlen um mein leibliches Wohl, was ihn veranlaßte, mich im Gauchocostüm zu sehen, vielmehr wurde mir klar, daß er nur auf bequeme Art meine Kleider nach verborgenen Schätzen zu durchsuchen wünschte. Ich zog daher den Anzug an und sah dann ruhig zu, wie er sich über meinen unschuldigen Rock hermachte. Die Wechsel lagen bei einigen Briefen in meinem Taschenbuche und wenn er lesen konnte, war es jedenfalls drum geschehen. Jetzt fand er die Brieftasche. Seine Augen funkelten. Er schüttelte sie: Briefe, Photographien und die Wechsel fielen heraus, keine Bankbillets, wie er vielleicht vermuthet haben mochte. Mit seinem Dolche trennte er die Näthe der Tasche — nichts — mit kundiger Hand befühlte er den Saum der Kleider — wieder nichts. Sein braunes Gesicht wurde lang und länger, und ein finsterer Zug legte sich über dasselbe — Adieu Welt — dachte ich, da mit einem Male schlug er ein lustiges, helles Gelächter auf, und alle frühere, ernste Gemessenheit bei Seite lassend, klopfte er mir auf die Schulter und sagte ungeheuer gemüthlich: „Companero, eres justamente un tal pobre diablo, como nosotros todos!“

Zu Deutsch:

„Kamerad, Du bist gerade so ein armer Teufel, wie wir Alle miteinander.“

„Und jetzt“, fügte er freundlich hinzu, „kommen Sie, es ist Essenszeit und Sie werden auch Hunger haben. Vorher aber nehmen Sie Ihre Briefe da wieder an sich, den Anzug jedoch behalten Sie einstweilen noch an, er steht Ihnen vortrefflich.“

Er hatte richtig nicht lesen gekonnt und ich steckte hocherfreut meine Wechsel und Briefe wieder ein. Eine schöne Geschichte wäre es übrigens gewesen, wenn ich dieselben los geworden wäre. Wie in aller Welt hätte ich je nach Tacna kommen sollen. Die fünf Soles gönnte ich ihnen gern, die war das Abenteuer allein werth.

Draußen bot sich mir ein eigenthümliches Bild. Da kauerten um ein mächtiges Feuer die buntgekleideten, dunkeläugigen Banditen, rauchend, plaudernd und Mate saugend, der von ein paar alten, braunen Hexen bereitet und herumgereicht wurde. Von dem mondbeglänzten Hang gegenüber kam eine meckernde Ziegenheerde, gefolgt von Hunden und

lustig schreienden Kindern, herunter, auch erschienen jetzt in der Thür des nächsten Ranchos vier junge hübsche Senoritas — ohne Zweifel die Queridas der edlen Räuber — mit Tellern, Schüsseln, Hörnern und sonstigen, zum Tafelgebrauch nöthigen Dingen.

Don Bautista, so hieß mein neuer Freund, stellte mich nun, nachdem er mich um meinen Namen gefragt, seinen Kameraden als Don Luis vor und erklärte ihnen mit wenigen Worten ihren Irrthum, worüber sie nicht nur nicht ärgerlich, sondern im Gegentheil, herzlich und entgegenkommend wurden, dann schüttelte ich Don Miguel, Manuel, Pedro und wie sie alle hießen der Reihe nach die Hand, ebenso den Damen und war dann förmlich eingeführt. Man sieht, ich war in guter Gesellschaft. Auch das Abendessen war vortrefflich. Cordero asado, gebratenes Ziegenlammfleisch, Maismehl mit zerstampftem Charque gekocht und in den eigenen, grünen Blättern eingeschlagen, sowie köstliche Milch und Früchte, bildeten die Hauptbestandtheile des Mahles, dem ich für mein Theil tüchtig zusprach, denn nachdem mein Schicksal eine solch günstige Wendung genommen, hatte sich mein Appetit mit verdoppelter Schärfe wieder eingestellt. Fast eine Stunde währte das Mahl. Dann aber wurden die improvisirten Tische bei Seite gerückt, die Guitarren herbeigeholt, und während man in malerischen Gruppen um das lodernde Feuer lagerte, trug Jeder der Reihe nach irgend ein Lied vor — alte, in ihrer eigentlichen Heimath gewiß längst vergessene Seguidillas und Romanzen, die mich sehr ansprachen. Auch ich sang ihnen zur Guitarre eines jener schnellen, sprudelnden, deutschen Couplets, worüber sie sich halb todt lachen wollten. Dabei kreisten die mit trüber Chicha gefüllten Kuhhörner fortwährend herum und als nun gar kurz darauf die fröhlichen Cuncas begannen, war des Jubels kein Ende und wohl bis Mitternacht wurde getanzt, gesungen und gezecht, bis Don Bautista sein „Basta para hoy“ sprach, worauf die ganze ehrenwerthe Gesellschaft sich trennte und zur Ruhe ging.

Don Bautista nahm mich mit in seine eigene Wohnung, wo wir es uns auf Matten, ausgebreiteten Fellen und Ponchos bequem machten. Mich floh der Schlaf — so aufgeregt war ich. Waren das dieselben Menschen, die wenige Stunden vorher Dolch und Pistol auf

mich gerichtet, waren das Räuber? — Seltsam; ja das waren die nämlichen Menschen, mit denen ich gezecht, mit denen ich Brüderschaft trinken mußte. Ja einer der älteren Sünder hatte mich allen Ernstes gebeten, bei ihnen zu bleiben, was ich jedoch dankend ablehnte, meine nothwendige Ankunft in Coquimbo vorschützend, wo ich meine von Europa gekommene Familie besuchen müsse.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich aus wirren, tollen Träumen erwachte. Vor meinem Lager lagen meine Kleider, rein gebürstet, die Sporen blank geputzt — ja zum Teufel, wo war ich denn? Der Kopf schmerzte mich, ich konnte mich auf nichts besinnen, keinen klaren Gedanken fassen; nach und nach aber kehrte die Erinnerung an mein gestriges Abenteuer und die letzte Nacht zurück — rasch war ich in den Kleidern und trat hinaus ins Freie.

Alles war still ringsum. Am Boden, neben dem ausgebrannten Feuer lagen noch die Matten, auf denen wir getanzt, an den Bäumen seitwärts hingen noch die wunderlichen Trinkhörner und dort am Boden leuchtete sogar noch eine niedliche, rothe Schleife, welche die kleine Mercedes gestern während des Tanzes getragen und die sie ohne Zweifel dabei verloren hatte. Ich steckte sie zum Andenken an dieses höchst interessante Abenteuer zu mir und wollte gerade ins Haus zurückgehen, als Don Bautista herankam.

„Buenos dias“, sagte er, „nun, haben Sie gut geschlafen?“

„Mehr als zuviel, Compadre“, erwiderte ich, und auf die Sonne deutend, setzte ich hinzu: „Ich darf Ihre Gastfreundschaft nun nicht länger in Anspruch nehmen.“

Er pfiff laut. Ein Junge kam eilig gesprungen. „El almuerzo y los caballos“, befahl er.

Das Frühstück, eine sogenannte cazuela, Suppe mit Hühnerfleisch und Eiern ꝛc., war bald verzehrt. Auf meine Frage nach den Anderen erwiderte er kurz: „In die Berge. Und nun zu Pferde“, fügte er hinzu, als der Junge mit den gesattelten Thieren erschien.

„Wie Don Bautista, Sie wollen mich auch noch begleiten?“

„Por supuesto“, lachte er, „ich muß Sie doch wieder auf den Weg bringen.“

Ich dankte ihm für seine Artigkeit und schweigend ritten wir dann das Thal hinauf, durch das wir gestern gekommen waren. Am Orte unseres ersten Zusammentreffens angekommen, hielt Don Bautista sein Pferd an und überreichte mir mit feierlicher Miene mein Portemonnaie mit den fünf Soles. Wahrhaft rührend waren die Worte des biederen Salteadors, als er sagte:

„Don Luis, leben Sie wohl. Wären Sie reich, hätten Sie viel Geld bei sich gehabt, wir hätten es, wenigstens den größten Theil davon, sicher behalten. Wir nehmen eben, was die Reichen zuviel haben, aber wir sind gute Christen und fern sei es von uns, einem armen Teufel auch nur einen Real abzunehmen. Reisen Sie mit Gott, Caballero."

Wir schüttelten uns noch einmal die Hände, dann wandte Don Bautista sein Pferd und — schlug sich seitwärts in die Büsche. So lange ich seinen flatternden Poncho sehen konnte, starrte ich ihm erstaunt nach. Wahrlich, ich kam mir wie der große Immanuel Kant vor, und wenn ich, wie Jener, gegenüber solchem Edelmuthe handeln wollte, so mußte ich eigentlich geradewegs zurückreiten, vor Bautista treten und sagen: Amigo, ich habe noch ein paar gute Wechsel bei mir, verfüge darüber. Da ich mir aber denken konnte, daß der großmüthige Räuber höchst wahrscheinlich mein Anerbieten nicht annehmen würde, zog ich es doch vor, nicht zurückzureiten, jedenfalls das Beste für mich sowohl als für den Leser, denn wenn möglicherweise Bautista doch die Wechsel acceptirt hätte, wäre richtig wieder die ganze Romantik zum Teufel gegangen.

Immer noch in Gedanken über dieses merkwürdige Abenteuer, trabte ich rasch durch die gewundenen Thäler dahin und erreichte nach weiteren zwei Tagen das kleine, aber lebhafte Städtchen Illapel, wo ich in einer guten Posada vor allen Dingen mich und mein treues Thier gehörig restaurirte. Dann folgte ich dem Laufe des Thales aufwärts, passirte den Fluß und ritt auf der anderen Seite weiter, der hohen „Cuesta de los ornos" entgegen, die ihre kühn geschweiften Höhen hoch über die fernen Thalhänge emporreckte. Eine lange menschliche Gestalt vor mir, die zu Fuße denselben Weg zu verfolgen schien, erregte jetzt meine Aufmerksamkeit und schärfer ließ ich mein Pferd traben, um dem räthsel=

haften Wanderer nachzukommen. Jetzt wandte er sein Gesicht, wahrhaftig! ein Europäer, ein englischer oder nordamerikanischer Matrose war es, der dort, die ausgezogene Seemannsjacke auf der Schulter und einen riesigen Knüppel in der Hand tapfer drauflos marschirte. Ich ließ mein Pferd im Schritt fallen und rief ihm ein lautes: „Halloh Jack, how are you?“ zu. Die Wirkung dieser paar Worte war eine wahrhaft erstaunliche. Mit einem Jubelschrei sprang er auf mich zu, schwenkte die Jacke in der Luft, daß mein Schimmel entsetzt in die Höhe stieg und mich um ein Haar abgeworfen hätte. You'r a Yankee Sir? schrie er, und erst die Versicherung, daß ich kein Landsmann von ihm sei, machte ihn etwas ruhiger, obwohl seine Freude noch immer groß war, denn ich war der Erste, mit dem er seit seiner Flucht von Valparaiso, wo er von der Powhattan, einem nordamerikanischen Kriegsschiffe, desertirt war, ordentlich reden konnte. Spanisch verstand er kein Wort und wenn er unterwegs bei den Chilenen irgendwo zusprach, um etwas Essen zu verlangen, so öffnete er einfach den Mund oder machte die Pantomime des Kauens, was die „Nigger“, wie Frank, mein neuer Bekannter, die Eingeborenen nannte, auch meist immer verstanden und ihm reichlich zu essen und zu trinken gaben. Jetzt war sein Ziel Coquimbo, über dessen Entfernung er sonderbare Begriffe hatte, denn als ich ihm sagte, daß von Valparaiso nach diesem Hafen dreihundert englische Meilen seien, machte er ein gewaltig langes Gesicht; er mochte das Fußreisen wohl herzlich satt haben. Vom Camino real unten an der See war er schon lange abgekommen und er marschirte jetzt auf gut Glück geradewegs über Berg und Thal gen Norden. Geld hatte er genügend, nur Tabak fehlte ihm sehr, weshalb ich ihm eine Handvoll davon gab, die er mit sichtlichem Wohlbehagen auf einmal in seinen breiten Mund schob. Dann faßte er meinen Steigbügel und mächtig ausschreitend, plaudernd und mit wahrer Virtuosität Tabakssaft ausspritzend, blieb er mir ein gutes Stück Weg zur Seite. Er war ein äußerst komischer Kauz und ich kam während seiner Erzählungen aus dem Lachen nicht heraus. Mittags machten wir in dem mit einigen Wasserlachen angefüllten Bette eines kleinen Flusses Halt, brieten Charque, kochten eine Zwiebelsuppe und ruhten eine Stunde im Schatten eines breiten Porphyrfelsens. Von

meinen Eßvorräthen gab ich Frank einen Theil, auch noch etwas Tabak verehrte ich ihm, dann aber nahm ich Abschied von dem drolligen Burschen, denn ich mußte rascher vorwärts, um die hohe Cuesta des los Ornos womöglich noch heute zu übersteigen.

Höher und großartiger wurden nun die Berge, mehr und mehr schwand die Vegetation, Riesenblöcke lagen überall wild zerstreut umher und machten den Pfad außerordentlich beschwerlich. Ich stand am Fuße der Cuesta. Ein berittener Minero gesellte sich zu mir und gemeinschaftlich kletterten wir die felsigen Hänge hinauf. Tief unten im Thale sah ich Frank mit seinem Knüttel rüstig vorwärts streben — „muy caminador“ wie der Chilene sagte. Je höher wir kamen, desto gewaltiger erschienen die riesigen, wettergrauen Felshörner. Hoch oben, fast an der Schneide der Cuesta, lag eine Mine, und mein Begleiter, der sich jetzt, bei seinem eigenen Erzhaufen angekommen, von mir trennte, gab mir den Rath, dort zu übernachten, da auf der anderen Seite der Cuesta Niemand wohne.

Mit sinkender Sonne erreichte ich die Mine und wurde von den beiden jungen Männern, welche dieselbe bearbeiteten, freundlich aufgenommen. Aus dem Fenster der Hütte hatte man einen wildschönen Blick über einen kraterartigen, tiefen, mit Steinblöcken übersäeten Felskessel und einen seltsam geformten, hohen Berg gegenüber, wo früher die Indianer große Mengen von Gold gewaschen haben sollten. Unter den vielen märchenhaften Mittheilungen der Beiden war mir noch die liebste, daß ganz in der Nähe, an meinem Wege, ein von zwei Deutschen betriebenes Schmelzwerk läge. Deutsche *hier* in diesem entlegenen Winkel Chile's! die mußte ich sehen, und mit dem ersten Sonnenstrahl nächsten Morgens saß ich auf, die Landsleute aufzusuchen.

Bald erreichte ich die Höhe der kahlen, verwitterten Cuesta. Wieder lag ein weites Stück der Provinz zu meinen Füßen und seitwärts, rechts, zogen sich in langer Reihe die scharf gerissenen Cordilleren, weit dahin. Einzelne obeliskenartige Gipfel ragten hoch und steil in die Höhe und an ihnen hin zogen flockige Wolkenmassen in sonderbaren Figuren vorüber.

Zwischen den wie geschichtet erscheinenden Porphyrfelsen zeigten sich häufig Eisenglanzschnüre; überall in den Bergen sah man Halden und

Gangzüge und der Mineralreichthum dieser Gegend schien ein außerordentlicher zu sein.

In der Erweiterung eines, von den Cordilleren herabkommenden Thales, lag das Schmelzwerk, dessen Rauch mir als Führer diente, so daß ich schon nach Kurzem den Platz erreichte. Mein Pferd band ich an einen Pfahl und durch die, von niedrigen Lehmmauern umzogenen Metallhaufen schreitend, trat ich in das lange, einstöckige Hauptgebäude ein.

Ich fand die beiden Deutschen — Brüder, wie man auf den ersten Blick sehen konnte — bei Tische. Sie waren nicht wenig überrascht, in mir einen Landsmann zu finden, noch überraschter aber war ich, als der ältere der Brüder Don Felipe G.... an zu reden fing und ich — träumte oder wachte ich — die heimische Mundart meiner Gegend zu hören bekam. Eine rasche Frage ergab denn auch, daß die Beiden aus der Nähe Cassels waren, ja Don Felipe hatte sogar längere Zeit dort zugebracht und wir konnten uns über eine Menge gemeinschaftlicher Bekannten unterhalten. War das nicht wunderbar, mehrere tausend Meilen von der Heimath, im Inneren eines, selbst von den Eingeborenen nur spärlich bewohnten Landes, gerade Jemanden zu treffen, mit dem man sich über die specielle Heimath und all die unzähligen, sich daran knüpfenden Dinge, sprechen konnte? Beschreiben kann man das freilich nicht.

Die vielen Erdbeben, die ich schon in Südamerika erlebt, aber als unbedeutend nicht weiter erwähnte, da dergleichen hier viel zu gewöhnlich ist, hatten mich schon so dagegen abgestumpft, daß ich das, an diesem Abend auftretende, nur deshalb beachte, weil ich mit Don Felipe gerade über diese Naturerscheinung sprach. Auf dem Tische liegend, der zur Nachtzeit als Bettstelle dienen mußte, sprach mein Wirth eben von einer neuen Theorie über die Ursachen der Erdbeben, als auf einmal das Zinkdach bedenklich rasselte und Don Felipe um ein Haar von seinem schwankenden Tisch gefallen wäre, als beste Illustration seines Vortrags über die Gewalt der hier so sehr häufigen Erscheinung.

An eine Weiterreise folgenden Tages war nicht zu denken. Der ältere G... sowohl, als auch sein jüngerer, etwa zwanzigjähriger Bruder

baten mich sehr, doch einige Zeit bei ihnen zu bleiben. Zu versäumen hatte ich nun allerdings nichts; meine Anwesenheit in Tacna war erst in zwei Monaten nöthig, da vor Ablauf dieser Zeit mein Apparat von Deutschland nicht eintreffen konnte. Was mich aber hauptsächlich zum Bleiben bestimmte, war der Umstand, daß mir Don Felipe, als ich ihm erzählte, daß ich auch Photograph gewesen, sofort das Anerbieten machte, seine Hüttenwerke und Minen zu photographiren, zu welchem Zwecke er mir die Maschine eines Freundes von ihm, zu schaffen versprach. Chemikalien und Präparate wollte er von Valparaiso kommen lassen und außerdem könnte ich später in Combarbalà, einem Städtchen, drei Leguas von hier, das Geschäft weiter fortsetzen. Nun, ich hatte eben nicht viel dabei zu riskiren und ging daher auf den Vorschlag ein. In vierzehn Tagen konnten die Sachen hier sein und da in Valle hermoso — wie das Thal hieß — eine vortreffliche Jagd war, konnte ich die Zeit bis dahin schon todtschlagen, abgesehen davon, daß vier Leguas weiter oben im Gebirge, ein Vetter des Herrn G . . . und noch ein junger Deutscher, ein Herr E . . . . aus Gießen, einige Silberminen betrieben, und in Folge dessen ein reger Verkehr zwischen hier und dort herrschte. Häufig kamen die Beiden herunter, noch häufiger begleiteten wir sie hinauf, ja nicht selten blieb ich tagelang oben in der großartigen Natur. Manche frohe Stunde habe ich in jenen Minen zugebracht, namentlich in der des Herrn E. . ., die auf einer, wohl gegen achttausend Fuß hohen Hochebene lag, die sich bis zum Fuße der starren Felsmauer der Cordilleren zog. Erhaben schön war hier die Fernsicht nach allen Seiten, wahrhaft entzückend aber von dem weiter vorn liegenden Cerro de la gloria, von wo aus man die ganze Provinz Coquimbo wie ein blaues Relief vor sich liegen sah. Auch eingeschneit war ich einst in der Hütte E . . . s, indem wir von einem jener in den Cordilleren so häufigen Schneestürme überrascht wurden und zwei Tage lang bei einem kleinen Feuer sitzend, das Haus nicht verlassen konnten.

Unten auf dem Hüttenwerk ging es meist sehr lebhaft zu. Da kamen die erzbeladenen Maulthier- und Eseltruppen der kleineren, benachbarten Minenbesitzer, Proben wurden gemacht, Erze gewogen

oder — ein namentlich bei Nacht prachtvolles Schauspiel — die flüssige Erzmasse abgelassen und der rothe Gluthstrom in die zahlreichen Sandformen geleitet, die vor dem Abstichloch des Ofens angebracht waren. Gefeuert wurde mit Algarobenholz, das auf den Rücken der Esel hierhergebracht und in riesigen Massen aufgestapelt war. Tag und Nacht wehte aus der Esse die rothgrüne Flamme und gewährte, besonders nach Einbruch der Dunkelheit, einen weithin sichtbaren, anziehenden Anblick.

Sonntags ritten Don Felipe und ich gewöhnlich nach Combarbalá oder nach dem noch einige Meilen weiter entfernten Cogoti, wo wir im Kreise einiger angesehener Familien, Hacendados und Minenbesitzer manchen vergnügten Tag verlebten. So steif es auch im Anfang herzugehen pflegte, so ausgelassen wurde man nachher, wenn der Wein oder der kunstlose Punsch — gewöhnlich in einem Waschnapf, in welchem sich eine Stunde vorher vielleicht die ganze ehrenwerthe Hausgenossenschaft gewaschen, bereitet, — die Köpfe exaltirte und die verführerischen Klänge der unvermeidlichen zama cueca zum Tanze aufforderten. Toll, recht toll ging es in den zuweilen sehr großen Gesellschaften her; mit südlicher Lebendigkeit wurde erzählt, gelacht, geschrieen, gesungen und gestritten — hie und da fielen sich sonst ganz gesetzte, würdige Leute weinselig in die Arme, schlossen Freundschaften, die sie am nächsten Morgen wieder vergessen hatten, und das Alles mit echt spanischer Höflichkeit, immer mit Caballero, Amigo und Querido. Meist drehten sich die Unterhaltungen um Minen, Pferde, Liebesabenteuer und Klatschereien jeder Art, wie sie wohl an allen kleinen Orten der Welt vorkommen. Dabei nimmt Alles, Jung und Alt, an diesen „Tertulia's“ Theil. Bemerkenswerth ist übrigens, daß die Männer sich äußerst frei und ungenirt bewegen, wogegen der weibliche Theil der Gesellschaft steif und unbeweglich auf einer Unzahl von Stühlen, die Wände entlang, zu sitzen pflegt.

Eine Menge Tertulia's besuchte ich so mit Don Felipe, machte eine noch größere Menge Bekannte und nicht selten blieben wir mehrere Tage aus, während welcher der jüngere Bruder Felipe's dem Hüttenbetriebe vorstand.

Endlich, nach vierzehn Tagen, kamen die Präparate, und wenngleich die Maschine nicht besonders scharf war, auch in sonstiger Beziehung

Manches zu wünschen übrig blieb, — so zum Beispiel fehlte mir jeder Hintergrund und der Mangel an entsprechender Beleuchtung machte sich namentlich sehr fühlbar, — so ging doch in Anbetracht all' dieser Umstände die Sache rüstig vorwärts, und nicht lange dauerte es, so war photographirt, was zu photographiren war, und ich konnte an meine Uebersiedelung nach Combarbalá denken.

Ich hatte dort früher schon einen alten Elsässer, den einzigen Fremden, der außer den obengenannten Deutschen in der Gegend lebte, kennen gelernt, und war von ihm eingeladen worden, während meiner Anwesenheit in Combarbalá bei ihm zu wohnen. Gern nahm ich sein freundliches Anerbieten an. Don Felipe Vettelin war ein alter, weißhaariger Senor; schon fünf und dreißig Jahre im Lande, war es ihm gelungen, ein stattliches Besitzthum am Ende des Pueblo zu erwerben, wo er mit seiner zahlreichen Familie ein still beschauliches Dasein lebte. Obgleich Elsässer, sprach er doch weder deutsch noch französisch, aus dem einfachen Grunde, weil er Letzteres nie gekonnt und Ersteres rein vergessen hatte. Wir konnten nur in Spanisch conversiren und dieses sprach er merkwürdigerweise schlecht genug. Sonst aber war er ein alter, gemüthlicher Bursche, der zu leben verstand, und auch seine Frau, eine Chilenin aus Chuapa, wäre recht liebenswürdig gewesen, wenn sie sich nicht so viel um mein dereinstiges Seelenheil gekümmert hätte. Daß ich ein „infiel", ein Ungläubiger war, konnte sie mir nie vergeben. Der Rest der Familie bestand aus einem halben Dutzend größerer und kleiner Kinder, worunter die siebzehnjährige Carlota mit ihrem blonden Haar und blauen Augen als eine lieblich-seltene Erscheinung unter den dunkellockigen Töchtern des Südens besonders auffiel.

Mit dem Photographiren ging es wieder ähnlich wie in San Felipe, Anfangs gut, nachher schlecht. Dabei hatten die Leute, und namentlich die Damen, die Manier, die Gesichter auf den Bildern schneeweiß haben zu wollen, und wenn sich, wie dies ja auch nicht anders sein kann, unter Nase oder Kinn ein wenig Schlagschatten zeigte, so schrieen sie gleich Zeter, sie wären keine Nigger — kurz, wenn ihre oft sehr braunen Indianergesichter auf dem Bilde nicht ganz weiß erschienen, war jedesmal der Teufel los.

Wie vorauszusehen, rentirte sich das Geschäft in dem kleinen Orte nicht. Ich hätte längst schon wieder den Staub von meinen Füßen schütteln sollen, denn was sich photographiren lassen wollte, hatte es gethan, aber ich zögerte und zögerte, die blauen Augen der schönen Carlota hatten es mir angethan und ich konnte mich nicht entschließen, jetzt schon unsere allerliebsten, kleinen Ausflüge zu Pferde aufzugeben — es war gar zu schön, wenn sie so keck in dem langen, wehenden Amazonenkleide und dem schwarzen Hütchen, die Reitgerte in der kleinen Hand, dahinsprengte. Und dann ihr muthwilliges, silbernes Lachen, wenn ihr ein so recht kühner, gewagter Sprung über einen im Wege liegenden Baumstamm oder Felsblock gelang — o, sie war sinnberückend schön!

Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, tritt mir ihr Bild wieder lebhaft entgegen; das zart rosige, regelmäßige, feine Gesicht mit den träumerisch himmelblauen Augen, umrahmt von der prächtigen Fülle wallenden, glänzenden Goldhaares, um das sie, der Seltenheit wegen, von allen ihren Freundinnen so sehr beneidet wurde. Wenn wir dann Abends an dem mit glühenden Kohlen gefüllten Brazero saßen und ihre kleinen Finger die Saiten der Mandoline rührten, wozu sie mit süßer, weicher Stimme jene seltsam wilden und doch wieder so schwermüthig klagenden Lieder sang — oder dann der ernste Cura, ein Catalonier, in seiner langen, schwarzen Tracht hereintrat und wir seinen Erzählungen aus dem Orient, wo er viele Jahre gewesen, lauschten — bei welcher Gelegenheit ich das Glück hatte, die Hand Carlota's dann und wann verstohlen drücken zu dürfen — oder wenn sie den singenden Wasserkessel von den Kohlen nehmend mit unnachahmlicher Grazie den Mate bereitete und darreichte, dann — ja dann mußte ich mich doch manchmal gewaltsam zusammennehmen, um ruhig und gleichgültig zu erscheinen. Stets nahm ich mir dann vor, morgen reisest Du, denn wohin sollte das führen; aber dabei blieb es, und ich wartete eigentlich mehr auf eine wirkliche Ursache, ehe ich mich entschließen mochte, so ohne Weiteres abzureisen.

Eines Tages aber erhielt ich ein Schreiben von einem fünfzehn Leguas weiter nach Norden hin wohnenden Schmelzofenbesitzer, den ich in Cogoti kennen gelernt hatte und dem ich versprochen, sein weitläufiges

Besitzthum markscheiderisch aufzunehmen und zu Papier zu bringen. Da hatte ich denn meine Ursache. Noch selbigen Tags nahm ich von allen Freunden und Bekannten Abschied, schaute dann noch einmal lange, lange in die blauen Augen Carlota's und sprengte wenige Minuten später auf dem Wege nach Manquegua dahin. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Wieder ritt ich allein durch die chilenischen Berge, aber war es die wilde, einsame Natur oder der hinter mir liegende Abschied, genug, ich fühlte mich entsetzlich nüchtern und mißgestimmt, ohne mir doch ein eigentliches „Warum" gestehen zu können oder zu wollen. Dazu sah die Bergwelt um mich her so finster und verändert aus. Es hatte über Nacht geschneit; bis in die tiefsten Thäler hinab reichte der Schnee und contrastirte wunderlich genug mit dem frischen Grün der Büsche und Bäume und der nichts weniger als kalten Luft. Ganz anders sahen jetzt die wohlbekannten Thäler und Hänge aus, die Felsen ragten trotzig und schwarz aus dem blendendweißen Gewand in den klaren Himmel hinein, die Schluchten deckten blaue Schatten und nur die allerhöchsten Gipfel waren noch von grauen, stürmischen Wolken umlagert, die immer mehr und mehr Schneemassen herunter zu schütten schienen, trotzdem auf der übrigen, weiten Landschaft das hellstrahlendste Sonnenlicht lag. Wir waren im Juli und der chilenische Winter fing an, sich geltend zu machen. Doch schon gegen Abend hatte sich der Schnee wieder hoch hinaufgezogen. Die Flüsse und Bäche von den geschmolzenen Schneewassern geschwellt, wälzten unter donnerndem Geräusch mächtige Felsblöcke in wilder Hast zu Thal. Ein gewaltiges, riesengroßes Panorama war es, das hinter mir lag, ein Stufenbild, wie ich noch kein zweites gesehen. Drei, vier Gebirgsketten hintereinander hoben sich schneebedeckt und im Glanze der Sonne flimmernd, so klar, so durchsichtig nahe empor, daß das Auge deutlich die einzelnen Steine am Abhange des mächtigen „Curimaugua" erkennen konnte; wie klein sie aussahen diese Steine, von denen ich doch wußte, daß sie fast alle die Größe mäßiger Häuser hatten.

Gegen Abend kam ich in ein aus einer Gruppe elender Ranchos bestehendes Dorf, „El Rincon," wo ich übernachtete, und erreichte dann folgenden Morgens das in einem breiten, dicht bewaldeten Bergkessel

liegende Schmelzwerk des Senor Tajan, wo ich auf das Liebenswürdigste empfangen und bewillkommnet wurde.

Don Pedro Tajan, ein alter, beleibter Herr aus den französisch baskischen Provinzen, stellte mich nun seiner Familie vor, die aus seinen zwei Neffen: Don Juan Bautista und Don Marcelo, sowie zwei Schwestern von ihm, Donna Sofia und Marcellina, bestand. Erstere waren junge Leute von zwanzig und fünfundzwanzig Jahren, Letztere aber weit, weit über die erste Jugendblüthe hinaus. Außerdem waren noch da: Donna Candelaria, eine Tochter Don Pedro's, Don Juan Villaroel, der Mayordomo, und ein paar weibliche Verwandte des Hauses. Von Allen aber wurde ich freundlich aufgenommen und bald verband mich die innigste Freundschaft mit den beiden jungen Franzosen. Die zwei unverheiratheten alten Schwestern, namentlich aber Donna Marcellina, nahmen sich meiner mit fast mütterlicher Zärtlichkeit an und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ich wie ein Sohn in der Familie betrachtet wurde.

Es waren drei stille, aber ungetrübte Wochen, die ich im Kreise dieser guten Menschen zubrachte. Nur zu schnell ging mir die Zeit unter der regelmäßigen Arbeit des Aufnehmens und Zeichnens des ziemlich großen Terrains dahin. Ja der Aufenthalt hier war mir so lieb geworden, daß ich selbst, als die Arbeit längst vollendet war, noch blieb, um dem alten Herrn, der nach Frankreich zurückging und gern eine Erinnerung an die Stätte seiner Thätigkeit mitnehmen wollte, auf seinen Wunsch eine große, landschaftliche Skizze des Hüttenwerks zeichnete.

In pecuniärer Hinsicht hatte ich Gelegenheit, Don Pedro von der nobelsten Seite kennen zu lernen. Allerdings war er sehr reich — man sagte über eine halbe Million Pesos — und leben und leben lassen, schien einer seiner ersten Grundsätze zu sein. Der Tisch war täglich zweimal auf das Ausgesuchteste besetzt. Die prächtigsten Braten, Geflügel, Weine, fehlten nie, und Donna Sofia, eine Kochkünstlerin ersten Ranges, ließ die französische Küche in ihrem besten Licht erscheinen.

Auch hier wie in Valle hermoso, kamen sehr häufig die Mineros der Nachbarschaft, um ihre Kupfererze zum Verkauf zu bringen. An solchen Abenden ging es dann recht lebhaft zu. Eine Woche lang hatten

wir auch den Besuch zweier chilenischen Damen, Freundinnen der beiden alten Schwestern und bei Harmonikaspiel, Guitarrenklängen, Liedern und Cuecas, nebst vortrefflicher Bowle, gingen die Abende reißend schnell hin.

Häufig auch streifte ich tagelang, die Doppelflinte im Arm, allein durch die lieblichen, von klarem Wasser durchrauschten Thäler, aber es war weniger der Reiz der Jagd, der mich hinauszog in die ernste, schweigsame Natur jener Gegend — ich beachtete kaum das zwischen den weißen Steinblöcken hin und her huschende Rebhuhn, oder den vorsichtig leise, durch die Büsche schleichenden Fuchs, und stundenlang lag ich oft im Schatten einer jener wunderlichen Felsmassen, den geheimnißvoll rauschenden Wassern lauschend, in ernste Betrachtungen verloren.

Doch gab es zuweilen auch recht lebendige Tage, wenn wir in die Nachbarschaft zu unseren Freunden oder nach den „Farellon", einer reichen Kupfermine Don Pedros, ritten. Ebenso machten wir verschiedene „Careras" oder Wettrennen mit. Auch hatte ich Gelegenheit, einen chilenischen Messerkampf ausfechten zu sehen, wobei die beiden Gegner mit blanker Waffe, nur den linken Arm mit einem Poncho umwickelt, einander zu Leibe gingen. Mit einem tüchtigen Schnitt in die Wange, den einer der Kämpfer erhielt, war die Sache abgethan. Ebenso sah ich, wie man lebendigen Hähnen, die bis zum Kopf in die Erde eingegraben waren, im vollen Carrière, die Köpfe mit einer Machete abschlug, ein Kunststück, das schwerlich in Europa nachgemacht werden dürfte.

Wenn ich aber zur richtigen Zeit nach Tacna kommen wollte, so war es Zeit an meine Weiterreise zu denken, indem der Apparat in acht oder vierzehn Tagen dort eintreffen konnte.

Als wir am Abend vor meiner Abreise beim Souper saßen, es mochte gegen halb sechs sein, hörten wir ein lang anhaltendes dumpfes Rollen, wie von einer fernen Kanonade. Wir kannten das schon und beeilten uns, wenn auch eben nicht sehr erschreckt, denn Erdbeben sind hier etwas sehr Gewöhnliches, ins Freie zu kommen. Aber diesmal kam es doch ein wenig arg, und es war nur ein Glück, daß die starken, wellenartigen Bewegungen des Bodens, äußerst regelmäßig auftraten. Ueber

zwei Minuten — eine Ewigkeit in solcher Lage — währte dieses, dem sturmbewegten Meere gleiche Heben und Sinken, dann wurde es still und wir begaben uns wieder sorglos ins Haus, nicht ahnend, daß in diesem Augenblicke in dem über tausend englische Meilen entfernten Peru, und dem noch viel weiter nach Norden hin liegenden Ecuador, die gewaltige Erschütterung Tausende von Menschenleben vernichtet, volkreiche Städte verschüttet und die empörten Wogen verderbenbringend über die ganze lange Westküste gestürzt hatte.

Zwei Tage nach dem Erdbeben, noch vor Tagesanbruch, reiste ich, nachdem ich schon am Abend vorher von Allen herzlichen Abschied genommen, ab. Nur Don Juan Bautista hatte es sich nicht nehmen lassen, in aller Frühe schon aufzustehen, um mir das Geleit zu geben. Ein sonderbares Gefühl war es mir, als ich wieder meinem Schimmel die vielen Felle und den Sattelbock mit den riesigen, halbmondförmigen Holzbügeln, aufschnallte. Ich schien zu einem ewigen Finden und Abschiednehmen verdammt zu sein. Und hier von Manquegua und seinen Bewohnern wurde die Trennung mir doppelt schwer. Noch einen letzten Händedruck, eine letzte Umarmung und zu Pferde saß ich.

„Adios Juan, muchas memórias a la familia.“

„Adios Luis, que te vaya bien!“

Ein Nachlassen des Zügels und fort ging es, in die Dunkelheit hinein. Auf einer Anhöhe wandte ich mich noch einmal rückwärts und winkte einen letzten, stummen Gruß hinüber zu den guten Menschen, bei denen ich drei Wochen eines gar traulichen Familienlebens zugebracht hatte. Das war wieder einmal vorbei und ich aufs Neue auf meinem ungewissen, ins Blaue hineinführenden Pfade.

Drüben im Südwesten funkelte und blitzte der erste Sonnenstrahl auf der Eisstirn des hohen Curimaugua. Dort lag Combarbalà, dort weilte Carlota und trug mich nicht jeder Schritt meines Thieres weiter und weiter von ihr, war nicht — —

Gewaltsam wandte ich meine Gedanken ab von den trüben Bildern und versuchte, sehr zur Verwunderung des mich begleitenden Peons,

eine lustige Opernmelodie zu trällern, es ging aber nicht recht und ernster als zuvor sah ich deßhalb schweigend hinüber, wie ein Cordillerenhaupt nach dem anderen von dem herabfluthenden Lichtmeere mit rother Gluth übergossen, aufflammte, während rings um uns, und in den Thälern, noch bleigraue Dämmerung herrschte. Die tiefe, hehre Stille der gewaltigen Natur ringsum, wurde nur durch das gedämpfte Rauschen der nahen und fernen Wasser oder den tonleiterartig fallenden Flötenrufen des „Turko" unterbrochen. Hell und heller wurde es dann, eine weite, sanft geneigte Ebene, lag vor uns. Im scharfen Trabe eilten wir vorwärts, denn es galt, bei Zeiten das vierzehn Leguas entfernte „Ovalle" zu erreichen, da der mir von Don Pedro mitgegebene Peon noch heute wieder zurück mußte. Von Ovalle aus konnte ich, Diligencia und Eisenbahn benutzend, Coquimbo in einem Tage erreichen. Von letzterem Ort aus beabsichtigte ich dann mit dem von Valparaiso kommenden Dampfer mich nach Arica in Peru zu begeben. Von Arica nach Tacna führte eine Eisenbahn, die mich in wenig Stunden hinbringen konnte. In fünf Tagen konnte ich von Coquimbo aus Arica erreichen.

Vorwärts ging es, die Ebene verlor sich und spitzgipfelige, inselartig aus zerrissenen Nebelschleiern auftauchende Berge traten an ihre Stelle. Links erschien der mächtige, durch seine reichen Kupferminen berühmte „Cerro de Tamaya." Wieder wechselten Berge und Ebenen, bis endlich gegen Nachmittag der schlanke Thurm und die lichten Häuserreihen Ovalles in einem von plumpen Gebirgsmassen überragten, flußdurchströmten Thale auftauchten. Eine Viertelstunde später trabten wir durch die von dichtem, frischem Grün überhangenen Lehmmauern der Gärten, passirten den reißend über grobes Geröll strömenden Fluß und bogen dann in die erste, lange Straße, in der das „Hotel de Chile" lag, ein, wo wir froh, am Ziele angelangt zu sein, aus den Sätteln sprangen. Ich war todtmüde und das Erste, was ich, nachdem ich etwas gegessen, that, war, daß ich ein paar Stunden schlief. Dann gegen Abend entließ ich meinen Führer mit den Pferden, klopfte meinem Schimmel, den ich an Don Marcelo verkauft, noch einmal abschiednehmend den schneeigen Hals, was er zu verstehen und durch ein leises Wiehern zu erwidern schien. Gutes, treues Thier, das mich auf seinem Rücken vom Fuße

des Aconcagua bis hierher, in die Nähe von Coquimbo getragen, und das ich nun, der Seereise wegen, zurücklassen mußte!

Noch einen kurzen Spaziergang machte ich durch die geraden, freundlichen Straßen des nicht unbedeutenden, lebhaften Städtchens, kaufte mir ein Paar Stiefel, eine Wollendecke und eine Moleta und nach dem ich noch einige Zeit auf dem langen, kühlen Balkone vor meinem Zimmer zugebracht, begab ich mich zur Ruhe.

Folgenden Morgen bestieg ich mit noch mehreren Passagieren die Diligencia, die uns nach etwa dreistündiger Fahrt in „La Higuerita“, einer kleinen Station der von Coquimbo aus nach den südlichen Minenplätzen führenden Eisenbahn, absetzte. Hier mußten wir mehrere Stunden auf die Ankunft des Trains warten, die ich mir durch das Anhören der Erzählungen eines alten „Cuyanos“ — wie die Chilenen die Argentiner nennen — dessen Bekanntschaft ich gemacht, vertrieb. Merkwürdige Dinge wußte der alte Bursche, dessen Gesicht so durchfurcht war, daß es jedem Maler als prächtige Studie zu irgend einem Faltenwurfe hätte dienen können, zu erzählen.

Endlich kam der Train und ich beeilte mich mit meinem alten Cuyano, einen guten Platz zu bekommen. Ein scharfer, kurzer Pfiff und vorwärts ging es. War das ein sonderbares Gefühl nach dem wilden Ritt durch die Provinzen, per Dampf durch die wie verwundert und erstaunt uns nachsehenden, grotesken Berge dahin zu fliegen. Merkwürdig und doch so recht den Geist der Neuzeit bezeichnend, dessen Bestreben sich namentlich in dem, schon von den Römern verfluchten, immer größer werdenden Goldhunger zu äußern scheint. Wo nur einigermaßen die Aussicht, der Mutter Erde ihre Schätze abzugewinnen, sich bietet, senkt die Industrie sogleich den Schacht, klettert die das geflügelte Wort tragende Telegraphenstange über die Berge und windet sich die eiserne Schienenstraße durch die Thäler in neue, der Civilisation bisher entlegene Gegenden hinein. In den einsamen, felsumstarrten Quebrada's, wo sonst nur das flüchtige Guanaco zierlich über die Steinblöcke setzte oder der heisere Schrei des Cordillerencondors die tiefe Einsamkeit unterbrach, gellt jetzt höhnend der schrille Pfiff der Locomotive, braust zischend und funkensprühend das eisengegliederte Ungethüm mit

der langen, donnernden Wagenschlange vorüber, daß der entsetzte Indianer schleunigst Kehrt macht und die Gegend meidend, sich weiter und weiter in die Schluchten der Cordilleren zurückzieht.

Durch die Thalöffnung erscheint jetzt — weit vor uns — der lange, schwarzblaue Streifen des Meeres und nicht viel später erreichen wir Coquimbo, dessen niedrige, kleine Häuser sich steil die gelbgrauen, zerrissenen Felsmassen hinanziehen. Langsam, unter fortwährendem Geläute, fahren wir durch die breite, menschenbelebte Hauptstraße am Fuße der Hügel hin. Unten an der See sehen wir hochragende Gruppen schwarzer Schlote, elegante, verandaumgebene Gebäude und weiter zurück die Masten von Segelschiffen und Dampfern — drüben jenseits der Bai liegt auch „Serena", die Hauptstadt der Provinz, doch weniger bedeutend wie Coquimbo. Dann rollen wir unter das Glasdach des Bahnhofs und folgen schon wenige Minuten später einem, meine Moleta tragenden Jungen in das Hôtel del ferro carril, das uns von Don Pedro empfohlen worden und dessen comfortable Einrichtung diesen Empfehlung in der That würdig ist.

Zwei Tage mußte ich auf die Ankunft des von Valparaiso kommenden Dampfers warten. Während dieser Zeit machte ich einen Ausflug nach dem eben erwähnten Serena, war aber ordentlich froh, als ich wieder heraus war, denn die Oede und Langweiligkeit dieser Stadt, die noch dazu „La Serena", die Heitere, heißt, spottet jeder Beschreibung.

Im Hotel lernte ich mehrere interessante Persönlichkeiten kennen, so zum Beispiel einen in allen Theilen der Welt gewesenen oder gewesen sein wollenden Peruaner, der durch seine enormen Sprachkenntnisse — er sprach über ein halbes Dutzend Sprachen mit größter Geläufigkeit — wirklich auffiel. Selbst Deutsch sprach er für einen Südamerikaner vortrefflich. Ein sehr liebenswürdiger Schotte dagegen sprach noch kein Wort Spanisch, da er eben erst von Neuseeland herüber gekommen war was ihn aber nicht hinderte, Abends beim Monte, das er schon trefflich verstand, auf's Beste fertig zu werden und dem Linguisten sowohl als einem italienischen Capitain, ihre Börsen bedeutend zu erleichtern.

Auch meinen Geburtstag feierte ich hier in Coquimbo. Es war, das nun schon der dritte hier in Südamerika; der erste fand mich als

reitender Schafhirt in der Banda oriental, der zweite in Iquique, im Hofe meines Wirthes Soto Silber schmelzend, und der dritte nun hier in Coquimbo als reisender Photograph. Wunderliches Menschenschicksal! Und genau ein Jahr später, wieder an meinem Geburtstage, saß ich im Schatten des alten Thurmes auf dem Drachenfels am Rhein und schaute hinaus in die reizende, sonnige Gegend, die ich vor fünf Sommern verlassen, fast war es mir, als wäre ich gar nicht fort gewesen und doch — wenn ich zurückdachte an das Erlebte — was lag nicht Alles dazwischen, wie schwirrten mir Länder, Städte, Menschen und Meere in tollem Chaos durch das Hirn. — — — —

Doch zurück nach Coquimbo. Auch hier war das jüngst erzählte Erdbeben von auffälliger Wirkung gewesen; Schiffe hatten ihre Ankerketten gesprengt, viele Häuser Risse bekommen und eine sich bildende Fluthwelle war bis fast an die Plaza hereingedrungen, hatte aber ihrer Niedrigkeit wegen glücklicherweise wenig oder gar kein Unheil anrichten können.

Endlich kam der Dampfer Santiago und ich beeilte mich, an Bord zu gehen. Ohne die Verzögerungen meiner Reise hätte dies schon vor Monaten geschehen müssen und doch, wie gut war es, daß es anders kam, denn möglicherweise wäre ich sonst vielleicht mit unter den zahllosen Opfern gewesen, die in Peru zu jener Zeit Revolutionen, Erdbeben und gelbes Fieber dahinraffte.

X.

Die Katastrophe des dreizehnten August. Noch einmal Iquique. Arica. Tacna. Reise nach Ecuador. Schattenseiten.

Aus den Zeitungen kennt wohl Jeder mehr oder weniger jenes schreckliche Erdbeben, welches am dreizehnten August 1868 die Westküste Südamerika's heimsuchte.

In den Städten Peru's vernahm man an diesem Tage gegen halb sechs Uhr Abends ein dumpf rollendes Geräusch, dem gleich darauf eine heftige, fast drei Minuten anhaltende Erderschütterung folgte. Von den größeren Orten des Landes hatten namentlich Arica, der Hafen von Tacna, und das achtzig Leguas weiter nach Norden, im Innern, liegende Arequipa gelitten. Furchtbar hatte das Erdbeben hier gehaust, kein Haus war bewohnbar, ja fast kein Stein auf dem anderen geblieben und der Verlust an Menschenleben zählte nach Tausenden.

In Ecuador war es noch schlimmer. Dort kam das Unglück bei Nacht und überraschte die Bewohner in ihren Betten. Die Zeitungen sprachen von zwei und dreißig tausend Menschen, die in Ecuador ihr Leben verloren haben sollten.

Nördlich von Guayaquil, sowie südlich von Cobija war das Erdbeben zwar auch ungewöhnlich heftig aufgetreten, doch waren die Verheerungen weniger arg und nur in Talcahuano und Tomé, im südlichen Chile, hatte die eindringende Fluthwelle die vor Anker liegenden Schiffe und einen Theil der Stadt zerstört. Diese ungeheure Welle war nicht nur längs der ganzen Westküste Südamerika's, sondern auch in Mexiko, ja selbst in Californien bemerkt worden und schien im innigsten Zusammenhange mit der ganzen, langen Riesenkette der Cordilleren zu stehen.

In all' den kleinen und größeren Küstenstädtchen, die wir während der sechstägigen Fahrt passirten, sahen wir Spuren des Ereignisses. Immer deutlicher wurden sie, je weiter wir nach Norden kamen. Huasco, Chanaral, Carrizal, Mejillones de Chile hatten weniger gelitten, mehr schon Tocapilla und Cobija; in Ersterem waren die eben erst fertig gewordenen Schmelzwerke mit ihren hohen Schornsteinen total zusammen-estürzt. Der eigentliche Schauplatz der Verwüstung lag jedoch noch zwei hundert englische Meilen weiter nördlich und zwar war es Iquique, welches den Reigen der unglücklichen, vernichteten Städte eröffnete.

Es war am sechsten Tage unserer Fahrt, gegen Mittag, als die sonnenverbrannten, sandbedeckten Berge Iquique's vor uns auftauchten. Hatte ich früher schon diese gewaltigen, gelbgrauen Bergungeheuer immer nur mit einem gewissen, geheimen Grauen ansehen können, so kamen sie mir jetzt wahrhaft dämonisch vor. Wie regungslos, gleichsam lauernd sie sich dahinstreckten, die unheimlich düsteren Massen mit der zertrümmerten Stadt zu ihren Füßen. Hatten sie doch erst wenige Tage vorher diese trügerische Ruhe mit einer gar entsetzlichen Thätigkeit vertauscht und im Verein mit dem aus seinen Grenzen tretenden Meere, die unglückliche Stadt so gut wie verschwinden zu machen gewußt. Die Berge waren gewiß nicht fest und wäre unser großer Schiller in Peru gewesen, er würde gewiß sein „Fest wie der Erde Grund" in der Glocke weggelassen haben.

Schauderhaft sah es am Lande aus. Durch- und übereinandergestürzt lagen ganze Reihen Häuser; was die Erschütterung nicht vernichtet, hatte die über fünfzig Fuß hohe eindringende Fluthwelle vollendet. Ueberall wild umhergestreute Waaren, Möbel, Kisten und Bretter, überall vom Meere zurückgelassene Schlammmassen, Seetang und Fische, die zugleich mit den Cadavern von Menschen und Thieren, die schauerlichsten Miasmen verbreiteten; dazwischen die Gruppen jammernder, ihre Angehörigen suchender Menschen und unheimlicher, unter Schutt und Trümmern Kostbarkeiten suchender Gestalten. Da und dort flammten große Feuer, in denen man die Cadaver von Menschen sowohl als Thieren verbrannte, denn zu dem umständlicheren Begraben hätte sich

jetzt wohl schwerlich Jemand hergegeben. Dazu kam, daß die See die Wassermaschinen zerstört hatte. Eine Bevölkerung von noch immer acht bis zehntausend Menschen ohne Wasser! Glücklicherweise hatten die zahlreichen Tienda's genügend Ale und Chicha, um für die allernächsten Tage auszukommen. Ebenso brachten einige Kriegsschiffe so schnell als möglich Wasser, Lebensmittel und Kleider, nahmen auch eine Menge Unglücklicher unentgeldlich mit sich nach weniger heimgesuchten Orten, so daß doch das Allerschlimmste einstweilen abgewendet war. In der zerstörten Stadt blieb aber Niemand, wenigstens nicht über Nacht, und weit davon am Fuße der Berge, waren eine Menge Hütten improvisirt, wo die früheren Bewohner Iquique's jetzt ihre Zeit zubrachten. Die mächtig hereinstürzende See hatte ihnen doch einen zu gewaltigen Respect eingeflößt, als daß sie sich hätten entschließen können, an dem Schreckensort zu bleiben, namentlich da auch die Erdstöße, wenngleich schwach, noch immer fortdauerten.

Soweit die See eingedrungen — und es war dies bei der niedrigen Lage der Stadt wahrlich kein kleines Stück — war der Boden wie rasirt, höchstens, daß hie und da noch ein paar Pfähle oder festere Bretter ragten, sonst hatte die rückgehende Fluth so ziemlich Alles mit sich genommen. Meinem alten Wirth Soto war das Haus ein paar mal übergekippt, doch hatte der speculative Kopf den Rest seiner Spirituosen unter den Bretterhaufen wieder hervorgesucht und am Ende der Stadt aus Segeltuch und Stangen ein Hotel improvisirt, wo er Speisen sowohl als Getränke zu wahrhaft fabelhaften Preisen verkaufte. Mehrere meiner Bekannten waren todt, unter ihnen Friedel oder v. H...., wie er eigentlich hieß, dessen räthselhaftes, bewegtes Leben somit unter den Trümmern dieses entlegenen Ortes seinen Abschluß fand.

Ueberhaupt gingen an Menschenleben hier glücklicherweise nur etwa zweihundert verloren — wenig im Verhältniß zu anderen Städten, wie Arequipa, Arica, Tarapaca rc. Dagegen brach vier Monate später das gelbe Fieber aus, was nicht rechtzeitig flüchtete, starb, und die ehemals so gewerbthätige, blühende Stadt ging ihrem gänzlichen Verfall entgegen.

In dem eine Tagereise nach dem Inneren hin entfernten Tarapaca

war kein Stein auf dem anderen geblieben, ebenso hatten die näher nach der Küste liegenden Salpeterminen bedeutende Schäden erlitten.

Die Sterne blinkten am Himmel, als wir Iquique verließen. Kopf an Kopf standen auf Deck die zahlreichen Unglücklichen, die, den Schauplatz des Elends verlassend, im Norden ein besseres Geschick suchten. Aber auch Mancher mochte unter ihnen sein, der früher ein armer Teufel, jetzt unter dem schmutzigen Poncho Schätze barg, deren Besitz er sich wohl nie hätte träumen lassen. Raub und Mord waren ja überall in den unglücklichen Städten an der Tagesordnung und die entfesselte Habgier wüthete in der selbst bei ruhigen Zeiten fast gesetzlosen Republik, auf eine gar schreckliche Weise. Es war das ein schwerer Tag für Peru, dieser dreizehnte August, und der liebe Gott mußte einen besonderen Groll auf das Land haben, daß er ihm mit Revolutionen, Erdbeben und Epidemien so arg zusetzte.

Gegen Mitternacht passirten wir Mejillones de Peru. Vollständig verschwunden war der ganze, kleine Ort; nur ein einziges Haus, das eines Deutschen, ragte oben auf dem Gipfel eines Felsen, den die Alles vernichtende Fluth nicht hatte erreichen können.

Pisàgua, ein Städtchen mit nicht unbedeutenden Salpeterminen, das wir am Nachmittag des nächsten Tages erreichten, war glücklicher gewesen. Nur soweit die See hatte eindringen können, war es verwüstet, der größte Theil der Stadt war der höheren Lage wegen, wie es schien, ziemlich gut erhalten.

Immer dicht an die fast senkrechte, gewaltig hohe und felsige Küste hinfahrend, kamen wir gegen Abend des folgenden Tages in Sicht der Schneeriesen Boliviens, die weit, weit über das öde Küstengebirge, an dessen Fuß Arica sich ausbreitet — oder vielmehr sich ausgebreitet hatte, denn jetzt lag es, ein formloser Trümmerhaufen am Boden — herüberragten. Aber noch andere, traurigere Anzeichen verriethen die Nähe desselben; schwimmende Balken, Schiffstrümmer, Cadaver von Kühen &c. trieben, unheimlich auf den Wellen schaukelnd, uns entgegen. Eine halbe Stunde später lagen wir gegenüber dem „Morro“ vor Anker.

An der Muelle standen dichte Menschengruppen, erwartungsvoll nach dem Dampfer schauend, von dem sie einige Milderung ihrer Lage hofften. Ich wandte mich an einen der dort herumstehenden Engländer, um vor allen Dingen etwas über die nach Tacna führende Eisenbahn zu hören — lieber Gott! sie war auf einer Strecke von mehr als drei Leguas vollständig unfahrbar geworden. Auf eine zweite Frage, wo man die Nacht über bleiben könne, zuckte er die Achseln und ging mit einem phlegmatischen: „J do'nt know" hinweg. Das waren vortreffliche Aussichten! Dazu brach die Nacht schnell herein und ich stand noch immer, meine Reisetasche in der Hand, rathlos an der Muelle, — daß ich Tacna nicht erreichen konnte, daß mein Apparat nicht möglicher-, sondern wahrscheinlicher Weise zum Henker war —, kümmerte mich in diesem Augenblick sehr wenig, wo in aller Welt sollte ich vor allen Dingen erst einmal die Nacht zubringen? Sämmtliche Häuser lagen in Trümmern, in denen sich wildes Volk, stehlend und raubend, herumtrieb. Sollte ich allein, bei Nacht, die Strecke bis da, wo die Bahn fahrbar war, zu Fuße gehen. — Wahnsinn! ich hätte mich bei der Unkenntniß des Weges und der Dunkelheit, unfehlbar verirrt, wenn mir nicht noch Schlimmeres passirte. Alle Bande der Ordnung waren ja gelöst. Dazu lungerten beständig ein Paar dieser peruanischen Banditen um mich herum, wobei sie namentlich meiner Moleta, in der sie Gott weiß was vermuthen mochten, besondere Aufmerksamkeit würdigten. Nun, jedenfalls öffnete ich dieselbe erst einmal, und nahm mir ein kurzes, schweres Doppelpistol — ein Geschenk Don Marcelos — heraus, setzte frische Hütchen auf, steckte es unter meinen Poncho in den Gürtel, nahm dann meine Tasche und schlenderte den Trümmern zu. Eben begegnete ich einem hohen, jungen Mann mit blauen Augen und blondem Haar, — wenn das ein Deutscher war —? Richtig, ich hatte mich nicht geirrt und kaum, daß ich ihm gesagt, in welcher Klemme ich stak, bot er mir auch schon freundlich sein Comptoir, das schon wieder auf den zusammengestürzten Wänden seines Hauses improvisirt war, zum Uebernachten an. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Don Carlos — wie mein neuer Bekannter hieß — führte mich auch gleich in das nur wenige Schritte entfernte, aus Segeltuch und Pfählen errichtete Comptoir und

nachdem er die schweren Geschäftsbücher weggethan, lud er mich ein, es mir auf einem prächtigen Sopha so bequem als möglich zu machen.

Jetzt aber ließ es mir auch keine Ruhe mehr; noch war es hell und am Himmel stand außerdem der volle Mond, Licht genug, um die Zerstörung zu sehen und da auch Don Carlos sich bereit erklärte, mich zu begleiten, brachen wir gleich wieder auf und gingen in die ehemaligen Straßen hinein. Hatte es aber in Iquique schon bös ausgesehen, so war es hier geradezu fürchterlich. Die Häuser, von großen, an der Sonne getrockneten Lehmsteinen, sogenannten „Adobes“ gebaut, waren alle mit einander toll und wild, über- und durcheinander gestürzt; quer über der Straße lag der Thurm der Kirche, — hier mußte man über Trümmer und Leichen wegklettern, dort wieder große Tümpel stagnirenden Seewassers umgehen. Und dann das bunte Conglomerat der umhergestreuten Waaren, Landkarten, durchweichter Kleider und Bücher, Seetang und verfaulter Fische! Und diese riesigen, von der mächtigen Fluth gleich kleinen Kieseln herumgeworfenen Felsblöcke, diese tollen Massen von Schienen, Rädern, Kesseln, Röhren, Schiffstrümmern, entwurzelten Bäumen und Eisenpfeilern des einst so schön gewesenen, jetzt vollständig verschwundenen Zollhauses! Ueberall Kisten, Bretter, Möbel, Papiere, ja sogar uralte Indianermumien, die von der Fluth aufgewühlt, zu Dutzenden herumlagen und mit den langen, wohlerhaltenen Haarzöpfen und der braunen, lederartig eingetrockneten Haut seltsam genug aussahen. Aber auch an modernen Leichen fehlt es nicht, der ganze Strand war damit bedeckt, und gar unheimlich sah es aus, wie die schwarzen, formlosen Massen in dem matten, phosphorischen Funkenscheine der See, in regelmäßigen Pausen jetzt ans Land, und gleich darauf wieder zurück in ihr schäumendes Wogengrab rollten.

Es war das ein für mich unvergeßlicher Spaziergang, den ich an diesem Abend mit Don Carlos durch die mondbeleuchteten, schreckenerfüllten Ruinen der unglücklichen Stadt machte, während er mir den ganzen Vorgang der Katastrophe, wie sie hier auftrat, schilderte. Er — Don Carlos — war gerade mit noch einigen Deutschen bei Tische, als die ersten Anzeichen des Erdbebens, ein dumpfes, lang anhaltendes Rollen, dem eine mäßig starke Wellenbewegung folgte, eintraten. Man

scherzte und lachte und es fiel Niemandem ein, das Zimmer zu verlassen — „Terremotos“ waren hier etwas zu Gewöhnliches, als daß man sich viel darum gekümmert hätte. Da aber die Erschütterungen nicht enden wollten, im Gegentheil stärker wurden, verließen sie endlich das Haus und zwar zu ihrem Glücke, denn kaum waren sie draußen auf der Plaza, als der eigentliche Tanz losging. Wie eine flüssige Masse wogte, wallte und krümmte sich der Erdboden, die Wellenbewegung verwandelte sich in eine horizontal stoßende, und so heftig trat dieselbe auf, daß Niemand sich aufrecht erhalten konnte. Schauerlich tönte der dumpfe Donner aus der Tiefe, krachten die einstürzenden Gebäude, heulten und kreischten die Stimmen der vor Angst halb wahnsinnigen Unglücklichen und der aufsteigende, dichte Qualm der zerschmetterten Adobes, machte die Scene nur noch grausiger. Was half es, daß alles Volk niederfiel, an die Brust schlug und „misericordia“ schrie. Einem Engländer, der hastig durch eine Gruppe der um Erbarmen Schreienden rannte, wurde zugerufen, niederzuknien und zu beten, und als er nicht gehorchte, sondern eiligst seinen Weg ins Freie fortsetzte, knatterten ihm wohl ein halbes Dutzend Revolverschüsse nach.

Aber noch waren die Schrecken des Tages nicht zu Ende; wie aus einem Munde tönte auf einmal der Schrei: „sale el mar!“ Entsetzlich! Das ganze ungeheure Becken des Hafens war leer, die See hatte sich zurückgezogen und die Schiffe lagen an ihren Ankerketten am Grunde. Lange aber hielt sich Niemand mit Betrachtung des grausigen Anblicks auf, in wilder Flucht stürzte Alles nach dem Morro, einem vielleicht zwei hundert Fuß hohen, dicht an der See gelegenen, steilen Hügel, und kaum auf demselben angelangt, geschah das Furchtbare. Das Meer kam zurück. Eine lange, ungeheure, durchsichtig grüne, schaumbedeckte Woge tobte heran, stürzte sich über die unglückliche Stadt und überall Tod und Verwüstung verbreitend, vernichtete sie in wenig Augenblicken den Rest der noch stehenden Trümmer. Arica war nicht mehr. Wo die Fluth hingekommen, war Alles wie weggefegt. Der Verlust an Menschenleben und Gut war ungeheuer. Im Zollhause allein lagen für mehr als drei Millionen Pesos Waaren, von denen Nichts, sage gar Nichts, gerettet wurde. Die Fluth hob die Schiffe, deren

Ankerketten gleich Zwirnsfäden rissen, empor und schleuderte sie weit ins Land hinein. Eins ging sogleich mit Mann und Maus unter, ein anderes dagegen, der eiserne nordamerikanische Kriegsdampfer „Wateree", lag wohlerhalten eine halbe englische Meile vom Strande, in einer muldenartigen Senkung des Bodens. Ihn zu bewegen und wieder ins Wasser zu bringen, kostet mehr als er überhaupt werth ist, weßhalb er wohl zum Andenken an den grausigen Tag für ewige Zeiten dort liegen bleiben wird. Gegenwärtig wurde er aufs Rationellste ausgeplündert. Die übrigen Schiffe, darunter das mächtige, peruanische Kriegsschiff „America", lagen eins hier, das andere dort, in tausend Stücke zertrümmert. Dem Peruaner waren, so wie sein Kiel Land berührte, zwei Masten wie Glasstangen unten abgebrochen und hatten dieselben, auf Deck schlagend, mehr als zwanzig Matrosen getödtet. Grauenhaft sahen die zerschmetterten Schiffe aus.

Die Schrecken der Natur schwiegen. Aber nun begann der zweite grausige Akt dieses unseligen Tages. Mit dem Revolver in der Hand, stürzten sich die Matrosen auf das überall umher liegende Gut der Einwohner; Gesindel, das wohl nirgends in der Welt bei dergleichen Gelegenheit fehlt, folgte ihrem Beispiele. Fast unglaublich, aber nur zu wahr ist es, daß Offiziere des dort garnisonirenden, peruanischen Militärs, die mit kleinen Abtheilungen ihrer Leute das herumliegende Eigenthum bewachen sollten, eigenhändig die eisernen Geldschränke der Kaufleute aufbrachen und sich der darin liegenden, oft sehr bedeutenden Summen bemächtigten. Wer kann es unter diesen Umständen den undisciplinirten, halbwilden Soldaten verdenken, wenn sie sich den Teufel länger um die Bewachung der Waaren und Werthsachen kümmerten, sondern ebenfalls nach Herzenslust raubten und plünderten. Ja es schien fast, als ob Alles davon angesteckt würde, denn: Männer, Weiber und selbst halbwüchsige Jungen gaben sich dieser Beschäftigung mit einem Eifer hin, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, und nur die immer noch fortdauernden schwachen Erdstöße ließen sie dann und wann aufschrecken, worauf sie aber gleich darauf emsiger als zuvor, ihre ehrenwerthe Thätigkeit weiter fortsetzten.

So weit die Erzählung meines Begleiters. Und in der That gräß-

lich mußte es hergegangen sein; neben den hie und da liegenden erbrochenen Geldschränken sah man noch eingetrocknete, dunkle Blutflecke, der weiche Schlamm ringsum war zerstampft und zertreten, als wenn ein heftiger Kampf stattgefunden hätte, ja die Soldateska hatte die Unverschämtheit so weit getrieben, daß sie europäische Kaufleute, die mit gespanntem Revolver ihr Eigenthum bewachten, als Räuber bezeichnete, sie wegjagte, und sich dann selbst an das Geschäft des Bewachens machte — sie wollte ja nur das Beste der Leute — so daß in der That von diesem Augenblick an nichts mehr dort gestohlen werden konnte. Selbst jetzt noch, während wir durch und über die Ruinen kletterten, konnten wir deutlich die braunen Halunkengesichter mehrerer peruanischen Matrosen und Soldaten bemerken, die im hellen Mondschein eifrig die Erde mit Messern und Bajonetten aufstocherten, um verschüttete Kostbarkeiten an's Licht zu bringen. Sie ließen sich bei unserer Annäherung nichts weniger als stören.

Bei einer deutschen Familie tranken wir noch selbigen Abends gemüthlich Kaffee. Die Leute waren schon wieder ganz fidel, hatten sich mit echter Philosophie in das Unvermeidliche gefügt, und fingen eben noch einmal von vorn an, statt sich lange mit Jammern und Lamentiren abzugeben. Auf den Trümmern des Hauses waren mit Hülfe diverser Matten wieder ein paar ganz gut bewohnbare Räume hergestellt; vor denselben flackerte ein lustiges Feuer und daneben saßen wir kaffeetrinkend, rauchend und plaudernd, es wurde gescherzt, gelacht und erzählt, als wenn nie etwas Besonderes vorgefallen wäre und nur der eigenthümlich widrige Verwesungsgeruch der hie und da noch in den Schuttmassen steckenden Cadaver, den manchmal ein Luftzug herüberwehte, sowie das dumpfe Poltern eines nachstürzenden Stücks Gewölbe der gegenüberliegenden Kirche, erinnerten daran, daß hier nicht Alles war, wie es sein sollte.

Uebrigens hatte ich Glück an diesem Abend, denn ich traf hier einen Deutschen, aus Tacna, der morgen zurück reiten wollte und mir freundlich ein Maulthier zur Verfügung stellte. Don Ignacio war ein guter Kerl, doch habe ich ihn stark im Verdacht, daß seine Güte für mich noch einen anderen Grund, als nur den der Nächstenliebe hatte, und daß

es bloße Furcht vor den halsabschneidenden Arrieros, die jetzt den Weg zwischen Arica und Tacna unsicher machten, war, weßhalb er mir die Ehre, ihn zu begleiten, anthat. Nun, das mochte sein, wie es wollte, für mich war es jedenfalls sehr angenehm, unter diesen Verhältnissen überhaupt erst einmal fortzukommen, und ich dankte deßhalb Don Ignacio herzlich für sein Anerbieten, wozu er recht freundlich und herablassend nickte und „bueno, bueno“ murmelte. Unsere Abreise wurde auf sechs Uhr Morgens festgesetzt.

Die Nacht schlief ich, das Pistol in der Hand, auf dem Sopha meines Retters: Don Carlos, und stand früh am folgenden Tage reisefertig vor den Matten Don Ignacio's, der mit den schweren Sporen schon ungeduldig herumklirrte. Bald waren wir im Sattel und trabten am Meeresstrande dahin, der weit und breit mit Tausenden zerschlagener Kisten und Kasten bedeckt war. Was die See von den Waaren der Aduana nicht verschlungen, hatten die industriellen Arrieros ruhig auf ihre Maulthiere gepackt und in die Berge geführt. Die größeren Kasten hatten sie dabei zerschlagen und bei der großen Auswahl der Dinge überhaupt erst einmal das Werthvollste in Sicherheit gebracht. Auch an der „Wateree“ führte unser Weg vorbei, und sonderbar sah es aus, wie der eiserne Koloß so lustig, als hätte er hundert Faden blaues Wasser unter sich, seine Sterne und Streifen vom Heck herunter flattern ließ.

Tacna liegt etwa sechzehn Leguas nordöstlich von Arica. Der Weg, wenn auch ziemlich eben, doch sehr sandig und deshalb beschwerlich, führt meist durch flaches Terrain bis in die Nähe des gewaltig hohen, steilen Gebirgsrückens, an dessen Fuße die lebhafte Stadt sich weit hindehnt.

Ein unangenehmer Ritt aber war es durch die sonnendurchglühte, sandige Pampa. Nicht allein, daß mein Mula, eine äußerst störrige Bestie, mir schon genug zu schaffen machte, nein, ich hatte auch noch das Vergnügen, meine unten mit einem kleinen Koffer versehene Reisetasche vor mir auf den Sattelknopf zu balanciren, so daß ich über dieselbe hinweg kaum den Kopf des Thieres sehen konnte. Dabei flimmerte und zitterte die Luft vor Gluth und seufzend schaute ich gar manchmal hin=

auf zu den schnee- und eisbedeckten, starren Bergriesen, die in wunderbarer Klarheit weit über die blauen Massen der hohen Sierren herüberschauten. „Wer jetzt dort oben sein könnte — mit welchem unsäglichen Vergnügen wir uns im kühlen Schnee wälzen würden", seufzte Don Ignacio, dem nachgerade vor lauter Hitze ganz erbärmlich wurde. Verschiedene Male stieg er auch ab, und sich im Schatten seines eigenen Thieres legend, verfluchte er die Welt im Allgemeinen und Peru noch ganz besonders. Glücklicherweise hatten wir von einem, von uns überholten Arriero, ein paar Flaschen „Pale Ale" gekauft, und wenn auch der Stoff etwas sehr warm geworden war, half er doch allmälig über die Zerknirschung Don Ignacio's hinweg. Vermuthlich stammten die Flaschen aus irgend einem der Hotels, wenigstens lag die Vermuthung nahe, da der Arriero eine ganze Ladung davon auf sein Thier gepackt hatte, das er mit aller Gemüthsruhe vor sich her gen Tacna trieb. Auch sonst überholten wir eine Menge Gesindel, das, schwer bewaffnet, allerlei Dinge zu Fuß und zu Pferde mit sich schleppte. —

Endlich tauchte vor uns ein langer, dunkler Streifen Vegetation mit weißen Häuserpartien untermischt, auf. Das war Tacna. Ob mein Apparat wohl dort war? Ob unter diesen Verhältnissen mein Wechsel bezahlt wurde? Quien sabe! Wenn das Unglück so arg wie in Arica war, war nicht daran zu denken.

Jedenfalls mußte ich das bald erfahren; denn bald darauf schon erreichten wir die ersten Lehmmauern der Vorstadt, und galoppirten zwischen wehenden Palmen, breitblättrigen, gelappten Bananen, Feigen- und Olivenbäumen dahin. Jetzt kamen wir in ganze, zusammenhängende Straßen, Gott sei Dank! nur wenige Häuser waren gestürzt, wenn auch die meisten furchtbar klaffende Risse und Spalten zeigten. Doch war die Furcht vor Terremotos deßhalb nicht weniger gering; überall in den breiteren Straßen und freien Plätzen standen wunderliche, aus Matten und Tüchern zurechtgeflickte Zelte, in denen die Leute campirten, denn in die beschädigten Gebäude wagte sich bei den noch immer fortdauernden, schwachen Erschütterungen Niemand hinein.

Nachdem ich Don Ignacio noch bis zu seinem Hause begleitet, nahm

ich Abschied von ihm, um das von ihm empfohlene Hôtel à la bola de oro, „zur goldenen Kugel“, aufzusuchen, das ich auch leicht in der breiten Hauptstraße fand. Bald hatte ich ein wenig Toilette gemacht und beeilte mich, Monsieur Oscar Fümeau, den Freund meines früheren Companero's v. G...., an dessen Adresse der Apparat gerichtet war, aufzusuchen. Er wohnte schräg gegenüber, in der Villa de Paris, einem eleganten Hutladen. Oscar Fümeau, ein wie fast alle seine Landsleute liebenswürdiger Franzose, empfing mich artig und zuvorkommend, freute sich, wie er sagte, nach unserem gepflogenen Briefwechsel mich nun auch persönlich kennen zu lernen, aber auf meine Frage, ob der Apparat angekommen, zog er tief bedauernd seine Schultern hoch in die Höhe und — nun ja, es war Nichts, das sah ich schon. Nur einige Briefe von Europa waren für mich eingelaufen, aus denen ich ersah, daß der Apparat kurz vor dem Erdbeben in Arica angekommen, jetzt aber, da er in der Aduana gelegen, entweder auf dem Grunde des Meeres oder in den Händen der räuberischen Arrieros sich befinden mußte.

Nichtsdestoweniger beschloß ich eine Woche wenigstens hier zu bleiben, um den nächsten Dampfer abzuwarten; brachte der dann auch nichts, nun so war es immer noch Zeit, irgend einen Entschluß zu fassen.

Einen Hut kaufte ich mir noch von Monsieur Fümeau, dann empfahl ich mich einigermaßen verstimmt und trat meinen Heimweg an. Der Apparat war wahrscheinlich zum Teufel und wenn, was ja auch möglich war, mein Wechsel nicht bezahlt wurde, so — ich mochte gar nicht daran denken.

Unter diesen angenehmen Aussichten erreichte ich mein Hotel und da es doch schon zu spät war, die Herren Burghardt, Wiese u. Comp., auf die mein Wechsel lautete, aufzusuchen, ging ich in's Bett und fiel bald, nach dem strapaziösen Ritt von heute, in einen festen, gesunden Schlaf, in dem ich Erdbeben, Wechsel, Dampfer und Apparat vergaß und nicht eher erwachte, bis die Sonne durch die in der Zimmerdecke angebrachte luftige Oeffnung lustig hereinschien.

Nun, meine Befürchtungen waren glücklicherweise ohne Grund gewesen, denn als ich die erwähnte Firma besuchte, wurde mir der Betrag des Wechsels mit der größten Höflichkeit ausgezahlt.

Während ich das Geld einsteckte, mußte ich unwillkürlich an meinen Freund Bautista in den chilenischen Bergen denken und ich konnte nicht umhin, laut hinaus zu lachen, zur größten Verwunderung der Herren Burghardt, Wiese u. Comp., die aber, nachdem ich ihnen die Abenteuer jener denkwürdigen Nacht mitgetheilt, ebenfalls herzlich mit einstimmten.

Ich schlenderte nun, wie ich es in jeder mir fremden Stadt zu thun gewohnt bin, mich dem Zufall überlassend, durch die engschattigen, wasserdurchströmten Straßen nach allen Richtungen dahin. Tacna ist ein lebhafter, schöner Ort, aller Handel nach Bolivien geht über hier und die Straßen wimmeln immer von kommenden und gehenden, großen Maulthierzügen, die von buntgekleideten indianischen Arrieros geleitet werden. Die untere Klasse sind meist unvermischte Vollblut-Indianer und ihre seltsam klingende Sprache des „Quichua" ist hier eben so allgemein wie das Spanische. Kräftige, sehnige, kupferbraune Gestalten sind es, denen der breite Filzhut und der grüne oder blaue Poncho sehr wohl kleidet. Unter den Frauen bemerkt man nicht selten üppig schöne Figuren. Das Hauptkleidungsstück der Letzteren besteht in einem weiten, dunklen Stoff, der vom Halse an bis zu den Knöcheln reicht und in der Taille gürtelartig zusammengehalten wird. Die Arme sind vollständig frei. An den Füßen tragen sie mächtige, aus Bast oder Stroh gefertigte Sandalen und ihr langes, straffes Haar hängt entweder einfach herab oder ist zu einer Menge wunderlicher Zöpfe geflochten und mit schweren, silbernen, löffel- oder pfeilartigen Zierrathen geschmückt. Die schwersten Lasten, auf denen manchmal wohl auch noch ein paar Kinder hocken, werden mit Leichtigkeit von ihnen in einem breiten, bandartigen Stück Zeug auf dem Rücken getragen, wobei ihnen zwei weitere Bänder oder Gürtel, die sich vorn um die Stirn legen, zur Unterstützung dienen. Ueberall wimmelt es von den ursprünglichen Landeskindern. Hier unter den Arkaden des Marktplatzes feilscht man um prächtige Früchte, dort wieder treiben in wirren Gruppen, schreiend, lachend und lassoschwingend die bolivianischen Arrieros ihre Maulthierkaravanen an einander vorüber, lungern die trägen, in ihren affenartigen Uniformen sehr an dieses Thier erinnernden Soldaten, poltern schwerfällige, ochsenbespannte Careta's oder eilt ein mit breitem Sonnenschirme bewaffneter Europäer im hellen Anzug und

Cylinderhut über die heiße, sonnenglühende Straße. Wird es aber später, neigt die Sonne sich über der scharf abgegrenzten Horizontlinie des fernen Meeres dem Untergange zu, die Cordilleren mit rosiger Gluth übergießend, dann sammelt sich auch allmälig die feinere Welt; die Poncho's und breiten ordinären Hüte werden von eleganten, luftigen Sommertoiletten und Panamahüten verdrängt, Eisverkäufer improvisiren an den Promenaden ihre kleinen, im Nu besetzten Tische, Guitarren klingen, fröhliche Stimmen lachen und schwatzen und das Leben der in Südamerika fast überall gleichen Nächte beginnt.

Lebhaft erinnerte Tacna mich immer an Rio de Janeiro. Das waren wieder dieselben schmalen, schnurgeraden, schattigen Straßen, an deren Ende gerade wie dort die, wenn auch hier bedeutend höheren, blauen, zackigen Berge herüberragten, dieselben kleinen bunten Häuser mit den zahllosen Flaggenstangen und den mosaikartigen Verzierungen. Wie dort Neger, durchlärmten hier Indianer die Straßen, verkauften Früchte und Dulce's und machten einen Heidenspektakel. Allerdings war Rio viel, viel größer, doch konnte eine gewisse Aehnlichkeit nicht geleugnet werden, wozu wohl auch die, wenn auch nur proportionell ähnlichen Berge Vieles beitragen mochten.

Eines Tages gegen Sonnenuntergang schlenderte ich gedankenlos oder vielmehr sehr gedankenvoll — denn beim Erblicken der Villa de Paris fiel mir wieder der unglückliche Apparat ein — durch die Straßen, und ich stellte mir lebhaft vor, welch ein großer Pechvogel ich doch eigentlich war.

„Halloh, Companero!" rief da auf einmal durch die offene Glasthür Monsieur Fümeau, „bitte, kommen Sie doch mal herein."

Der gute Fümeau, ich hätte ihn umarmen können, wie er da hinter dem Ladentische stand und in seiner Rechten einen Brief freudestrahlend emporhaltend, mehr schrie als sprach:

„Ha llegado, ha llegado!"

„Was denn, mein Apparat?"

„Si, oui, natürlich der Apparat. Soeben benachrichtigt mich mein Agent aus Arica, daß derselbe einen Tag nach dem Erdbeben ankam, da aber nicht ausgeladen werden konnte, nahm der Dampfer einstweilen

alle Sachen für Arica mit sich hinauf nach Valparaiso und hat sie gestern wieder mitgebracht. Ihre Kiste ist darunter."

„Also doch kein Pechvogel," dachte ich und that im Stillen dem Schicksal Abbitte, daß ich mich vor wenigen Minuten dafür gehalten. Denselben Tag noch, kam auch die wohlverpackte Kiste mit einer Maulthiertropa von Arica herauf, und da ich während meines Aufenthaltes hier mit einem Photographen bekannt geworden war, hatte derselbe nichts dagegen, daß ich die übrigens sehr schöne, große Maschine bei ihm aufstellen und probiren konnte. Zu letzterem Zweck wählte ich mir einen gerade vorbeigehenden Indianer, den wir, nebst seiner ihn begleitenden, besseren Hälfte hereinriefen. Auf unser Ansuchen betrachtete er mißtrauisch bald uns, bald das unheimliche Glas und war lange nicht zu bewegen, sich unserem Wunsche zu fügen; wer konnte auch wissen, was die beiden Gringo's am Ende mit ihm machen wollten, das runde Messingrohr da war vielleicht eine Kanone, mit der sie ihn, — nee, das geht nich — schien seine verlegen grinsende Miene zu sagen, und schon wollte er, gewandt, wie er war, sich zur Thür hinausdrücken, als ich ihn noch rechtzeitig an seinem Ponchozipfel erwischte, das Bild mußte ich haben, und nachdem wir ihn nochmals beruhigt und ein paar Realen gegeben, nahm er endlich, immer aber noch nach der Thür blickend, die ihm angewiesene Stellung ein. Auch die Frau schien jetzt ruhiger zu sein und stellte sich muthig neben ihn. Aber während ich das Objectiv auf ihn richtete, rückte er in seiner Herzensangst unruhig hin und her, so daß es schier unmöglich wurde, das Bild im Fokus zu bekommen. Dazu brüllte ihm der Tacnaer Photograph ein zorniges „Ruhig" zu, wodurch der arme Teufel ganz aus dem Concept kam und nun mit der Resignation der Verzweiflung Alles über sich ergehen ließ und zitternd und bebend kein Glied mehr rührte, so daß ich noch eine ziemlich gute Platte erhielt.

Die Maschine entsprach vollkommen meinen Ansprüchen und es galt nun, sich für irgend einen Platz zu entscheiden, wo ich meine Thätigkeit beginnen konnte. Zwei Orte waren es, auf die ich mein Hauptaugenmerk richtete: La Paz, die nur wenige Tagereisen von hier entfernte, bedeutendste Stadt Boliviens, und Quito, die Hauptstadt von Ecuador. In beiden Orten sollte kein Photograph sein. Wohin also? La Paz ist ein

Lumpennest, sagten die Einen, Quito eine Räuberhöhle, die Anderen. Im Hotel dagegen waren ein paar Herren aus Quito, die mir dieses als einen dreimal so großen Platz wie La Paz schilderten, und viel von dem Reichthum des Landes zu erzählen wußten, dazu kam mein altes Uebel, der Reiseteufel, und ich entschied mich für Quito, das neuntausend Fuß hoch unter dem Aequator lag, und für das ich schon immer als die „cindad de la primavera eternal" geschwärmt hatte. Hol' der Teufel den Reiseteufel.

Von dem Tacnaer Photographen kaufte ich für eine geringe Summe, — denn auch er wollte fort und suchte mich mit bewunderungswürdiger Consequenz zu bewegen, ihm sein Geschäft abzukaufen, was ich jedoch dankend ablehnte, — die nothwendigsten Materialien und machte mich auch sonst in jeder Beziehung reisefertig.

Früh am andern Morgen sollte die Eisenbahn zum erstenmale wieder so weit als möglich nach Arica hinunter fahren, weßhalb ich noch selbigen Abends von meinen neuen Bekannten, insbesondere aber von Fümeau, herzlich Abschied nahm.

Da saß ich denn wieder im Eisenbahncoupee und rollte die weite, sandige Ebene hinab, die ich vor acht Tagen mit Don Ignacio heraufgeritten war. Mit dem Apparat sowohl als dem Wechsel hatte ich Glück gehabt, warum also sollte der alte Herr da droben, der mich noch in keiner ernstlichen Klemme hatte sitzen lassen, nicht auch weiter helfen. Weit und beschwerlich zwar war die vor mir liegende Reise, aber hatte es bisher immer gut gegangen, weßhalb sollte es nicht auch diesmal der Fall sein, und Strapazen — nun, die hatte ich schon früher gehabt und nur erst einmal mitten darin, waren sie auch schon zu ertragen.

Etwa drei Leguas vor Arica mußten wir aussteigen und den Rest des Wegs zu Pferde zurücklegen. Noch einen letzten Blick warf ich auf die kistenbesäete Ebene, auf die grauenhaften Trümmer Arica's und die sich den Berg hinanziehenden, improvisirten Hütten der Unglücklichen, dann ging ich an Bord des Dampfers „Chile" und kurze Zeit darauf ließen wir die Bai hinter uns, mehr und mehr wich die Küste zurück und hoch über dieselbe hinaus dämmerten riesenhafte, blasse Schneegebirge ihren Abschiedsgruß herüber.

Ich nahm ein Billet bis Guajaquil, dem Hafen von Quito, das wir in acht bis neun Tagen erreichen konnten. Von da aus hatte man dann noch eine sechstägige Reise zu Maulthier bis Quito, die der Räuber wegen nicht ohne sein sollte.

Uebrigens war es eine ziemlich langweilige Fahrt, die öde, sandige Küste hinauf oder vielmehr hinab, wie die Südamerikaner sagen. Nichts als Sand und wieder Sand, nur da, wo vor Urzeiten ein Fluß, von den Cordilleren kommend, ein tiefes Thal in die hohe Küstenmauer geschnitten, dehnte sich am Boden desselben einiges Grün hin, und an solchen Stellen lagen dann die kleinen Häfen, unter denen Islay, der Hafen von Arequipa, der wichtigste ist. Alle hatten von dem Erdbeben und der Fluthwelle sehr gelitten. Wir passirten das seiner Weine wegen berühmte Pisco, die Chinchasinseln und Callao, auf welche Orte ich später zurückkommen werde, ebenso das weiter nach Norden liegende, entsetzlich öde Paita, das, einem Haufen Schwalbennester nicht unähnlich, an den sonngedörrten, sandigen Hängen klebt. Am neunten Tage endlich, erreichten wir Guajaquil, das, im angenehmen Contrast mit der südlicheren Küste, die herrlichste, üppigste Vegetation zeigt. Herzlich froh war ich, wieder an Land zu kommen.

Ich hatte genügend Zeit, ehe ich Gelegenheit mit einem nach Quito gehenden Arriero fand, mir die Stadt und nächste Umgebung etwas näher anzusehen. Längs des hier mündenden Guajaquilflusses ziehen sich wenige aber lange Häuserreihen, die zu beiden Seiten mit Colonnaden versehen sind, hin. Die vordere Reihe dieser Gebäude zeigt ein ziemlich elegantes Aeußere — leicht erklärlich, denn hier wohnen meist die Fremden, die Gringo's, wie in ganz Südamerika namentlich die Engländer, Franzosen und Deutschen genannt werden.

Was mich aber am Meisten hier anzog, war die echt tropische Vegetation, die in üppig strotzender Fülle überall dem Auge begegnete und einen gar wunderbaren Eindruck, im Vergleich mit der wasserlosen, verbrannten peruanischen Küste, auf mich machte. Freilich soll gerade darin der Grund des hier so häufigen gelben Fiebers liegen und auf den ersten Blick scheint es wirklich, als ob dasselbe namentlich solche Orte, wo sumpfige Flußmündungen und eine heiße Tropensonne eine üppige Vege-

tation begünstigen, am meisten liebe, — ich erinnere nur an New-Orleans, wo der gelbe unheimliche Gast sich regelmäßig zur Sommerszeit einzustellen pflegt. Dennoch müssen der Ursachen der Entstehung noch mehrere sein. So wird es gewiß Niemanden einfallen, den peruanischen Küstenstädten jene eben angeführten Eigenschaften beizulegen, — im Gegentheil mag es kaum in irgend einem Theile der Welt trockenere, wasserlosere Gegenden geben, als gerade in Peru. Nichtsdestoweniger aber starben vor einem halben Jahre in Lima und Callao mehr als zwölftausend Personen, oft zwei- bis dreihundert an einem Tage, und auch zur Zeit, als ich Amerika verließ, herrschte das gelbe Fieber furchtbar in den unglücklichen Städten des Südens und vollendete so, was irdische und unterirdische Revolutionen übrig gelassen hatten.

Endlich am dritten Tage meines Aufenthaltes in Guajaquil, fand ich einen Arriero, Don Cruz Acuna, der mich und meine Sachen für die Kleinigkeit von sechszig Pesos in sechs Tagen nach Quito zu bringen versprach. Daß er nachher auf dreißig herunterging, wird gewiß Niemanden wundern, der diese Leute ein wenig näher kennt. Den Fremden betrachten sie, um mit einem etwas abgenutzten Beispiel zu reden, wie eine Orange, die man, nachdem sie ausgepreßt ist, wegwirft, denn von dem Augenblick an, wo sie ihr Geld haben, existirt man kaum noch für sie. Dabei ist es wahrhaft rührend, welche Vorliebe sie für geschriebene Contracte haben — es soll mir noch einmal Jemand kommen und behaupten, daß nur die Deutschen alles gern Schwarz auf Weiß haben. Ist aber ein solcher Contract erst einmal unterschrieben, dann muß auch der Reisende zahlen, und wenn er dreifach übervortheilt worden wäre; die Gesetze, oder besser deren Vertreter, greifen da schon aufs Nachdrücklichste ein, dafür ist es ein Gringo, ein Ausländer, der natürlich so viel, als eben möglich, Haare lassen muß. Begreiflich ist das schon, denn die meisten Fremden kommen durch Fleiß und Industrie bald vorwärts, kehren auch nicht selten mit einem tüchtigen Vermögen in ihre Heimath zurück, während sie, die eigentlichen Herren des Landes, durch ihre fabelhafte Trägheit und Indolenz, jahraus, jahrein nicht aus ihrem Schmutz herauskommen. Neidisch sehen sie auf die Glücklichen, aber nichtsdestoweniger bleibt es beim Alten, es müßten sonst keine Südamerikaner und insbesondere

Ecuadorianer, die womöglich an Faulheit alle ihre übrigen Nachbarn noch übertreffen, sein, wenn es anders werden sollte.

Lust und Leid einer Cordillerenreise! Wieder lagen sie vor mir die eisgepanzerten Kolosse in ihrer ganzen, grimmen Majestät, wieder sah ich die wild ausgewaschenen, felsumstarrten Thäler mit den stürzenden, milchigen Wasserbächen und den vielarmigen, rothblühenden Cactussen. Wieder ging es auf schmalen Zickzackpfaden die Hänge hinauf und hinab, wieder schlief ich in den kleinen Ranchos, hier Tambos genannt, aber vorbei jenes glühende Interesse, vorbei die andächtige Bewunderung, wie sie auf meiner früheren Cordillerenreise im Süden mich leicht alle Strapazen und Mühen vergessen ließ. Der Reiz der Neuheit, dieser mächtige Impuls, war verschwunden, und wenn ich auch jetzt, wo ich dies schreibe, wieder nur in freudiger Erinnerung an jene großartige Natur zurück denke, so fürchte ich doch, durch Wiederholung den Leser zu ermüden; wir haben ja schon früher eine Cordillerenreise zusammen gemacht, und ich beschränke mich deßhalb einfach auf die Hauptpunkte meiner Tour.

Zuerst ging es durch sumpfiges, waldiges Tiefland, dann kamen wir in die Berge. Mein Maulthier, eine äußerst störrige Bestie, machte mir nicht wenig zu schaffen und ich hatte genug zu spornen, wenn ich nur hinter den vor mir reitenden Cruz bleiben wollte, der äußerst eilig und dabei fortwährend fluchend, die beiden anderen Maulthiere, von denen eins meinen Apparat, das andere unsere Provisionen und sonstigen Dinge trug, vor sich hertrieb. Häufig überholten wir ansehnliche Eselkaravanen, die alle nur möglichen Sachen nach Quito hinaufschleppten. Der Weg war im Allgemeinen breit und gut, manchmal aber auch von den hier sehr häufigen gewaltigen Regengüssen gar bös zerwaschen und eingerissen. In der Nacht blieben wir meist in den nicht eben sehr reinlichen Tambos unter Arrieros und Indianern, wo weiter nichts als schauerlicher Agua ardiente und ein Paar antediluvianische Dulces zu haben war. Gern hätte ich meiner alten Gewohnheit nach im Freien geschlafen, wenn die scharfe Kälte hier oben es erlaubt hätte, denn seit wir Guaranda — beiläufig ein entsetzlich, langweiliges Nest — hinter uns hatten, war es so kalt geworden, daß ich, obgleich unter

dem Aequator, aller meiner Decken und Ponchos bedurfte, um mich nur einigermaßen warm zu erhalten. Wir waren in die Nähe des scheidenden höchsten Gebirgskammes angelangt. Hier war es auch, wo ich zum ersten Male den schneeumhüllten Riesenkegel des Chimborazo zu sehen bekam, der in trotziger Majestät hoch aus dem ihn umgebenden Nebelmeere die eisgepanzerte Brust in den blauen Aether hob. Herr des Himmels! Da hinauf durch die schneegefüllten Schluchten, über die Grate und Felsen hatten Menschenkinder ihren Weg suchen wollen — eine Gänsehaut überlief mich und noch einmal so fest wickelte ich mich in meinen Poncho, während mir die Zähne klappernd an einander schlugen.

Gott sei Dank! endlich waren wir hinüber und kamen in etwas tieferes Land. Dann erreichten wir die eigentliche Hochebene, deren Horizont gewaltige Berge und über sie hinausragend, die Schneeriesen des Pichincha, Sangai und mehrere andere, begrenzten. Am siebenten Tage gegen Abend erreichten wir endlich die ersten ärmlichen Vorstadt-Hütten Quito's. Der Ort mußte doch sehr groß sein, denn wenn schon die kein Ende nehmende Vorstadt so bedeutend war, wie mußte es erst innen in der eigentlichen Stadt aussehen. Weiß der Himmel wie es kam, aber mit einem Male standen wir auf der weiten, viereckigen Plaza, dem Centralpunkte der Stadt, oder doch dem vornehmsten Theil derselben wie die große Kathedrale an der einen Seite desselben bezeugte. Das war also Quito, das die Stadt des ewigen Frühlings — lieber Gott — wie oft allerdings schon war ich in Südamerika in meinen Erwartungen getäuscht worden, und eigentlich hätte ich mich auch hier nicht mehr überraschen lassen sollen — diesmal war aber der Contrast doch ein wenig zu stark. Was ich für Vorstadt genommen, war die eigentliche Stadt gewesen. Die Häuser hier an der Plaza waren nicht viel besser, als die draußen gesehenen auch; die Cathedrale, wenn man sie so nennen will, war ein Bischen größer als die Legion der anderen, das war aber auch Alles, und im Uebrigen sah es hier nicht viel reinlicher, als in den vorhin durchrittenen Stadttheilen aus, da war ganz derselbe Schmutz und Unrath; Kinder und Hunde balgten sich in den öden Straßen herum und erfüllten zugleich mit faul dahinziehenden Eseltruppen die

Luft mit ohrzerreißendem Geschrei, — kurz, der erste Eindruck, den Quito auf mich machte, war derart, daß ich unwillkürlich einen halbunterdrückten Fluch vor mich hin murmelte.

An der Plaza, vor einem Hause, über dessen Eingang die Worte: Hotel y Alojamiento prangten, machten wir Halt. Ich freute mich nicht wenig, nach der anstrengenden Tour wieder einmal ordentlich ausruhen zu können; meine Erwartungen in Betreff eines guten Zimmers waren aber schon so heruntergestimmt, daß ich es ganz in der Ordnung fand, daß dasselbe nur vier kahle, dazu noch durch das Erdbeben äußerst interessant zerrissene Wände, ein Paar wackelige Stühle und eine noch wackeligere, messingene Bettstelle mit dünner Matratze und dito Decken enthielt. Den Boden deckten Strohmatten, aus denen bei jedem Schritt Wolken von Staub aufwirbelten. Comfortable war das gerade nicht. Comfort findet man überhaupt, außer in den größeren Hotels der See- und Hauptstädte, in keinem der kleineren, südamerikanischen Gasthöfe, sei es nun in Chile, Peru, Argentinien oder sonst irgendwo im Lande; meist wird der Reisende kahle, mattenbelegte, mit einer Unzahl von Stühlen versehene Zimmer finden und muß noch froh sein, wenn nicht Alles von Spinngeweben und Staub bedeckt, das Waschgeschirr gar nicht oder doch nur in Fragmenten vorhanden und sonstige, ebenso nützliche als unentbehrliche Dinge womöglich ganz fehlen.

Nun das war am Ende noch zu ertragen, war die Stadt und meine Wohnung auch nicht schön, so war Quito doch immer ein Ort von nahezu fünfzehntausend Einwohnern und ein Photograph, — ein concurrenzfreier natürlich — konnte, ja mußte jedenfalls ein schönes Stück Geld hier verdienen können. Was die Concurrenz betraf, so kam ich aber schön an.

Taller fotografico — photographisches Atelier, las ich folgenden Tages bei einem Spaziergange durch die Stadt auf einer großen, weißen Tafel, die mir beim Einbiegen in eine Straße mit einem Male so recht höhnisch vor der Nase da hing. Das war ein dicker Strich durch meine Rechnung, alle Teufel! — und man hatte mir doch in Peru sowohl, als auch unten in Guajaquil aufs Heiligste versichert, daß kein derartiges Institut in Quito sei. — Wie sehr sich aber meine angenehme Ueberraschung noch

steigerte, läßt sich denken, als ich beim Eintreten in den Laden des Franzosen, denn ein solcher war der Eigenthümer desselben, erfuhr, daß noch ein zweites Atelier, zwei Quadras von hier, existirte. Ich hütete mich natürlich, merken zu lassen, daß auch ich zum Handwerk gehörte, kaufte ein Bildchen des peruanischen Expräsidenten Castillo und zwar zu einem so außerordentlich geringen Preise, daß ich nicht umhin konnte, meine Verwunderung darüber auszudrücken. Da aber fuhr mein Franzose los — der Lump, der Pfuscher — das war der andere Photograph, ein Chilene — verderbe ihm das ganze Geschäft, indem er Bilder zu fabelhaft niedrigen Preisen, freilich auch schlecht genug, mache, die aber trotzdem dem dummen Volke gefielen, wenn nur die Gesichter hübsch weiß wären — weiß Gott, die Quitenos waren gerade wie die Chilenen — dabei male der Kerl alle nur möglichen Sachen, namentlich Heiligenbilder für die zahlreichen Kirchen und Klöster und das mußte sein Hauptverdienst sein, denn mit der Photographie konnte er bei seinen Preisen nicht viel erübrigen, das stand fest.

Bei dem Chilenen, den ich Nachmittags besuchte, hörte ich mit wenig Variationen so ziemlich dasselbe. Beide schimpften auf einander, weil Keiner dem Anderen weichen wollte und sich lieber mit einem geringen Verdienst begnügte, als daß er ein gegenseitiges Abkommen, in Folge dessen Einer den Platz hätte räumen müssen, getroffen hätte.

Und da wollte ich photographiren und Geld verdienen — o du lieber Himmel!

Mein Gesicht muß doch um ein Bedeutendes länger geworden sein, als ich unter allerlei merkwürdigen Betrachtungen, zwischen meinen vier kahlen Wänden, auf einem wackeligen Stuhle mehr balancirte als saß und meine nicht eben sehr beneidenswerthe Lage überdachte. Ich hatte sicher darauf gerechnet, hier ein Geschäft zu machen, mein Bischen Geld hatte ich in die nöthigen Utensilien und in die Reisekosten gesteckt, und nun saß ich da. Glücklicherweise hatte ich noch genügend Baarschaft, um wenigstens Lima erreichen zu können, denn noch weiter nördlich zu gehen, fühlte ich durchaus keine Lust. Daß ich wahrscheinlich wieder in das leidige Stellenleben hinein mußte, ärgerte mich dabei noch am Meisten, aber was konnte es

helfen, verdienen mußte ich erst wieder etwas, ehe ich von Neuem beginnen konnte.

O Quito, Stadt des ewigen Frühlings, mir hat es gar nicht in Dir gefallen! Weiß der Himmel, die ärgerliche Stimmung über meine verfehlte Speculation muß wohl schuld gewesen sein, aber in keinem Orte der Welt habe ich mich so gelangweilt und geärgert dazu, wie gerade hier. Ich wußte den ganzen lieben langen Tag nichts anzufangen, eine Gelegenheit nach Guajaquil fand sich auch nicht, so daß ich wider Willen verdammt war, noch länger in dem schmutzigen Nest auszuharren. Quito! — wenn ich sonst den Namen hörte, dachte ich an ein wunderbar angenehmes Klima, an federgeschmückte Indianer, an wehende Palmen und dergleichen Unsinn mehr. Und jetzt? In den schmutzigen, mit allerlei unbeschreiblichen Dingen erfüllten Straßen trieben sich Haufen nichtssagender Pfaffengesichter umher, balgten sich Kinder und Hunde, schrien Esel und zankten Weiber; dazwischen bimmelten von den Kirchen eine Menge Glocken und trat man gar in die heiligen Räume, so lag alles voll Frauenzimmer, die mit der größten Andacht den fast lustigen Klängen der Orgel zu lauschen schienen. Das für mich am meisten Interessante waren noch die ansehnlichen Lamaheerden, die von schlanken Indianerburschen getrieben, die Erzeugnisse der wärmeren Zonen aus den tiefen Thälern heraufbrachten, denn Quito selbst, obgleich unter der Linie gelegen, bringt doch seiner Höhe wegen keine tropischen Früchte hervor, ja es kann sogar in den Nächten anständig kalt werden, wie ich mehrmals zu meinem Schaden erfahren mußte.

Mit einem alten Senor aus Quito, der auch mit dem Dampfer von Guajaquil aus nach Lima wollte, bekam ich endlich Gelegenheit, wieder fortzukommen. Für ein Geringes überließ er mir eines seiner Reservemaulthiere zum Reiten; meine sonstige Fracht war unbedeutend, da ich meine Präparate an den Chilenen verkauft hatte. Nur die Maschine, die zwischen den Sachen des Alten eingepackt wurde, nahm ich wieder mit.

Gehörig durchweicht, sonst aber ganz wohlbehalten, erreichten wir nach einer Woche Guajaquil, schliefen die Nacht in einem Hotel und da am folgenden Abend schon der „Santiago" von Panama heraufkam, be-

eilten wir uns an Bord zu gehen, ich in eben nicht sehr rosiger Laune, denn diese Spekulation hatte mich, wie schon gesagt, so ziemlich auf's Trockene gesetzt und gar merkwürdige Träume hatte ich in jener Nacht, in denen allerlei von photographischen Ateliers, Franzosen, Schneebergen und Pfaffen vorkam, dann bimmelten wieder eine Menge Glocken und zuletzt kam ein gewaltiges Erdbeben — auf und nieder wogte und rollte es — bis ich erwachte und erst die an der kleinen, runden, zolldicken Glasscheibe des Cabinenfensters vorbeigurgelnde, lichtgrüne Fluth erinnerte mich daran, wo ich in Wirklichkeit war. Die See ging hoch und als ich früh am Morgen an Deck ging, lag die Küste nur noch wie ein dämmernder Streifen zur Linken.

Nach sechs Tagen erreichten wir wieder Callao und als über der scharf abgegrenzten, dunkelblauen Horizontlinie die Mastengitter der Schiffe, das runde Fort und die hellen Häuserreihen auftauchten, da überkam mich ein ahnungsvolles Gefühl, daß hier ein neuer Wendepunkt meines Lebens eintreten würde und — ich hatte mich nicht getäuscht.

So endete mein Zug nach Ecuador, von dem ich als einzige Ausbeute nur die Ansichten Quito's und des Chimborazo, die ich mir wenigstens nicht entgehen lassen wollte, mitbrachte.

XI.

Lima. Callao. Der Carneval. Ein Stiergefecht. Acht Tage in Panama. Isthmusfahrt. New-York. Ueber den Ocean.

Da stand ich denn wieder am Lande, — der Boden schwankte mir noch unter den Füßen und wie halb im Traum schaute ich in das mich umtobende Gewühl der Lastträger, Bootsleute, Soldaten und Matrosen. Gleich gierigen Haien stürzten sich Erstere auf das Gepäck der Passagiere und wie nur ein Boot anlegte, griffen auch schon zehn Hände nach den darin befindlichen Sachen. Ich hatte noch nicht die untere Treppenstufe der Muelle betreten, als auch schon einer dieser Kerle ohne Weiteres meinen Koffer auf die Schulter warf und sich in Marsch setzte. Kaum daß ich ihn noch an seinem Ponchozipfel erwischen und zum Stehen bringen konnte. Wenigstens wollte ich doch wissen, wie viel der gute Mann für seine Bemühung verlangte. Nun forderte er zwar nur die Kleinigkeit von ein und einem halben Peso bis zur „Fonda inglesa“, ging jedoch, als ich standhaft blieb, auf vier Real, also ein Viertel des Geforderten, herunter.

In diesem kleinen, aber netten und anständigen Boardinghause quartierte ich mich für heute ein, schlief prächtig und fuhr dann folgenden Mittags mit dem Zuge nach dem sechs englische Meilen entfernten Lima, wo ich eher als in Callao eine mir convenirende Stelle zu finden hoffte.

Läßt man den stattlichen Bahnhof hinter sich, so hat man einige Minuten lang die blaue, schiffbedeckte Bai zur Rechten. Dicht neben den Schienen tobt die Brandung gegen die auf und niederrasselnden Gerölle und der salzige Wasserstaub macht sich bis selbst in das Innere der Wagen hinein fühlbar. Dann biegt der Zug nach Osten herum,

15*

poltert eine Weile an den Böschungen des Forts vorbei, passirt die Vorstadt „Bella vista“ mit einem großen lebhaften Marktplatz, und nun liegt die weite, bis zum Fuß der fernen Berge sich hinziehende Ebene, an deren Ende das vielthürmige, alte Lima seine wirren Häusermassen emporhebt, vor uns. Wir können uns umsehen. —

Eine merkwürdige Gegend ist es, durch die wir mit Windeseile dahin brausen, trostlos und öde, so weit das Auge reicht. Links neben uns, läuft die breite, mit knietiefem Sand und grobem Kieselgerölle bedeckte, von niedrigen, langen Lehmmauern eingefaßte Straße, hie und da über dieselben hinaus sehen wir graugelbe oder weiße Häuser, auch ein paar halb eingestürzte Kirchen präsentiren sich; und weiter drüben — ein wahrer Augentrost — ragen über niedere, weiße Mauern dunkle, schlanke Palmenkronen in die sonnige Luft. Auch in der Nähe des von Lima herunterkommenden Rio Rimac dehnt sich ebenfalls einiges Grün dahin. Seitwärts, weit entfernt, sehen wir zur Rechten und Linken die schwarzblaue Horizontlinie des Meeres sich unendlich lang dehnen; einzelne Felsspitzen ragen weiß umschäumt aus der blitzenden Fluth, auf der hin und wieder weiße Segel ihre ruhige Bahn ziehen.

Jetzt rasseln wir eine hohe Lehmmauer entlang, über die herüber das üppige, dichte Gewirr einer großen Bananenpflanzung schaut, dann passiren wir die langen, niedrigen, seltsam bemalten Häuserreihen der Vorstadt und nicht viel später halten wir auf dem glasüberbauten Perron des Bahnhofes, wo wir alle Mühe haben, uns der auf uns und unser Gepäck fahndenden Lastträger und Peone zu erwehren.

Für heute war meine Absicht ins Hotel zu gehen und mir im Laufe des Tages eine Privatwohnung zu suchen. Während ich aber mit meinem Kofferträger die lange Calle de la Mercaderia hinaufschritt und dabei links und rechts Häuser und Inschriften musterte, fielen meine Blicke auf ein, neben einem Parterrefenster angeheftetes Blatt Papier, auf dem die Worte „se alquila este cuarto“, man vermiethet dieses Zimmer, zu lesen waren. Ich ging auch gleich hinein, ließ mir von der Eigenthümerin, einer alten, dicken Dame, das Zimmer zeigen und da der Preis ein mäßiger war, es mir auch sonst ganz gut gefiel, miethete ich es, verabschiedete meinen Träger, und war eine halbe Stunde später,

nachdem ich meine Sachen ausgepackt und geordnet, fix und fertig eingerichtet.

Auch mein sonstiges Schicksal, soweit es meinen Aufenthalt in Lima betrifft, will ich gleich hier anführen. Nachdem ich nahezu vierzehn Tage, ohne Placement zu finden, herumgelaufen war, ging ich wieder hinunter nach Callao, wo ich auf dem Storeschiff „Queen of the ocean“, der Pacific-Dampfschifffahrtsgesellschaft, eine Stelle als Clerk fand. Ehe ich aber fort ging, hatte ich Gelegenheit, meinen Apparat an einen dortigen Photographen gut zu verwerthen. Die photographische Carrière, in die ich durch v. G . . . hinein gekommen war, lag somit hinter mir, und obgleich ich derselben manche angenehme Stunde, manchen schönen Verdienst danke, war sie doch mit so viel Widerwärtigkeiten und Beschwerden verknüpft, daß ich ordentlich aufathmete, als ich davon los war.

Doch zurück zu Lama. Die Stadt liegt in der Nähe oder besser gesagt am Fuße der ersten Cordillerenreihe, denn einige Berge ragen mit ihren finsteren Massen dicht über die Häusermassen herüber. Besteigt man eine dieser kreuzgeschmückten Höhen, so hat man einen weiten Ueberblick über die schachbrettartigen, regelmäßigen Häuserviertel mit den platten Dächern und den vielen dazwischen aufragenden, doppelthürmigen Kirchen, unter denen namentlich die schöne, altspanische Kathedrale an der Plaza mayor auffällt. Das Chaos der Balkone, Säulengänge, Treppen und Flaggenstangen ist unentwirrbar. Die manchmal wirklich prachtvollen, inneren Höfe des aristokratischen Stadttheils liegen, wie aus der Vogelschau, offen vor uns. Was aber der Stadt ein ganz besonderes, charakteristisches Aeußere giebt, sind die zahllosen, kleinen, viereckigen, oben schräg abgeschnittenen und mit einem Klappfenster versehenen Ausbauten auf den platten Dächern, kurzen, dicken Schornsteinen nicht unähnlich, die sowohl zum Beleuchten, als auch zum Lüften der inneren Räume dienen. Grau in Grau ist das Bild. Grau die Häuserwürfel der Stadt, grau die Kirchen, grau die Berge, die nur da, wo die düsteren Nebelkappen auf ihren Häuptern sitzen, einen kaum merklichen, lichtgrünen Schimmer zeigen, grau selbst der Himmel, dessen zähe Wolkenmassen fast das ganze Jahr hindurch über der Stadt und den drüben im Osten sich hinziehenden Cordilleren lagern. Manchmal wohl zerreißt auch ein jäher Windstoß

die hartnäckig dort ruhenden Nebel und überwältigend groß schauen dann scharf gerissene, beschneite Joche, inselartig über die Dunstmassen herüber.

Vor uns, über Lima hinaus, dehnt sich die weite Ebene, die wir gestern im Eisenbahnwagen durchflogen. Vorn an der See, deren weiße Brandungslinie wie ein ungeheurer Gürtel das ganze Land umsäumt, liegt Callao, hoch von dem leise schwankenden Mastenwald der Schiffe überragt. Hie und da sehen wir, tief unter uns, künstlich bewässerte Gärten und Anlagen, deren dunkles Grün freundlich gegen das Gelbgrau der dürren Berge absticht. Dort liegt auch der Paseo publico, die öffentliche Promenade, mit einer Unmasse in schnurgerader Linie aufgestellter Vasen zu beiden Seiten, deren Weiß ebenfalls äußerst scharf aus dem fast schwarzen Grün der den breiten Weg einfassenden Bäume hervortritt.

Kehren wir zur Stadt zurück. Zuerst passiren wir den kleinen, auf dieser Seite des Rimac gelegenen Stadttheil, überschreiten die alte, steinerne Brücke und gelangen dann durch einen seltsam verschnörkelten Bogen in eine lebhafte Straße, die uns unmittelbar auf die Plaza mayor führt. Der Platz bildet, wie überall in Südamerika, ein regelmäßiges Viereck. Hier ragt die wunderschöne Kathedrale mit ihren, an maurischen Anklängen so reichen Eingangsportalen stolz in die Höhe; bedeckte Säulengänge, unter denen alle nur möglichen Dinge verkauft werden, laufen auf drei Seiten rings um den Platz, dazwischen und drüber liegen Billard- und Restaurationssäle und an der Ecke präsentirt sich „Hotel Morin“, das erste in Lima. Die Mitte des mit Marmorplatten verzierten Vierecks schmückt eine kreisrunde, prächtige Gartenanlage, mit Springbrunnen und Statuetten verschwenderisch ausgestattet. Rund um dieselbe läuft ein eisernes, oben vergoldetes Gitter, die Herrlichkeit läßt sich deßhalb auch nur von Außen bewundern, zu welchem Zweck rings in entsprechenden Entfernungen, eine Reihe eleganter Marmorbänke angebracht sind.

Die Straßen sind der Kühle wegen meist eng. Von ein- und zwei-, seltener dreistöckigen Gebäuden eingefaßt, durchschneiden sie in unabsehbarer Länge die Stadt. Da, wo Wasser durch sie strömt und eine Menge

Unrath mit sich wälzt, hüpfen und balgen sich beständig Dutzende von Aasgeiern herum, unbekümmert um die Vorübergehenden, von denen sie nichts zu fürchten haben, da eine Tödtung dieser Thiere mit schwerer Strafe belegt ist. Ein wahrer Segen sind diese „Gallinazos“ aber auch für das schmutzige Peru, und wo nur das geringste Aas oder dergleichen von ihnen gewittert wird, wissen sie dasselbe schnell genug verschwinden zu machen. Sonderbar sieht es aus, wenn die gesättigten Thiere stundenlang mit ausgebreiteten Flügeln unbeweglich auf den flachen Dächern oder den Flaggenstangen sitzen, wobei sie sich durch Nichts in dem wichtigen Geschäft des Verdauens stören lassen.

Ein eigenthümliches Aussehen erhalten die Straßen außerdem durch die mannigfaltigen Balkone, die fast keinem Hause fehlen und mit ihrem Glas- und Tafelwerk unwillkürlich den Eindruck von kleinen Gewächshäusern machen, umsomehr wenn sie noch, wie das ja auch häufig der Fall ist, mit Blumen und Pflanzen geschmückt sind.

Neben den unvermeidlichen Tiendas und Pulperias sieht man dabei die elegantesten Läden, meist Fremden aller Nationen gehörend. Erstere haben meist Italiener, von denen es hier über vierzehntausend geben soll, zu Besitzern. Auch Deutsche giebt es genug in der „Stadt der Könige“ und in dem deutschen Club, wo mich ein Bekannter einführte, verbrachte ich einen recht gemüthlichen Abend, wie ich denn überhaupt von unseren Landsleuten in Lima das Beste hörte. Die Franzosen, von denen es ebenfalls eine schwere Menge hier giebt, halten, treu ihrem Naturell, meist Kaffeehäuser, Hotels, Friseurläden oder Modegeschäfte, während die Engländer wieder hauptsächlich unten in Callao ihr Wesen treiben. Alle größeren Geschäfte sind mehr oder weniger in Händen der Fremden, die natürlich auch größtentheils ihr Schäfchen in's Trockene bringen; die Peruaner versuchen nicht einmal, ihnen Concurrenz zu machen, ganz anders wie in Chile, wo z. B. der europäische Handwerker der Concurrenz der Eingeborenen wegen, kaum fortkommen kann.

Eine gemischtere Bevölkerung, wie die sich in den Straßen Lima's herumtreibende, mag es schwerlich kaum in irgend einem Theile der Welt

geben. Grundelemente sind Weiße, Indianer, Schwarze und Chinesen. Die Combinationen dieser Racen aber spotten jeder Beschreibung, so toll und bunt ist Alles durcheinandergewürfelt. Namentlich das Contingent der „Cholos“, halb indianischer, halb äthiopischer Abkunft, ist sehr stark variirt und sind es besonders diese Letzteren, welche die berüchtigten, schmutzigen Vorstädte bewohnen.

Zahlreiche Schiffe kommen jährlich mit Kulis von China nach Callao. Die armen Teufel müssen sich contractlich den Hacendados auf acht Jahre für sehr geringen Lohn verpflichten, nach deren Ablauf sie wieder ihre eigenen Herren werden. Behandelt werden sie mehr oder weniger als Sclaven, was sie ja auch eigentlich sind, denn ihrem Verkauf oder vielmehr der Abgabe des Contractes an irgend Jemand Anderes steht gesetzlich nicht das Geringste im Wege. Die Sclaverei selbst ist zwar schon lange aufgehoben — leider, könnte man fast sagen, denn die natürlich jetzt so wenig als möglich arbeitenden Schwarzen sind es gerade, die die Vorstädte und Umgegend von Lima so sehr unsicher machen. — Die merkwürdigsten Geschichten sind darüber im Umlauf und wollte man ihnen nur halbwegs glauben, so müßte es wahre Tollkühnheit sein, auch nur den allerkleinsten Spaziergang außerhalb der Stadt zu unternehmen.

Die Chinesen sind übrigens ganz pfiffige Bursche. Aushalten müssen sie freilich, bis ihr Contract abgelaufen ist, bei ihrer außerordentlichen Sparsamkeit aber haben sie gewöhnlich nach Ablauf dieser Zeit ihren ganzen, mühsam verdienten Lohn noch zusammen. Das Ideal eines Chinesen aber ist fast immer eine Fonda, ein Speisehaus unterster Classe, und kaum frei, geht er auch schon daran, eine solche unter irgend einem ungeheuerlichen Namen und phantastisch gemalten Ungeheuern über der Thür einzurichten. Für Diejenigen nun, die nicht erst lange in die Küche oder gar in die Töpfe schauen und billig essen wollen, läßt eine solche Fonda in der That nichts zu wünschen übrig. Zahllos sind die chinesischen Fondas in Lima sowohl als Callao und namentlich Schwarze, Cholos und Farbige aller Racen, seltener Weißen, frequentiren die kleinen, mit fettglänzenden Tischtüchern bedeckten Tische, deren oft vierzig und mehr in den küchenduftgeschwängerten Räumen stehen.

Aber verhaßt, sehr verhaßt sind dennoch die Söhne des himmlischen Reiches, weil sie keine Christen, sondern Heiden oder Affen, die der Peruaner in eine Kategorie stellt, sind. „Makakos“ nennen sie die armen Teufel, die doch wahrhaftig zehnmal ordentlicher und fleißiger sind, als die nichtswürdigen Neger und spitzbübischen Cholos, die verächtlich auf den Makako, auf den Affen, herabsehen. Eines Tages wurden sogar eine Menge Chinesen mißhandelt, weil einer ihrer Landsleute in dem Städtchen Guadalupe aus Rache die ganze Familie eines Hacendado, sowie diesen selbst in der Nacht ermordete und dann flüchtig wurde. Da alle Nachforschungen über seinen Aufenthalt vergeblich blieben, richtete sich die Wuth des Volkes gegen die Chinesen in der Stadt; — ein Makako hatte es gewagt, Hand an einen Christiano zu legen, das forderte Rache. Glücklicherweise erwischte man den Thäter noch rechtzeitig in den Bergen, sonst wäre es den schlitzäugigen Burschen schlimm ergangen. Das Volk übte aber eine schreckliche Vergeltung. Kaum sollte man glauben, daß in unserer Zeit des Fortschritts und der Aufklärung — selbst in Peru — etwas Derartiges vorkommen könnte. In ein Petroleumfaß getaucht, wurde der Unglückliche, nachdem er wieder herausgezogen, — lebendig verbrannt.

Und das geschah im Jahre des Heils 1868.

Wenn wir aber über die Plaza de la Inquisition gehen, die zahlreichen, im altspanischen Styl erbauten Kirchen und die noch zahlreicheren Pfaffen in ihren schwarzweißen Gewändern und den hohen Bischofsmützen sehen, so scheint ein kleines Auto da fe ganz am Platze. Dazu hängen noch dort an der Ecke die grell und schauerlich gemalten Ankündigungsbilder stattfindender Stier- und Hahnengefechte, einige Winkeltheater werden ebenfalls gräßliche Schauerstücke aufführen, und eine ganze Collection düsterer Grabgewölbe, Skelette, grimmiger Kämpfer, die sich gegenseitig auf das Merkwürdigste durchstechen u. s. w., ist deßhalb auf den die Mauerfläche bedeckenden Zetteln abgebildet.

Blut und Flammen überall, und als würdiges Seitenstück dazu schallt aus der nächsten Straße Musik und Schellengeklingel — in langsam feierlichem Zuge naht eine Prozession. Geschwind retten wir

uns auf die breiten Treppenstufen der Kirche, von wo aus wir vortrefflich das ganze Schauspiel beobachten können.

Voran marschirt eine schwarze Musikbande, der eine Abtheilung reitender Soldaten, den blanken Säbel im Arme folgt. Dann rauchfaßschwingende Chorknaben, hinter denen der Erzbischof unter einem von vier Geistlichen getragenen Baldachin würdevoll und gemessen dahin wandelt, hierauf eine Menge Priester mit blitzenden Monstranzen, bunten, mächtigen Kerzen und prächtig flimmernden Figuren verschiedener Heiligen, von denen die weiblichen in der Frontansicht riesig breite Kleider zeigen, während eine Seitenansicht dieselben förmlich scheibenartig erscheinen läßt. Ganze Gruppen der wunderlich nickenden und schwankenden Heiligen werden von schweißtriefenden Cholos, denen es eine große Ehre zu sein scheint, vorübergetragen. Zuletzt kommt noch der Präsident Balta von den Spitzen der Behörden und des Militairs umgeben, sowie das Militair selbst in dichten geschlossenen Reihen, meist aus Schwarzen und Farbigen bestehend.

Wie eine bunte, glitzernde Schlange bewegt sich der Zug — gewiß sehr zum Verdruß der Soldaten, die fortwährend, um in gleichem Schritt und Tritt zu bleiben, die Beine vor- und rückwärts werfen, ohne doch wesentlich vom Platz zu kommen — an uns vorbei.

Daß dabei Alles auf den Knieen, oder wenn Raum, lang ausgestreckt am Boden liegt, ist ebenso selbstverständlich, wie daß alle Dächer, Fenster und Balkone im buntesten Flaggen- und Teppichschmuck prangen.

Schauderhaft hat vor einem halben Jahre das gelbe Fieber hier gewüthet; über zwölftausend Personen erlagen demselben und oft schleppte man mehrere Hundert an einem Tage zu den Cementorios hinaus. Namentlich viele Ausländer wurden ein Opfer der Pest und gar unheimlich muß es gewesen sein, die leichengefüllten Kareten rastlos den ganzen Tag durch die verödeten Straßen rollen zu sehen. Zuletzt wurde es so arg, daß für die Aermeren keine Särge mehr angeschafft werden konnten, sondern diese einfach in Säcke gesteckt und wegtransportirt wurden. Ein haarsträubender Vorfall trug sich dabei in dem öffentlichen Hospital zu. Der Kranken waren so viele, daß man die eben Gestorbenen so rasch als möglich fortschaffte, um nur Platz für die immerwährend Hinzukommenden zu gewinnen. Ein junger Deutscher,

der anscheinend in den letzten Zügen lag, wurde von den rohen Wärtern ebenfalls ohne Weiteres auf den Karren geladen, da er ja doch aller Wahrscheinlichkeit nach während des Transportes sterben mußte. Sie hatten sich auch nicht geirrt, denn auf dem Kirchhof angekommen, gab er kein Lebenszeichen mehr von sich. In einem ordinairen, leichten Brettersarg, legten sie ihn dann in ein flaches Loch — tiefe Gräber zu graben, gab sich Niemand die Mühe mehr — warfen ein Paar Schaufeln Sand und Geröll darüber und glaubten nun die Sache aufs Beste abgemacht.

So mochte aber der arme Teufel da drinnen nicht denken, der auf einmal erwachend, sich zwischen „sechs Brettern und zwei Brettchen" eingeklemmt fand. Wie der Blitz wurde ihm die Erinnerung an das Vorgefallene und das Bewußtsein seiner jetzigen furchtbaren Lage klar. Mit der Kraft der Verzweiflung sprengte er, sich gegen den Deckel stemmend, den erbärmlich zusammengenagelten Sarg, hob die ganze darauf liegende Kieslast in die Höhe, und wühlte sich wohlbehalten zu Tag, zu nicht geringem Entsetzen der Wärter, die gerade wieder mit einer neuen Ladung erschienen waren. Merkwürdigerweise war sein Fieber ganz weg, und von den Deutschen in Lima reich beschenkt, beeilte er sich, den kälteren, fieberfreien Süden aufzusuchen.

Und nun gar die Revolutionen, was haben die nicht schon all für Unheil angerichtet! Wo ist das Land, selbst Argentinien nicht ausgenommen, das mit Peru in dieser Beziehung rivalisiren könnte? Auch jetzt natürlich war wieder etwas im Werke; der alte, eisenfeste Präsident Castilla war vor wenigen Monaten eines plötzlichen Todes gestorben, man munkelte allerlei von Vergiftungen 2c., dann war Präsident Balta gewählt worden, dessen Gegner ihm jedoch schon wieder die Hölle heiß machten. Zu einer segenbringenden Ruhe kommt das Land nie, und anstatt die ungeheuren Summen, die allein der Guano der Chinchasinseln dem Staate einträgt, zum Heile und Wohle desselben zu verwenden, vergeudet man sie theils in unnützen Kriegen mit den Nachbarstaaten, theils auch bleiben sie in den Fingern betrügerischer Beamten kleben, deren Jeder — und Peru hat sehr viele Beamte — soviel als möglich bei Seite zu bringen sucht.

Da solche Stellen förmliche Goldgruben sind, giebt es natürlich auch eine Menge Leute, die es einzig und allein darauf absehen, mit welchen Mitteln bleibt sich ganz gleich, recht bald in einen solchen Posten einzurücken. Das geschieht aber am Einfachsten dadurch, daß man sich irgend einer Partei anschließt, die den Präsidenten zu stürzen sucht, um ihren eigenen Candidaten auf den Platz zu helfen. Selbstverständlich werden, wenn die Sache glücklich gelungen, alle wichtigen, einträglichen Aemter aufs Neue besetzt, und man darf eben nicht zu bescheiden sein, was ja auch nur die Lumpen sind, wie ein gewisser Göthe gesagt haben soll.

Man sieht, die Revolutionen gehen weniger vom Volke aus, vielmehr sind es innere Parteikämpfe, wobei das Militair eine bedeutende, ja die bedeutendste Rolle spielt, denn in den meisten Fällen sind es die erkauften Anführer selbst, die durch Vorspiegelung großer Vortheile die Soldaten zu gewinnen suchen. Blutig, recht blutig war es in letzter Zeit hergegangen, denn der alte Haudegen Castilla war nicht der Mann, sich so ohne Weiteres aus dem Sattel heben zu lassen.

Doch wir wollen mit einem freundlicheren Bilde von Lima Abschied nehmen. Schon ist die Sonne hinter Callao ins Meer gesunken und lange, wunderliche Schatten legen sich über die Plaza mayor, die immer lebendiger wird, denn jetzt beginnt erst das eigentliche Leben der Stadt. Ueberall entzünden sich bunte Lampen und Lichtchen, in deren Schein Gruppen junger Senoritas plaudernd sitzen, und die echten und falschen Steine funkeln lassen; dazwischen wandeln, auf und ab promenirend, elegante Caballeros mit ihren Damen, von denen nicht wenige so dicht verschleiert sind, daß nur ein Auge von dem das Gesicht verhüllenden Manto sichtbar ist, eine sonderbare Sitte, die die Limenas am wenigsten nöthig hätten, da sie ihren Ruf, als die schönsten Frauen Südamerikas, vollkommen rechtfertigen. Noch mehreres, was aber weniger erbaulich klingt, erzählt man von den peruanischen Damen, doch sind wir in diesem Punkte indiskret, umsomehr, da dergleichen überall vorkommt und uns eigentlich auch nichts angeht.

Ueber den weiten Platz brausen jetzt die Klänge der Nationalhymne, Verdische und Rossinische Opern folgen und man scheint sich vortrefflich zu amüsiren. Immer lebhafter wird das Getreibe, alle Bänke und

Balkone sind dicht besetzt, und die nächste Umgebung des Musikchors namentlich, wird von einer zahlreichen Menschenmenge umwogt. Im hellen Lichterglanz strahlen Kaffeehäuser, Billardsäle, Eisbuden rc. und zwischen dem Geklapper der Bälle, dem Geschrei und Lachen der wogenden Menge rauschen die Fontainen, schwirren die Guitarren, gellen die Rufe der Heladeros. Lange währt dies Treiben, nach Mitternacht noch ist die Plaza belebt, bis endlich die kalte, von den Cordilleren herunterstreichende Luft und der stark fallende Thau ein Ende macht.

Eine Stelle konnte ich, wie schon oben bemerkt, trotz meiner Bemühungen nicht finden. Bereits vierzehn Tage war ich nun schon hier und immer und immer wieder war mein Laufen umsonst gewesen. Das ging nicht länger und wenn auch das kleine, aber doch äußerst lebhafte Callao mir nicht die Chancen wie Lima bieten konnte, so mußte doch der Versuch gemacht werden, ob ich vielleicht dort etwas finden konnte, auch fühlte ich mich an der See und in dem regen Hafenleben viel wohler, wie in dem dumpfen Lima. Ich hatte es auch nicht zu bereuen, denn schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Callao fand ich einen Platz als Clerk auf dem Storeschiff Queen of the Ocean, der englischen Pacific-Dampfschifffahrtsgesellschaft, und noch selbigen Abends bezog ich, eine Cabine an Bord der Constitucion, eines alten, abgetakelten Kastens, der in der Nähe der Queen lag. Beide Schiffe lagen jahraus, jahrein in der Bai vor Anker. Wohl noch ein halbes Dutzend Engländer, Amerikaner und Norweger wohnten ebenfalls dort, mit denen ich bald bekannt, mit einigen sogar befreundet wurde.

So war ich denn unter den heterogendsten Stellen, die ich schon hier in Südamerika bekleidet, auch in die eines Seemannes gerathen und mein alter Poncho, den ich in erinnerungsvoller Pietät über meine Koje gehangen, muß doch manchmal verwundert auf die schmucke Schiffsuniform gesehen haben, wenn ein Poncho überhaupt dergleichen Gefühle hegen kann, woran ich sehr zweifle, da der meinige, der mir so manche Nacht als Decke und Schutz gedient, sonst entschieden dagegen hätte protestiren müssen, daß ich ihn manchmal als Teppich gebrauchte, also gewissermaßen mit Füßen trat.

Ich hatte namentlich mit dem Empfang und der weiteren Lieferung

an die Dampfer der Gesellschaft der von England kommenden Steinkohlen zu thun. Besondere Fähigkeiten außer der Kenntniß der englischen und spanischen Sprache, gehörten gerade nicht zu diesem ziemlich mechanischen Geschäft, nur scharf Aufpassen war sehr nöthig, denn häufig genug suchten mich die „Mates“, mit denen ich namentlich zu thun hatte, um eine oder auch ein Paar Tonnen zu übervortheilen. Ja auf der „Joseph Fish“, einem amerikanischen Vollschiffe, das hier seine Kohlen löschte, gab mir der Kapitain eines Tages nicht undeutlich zu verstehen, wie eine kleine Differenz zu Gunsten des Schiffes sehr vortheilhaft für mich werden könne. Als ich natürlich nicht darauf einging, lachte er und nahm die Sache scherzhaft, setzte jedoch ernst-freundlich hinzu, wie er sich freue, solch' einen ehrlichen jungen Mann in mir gefunden zu haben. Dann schenkte er mir noch einmal ein Glas Brandy ein, das letzte, was ich an Bord bekam, denn seit dieser Zeit rief er mich nicht mehr wie sonst, wenn die Leute eine Ruhepause während des Wägens machten, in die Kajüte, um den Kohlenstaub, wie er sagte, durch einen Tropfen Brandy, — und was für ein Tropfen — hinunter zu spülen.

Dreimal des Tags holte mich ein Boot zu den Mahlzeiten an Bord der Queen of the Ocean. Daß aber Engländer in ihren Gewohnheiten sich je den Klimaten und Sitten eines fremden Landes anschmiegen sollten, ist ebenso undenkbar, als daß sie eine fremde Sprache richtig erlernten. So gab es denn auch hier unter dem zwölften Breitengrade meist riesige Beefs, Speck, Schinken, Steaks, Plumpudding, Thee, Ale und Porter, gerade wie daheim im feuchten, naßkalten England, von wo aus auch alle diese Dinge direkt bezogen wurden, während sie doch unmittelbar vom Lande eine viel zweckdienlichere, dem Klima angemessenere Nahrung für den halben Preis hätten haben können. Die einzigen einheimischen Gerichte, die dann und wann auf die Tafel kamen, waren große, süße Kartoffeln oder eine Schüssel in Butter gebratener Bananen, aus denen die Seeleute sich aber wenig zu machen schienen. Dagegen war Alles im Ueberfluß vorhanden und am Ende der Mahlzeit war wohl noch ebenso viel in den Schüsseln, als überhaupt herausgenommen worden war.

Unter den vielen Bediensteten der Company hatte ich bald eine Menge Bekannter und Freunde gefunden, und wenn ich, wie das nicht selten vorkam, einige Tage frei hatte, benutzte ich gern diese Gelegenheit, um mit Diesem oder Jenem an Land zu fahren und die Annehmlichkeiten desselben auf's Gründlichste zu genießen. Manchen tollen Abend durchschwärmte ich denn in Gesellschaft froher, lebenslustiger Gesellen — es war eine lustige Zeit, Gelage, Fandangos, manchmal auch blutige Raufhändel, mußten die zahmeren, europäischen Vergnügungen ersetzen. Allerdings, wenn man dann am nächsten Morgen um sechs Uhr von der Kanone wieder an die Queen gerufen wurde, war das um so unangenehmer. Nur wenn gerade keine Kohlenschiffe im Hafen lagen, konnte ich nach Belieben über meine Person verfügen und daß ich das gewissenhaft besorgte, versteht sich wohl von selbst, denn an Bord der guten Constitucion konnte es unter Umständen ungeheuer langweilig werden.

Callao unterscheidet sich in Nichts von den anderen südamerikanischen Hafenstädten. Vorn an der See die Muelles mit ihrer Flotille bunt angestrichener Boote, weiter zurück das krause Gewirr der Hotels, Tavernen, ship chandler shops und schließlich lange, breite, in regelmäßige Quadras getheilte Straßen, die sich allmälig in die nach Lima führende Landstraße verlieren. Ein lebendiges Treiben wogt namentlich in dem an der See gelegenen Theile der Stadt. Da wird aus- und eingeladen, Boote kommen und gehen, Matrosen ziehen jubelnd Arm in Arm der nächsten Schenke zu und wild aussehende Banden farbiger Soldaten marschiren unter Trommelschlag und gellendem Pfeifengeschrill vorüber. Dazwischen poltern schwerfällige Caretas, gellen die Rufe der Fruteros und rasseln die kleinen Dampfmaschinen der ihre Fracht ein- oder ausschiffenden Steamer. Ganze Berge gelber Bananentrauben, Orangen, Cherimoyas, Mangas, Cocosnüsse und wie das Zeug alle heißt, liegen da auf's Bunteste durcheinander geschichtet und man begreift gar nicht, wo das Alles herkommt, denn soweit das Auge schweift, begegnet es nur öden, sonnverbrannten Hängen, auf denen nicht einmal ein Grashalm, geschweige denn ein „Platanar“, fortkommen könnte. Pisco, ein kleines Städtchen südlich von hier, liefert die meisten dieser Früchte, auch ein

ausgezeichneter Wein gleichen Namens, sowie diverse Agua as ardientes werden von dort ausgeführt. Der Ort ist gleichsam eine Oase in der Wüste, denn bei Islay weiter hinauf herrscht schon wieder die traurigste Oede und Unfruchtbarkeit. In Pisco wurden übrigens bei dem Erdbeben ebenfalls indianische Mumien aufgedeckt und was noch viel interessanter, eine Anzahl goldener Gefäße in Vogelform gefunden, deren Gesammtgewicht acht und zwanzig Pfund betrug. Ein hübscher Fund, den die peruanische Regierung, soweit sie seiner habhaft wurde, dem Museum zu Lima einverleibte.

Gegenüber Callao liegt die Insel San Lorenzo, ein hoher, meilenlanger, öder Felsenkamm, dessen nördliche Kuppe einen schlanken Leuchtthurm trägt. Das Volk erzählt eine gar wunderliche Geschichte von diesem Eilande. Vor dem Jahre 1746 existirte dasselbe, wie man auch aus alten Karten ersehen kann, noch nicht, wie denn auch das damalige Callao viel weiter nach Süden hin lag. Ein furchtbares Erdbeben vernichtete in diesem Jahre Callao und Lima. Ersteres verschwand vollständig, denn das aus seinen Grenzen tretende Meer überfluthete die ganze Stadt und das niedere Land ringsum. Von den Bewohnern fanden, mit Ausnahme eines Einzigen, Alle den Tod. Dieser Glückliche, ein Fischer Namens Lorenzo, war kurz vor der Katastrophe hinaus auf die Bai gefahren, wo ihm auf einmal das Merkwürdige passirte, daß er mit sammt seinem Boote von einer unter ihm auftauchenden Insel hoch in die Lüfte gehoben wurde. Nach einer anderen Version soll diese Insel durch eine weite Ebene mit dem Festlande selbst zusammengehangen haben und erst durch die Ueberfluthung der Letzteren eine solche geworden sein. Wie dem aber auch sei, durch ihre Höhe rettete sie den Fischer, der natürlich sofort zum Heiligen gestempelt wurde, die Insel hieß fortan San Lorenzo und noch heute werden die vertrockneten Gebeine des Pescadors, in kostbare Stoffe gehüllt, bei feierlichen Gelegenheiten und Prozessionen andächtig herumgetragen.

Wie seltsam! — Das langgestreckte, quer vor der Bai liegende Eiland, das sich bei jener Erschütterung aus der Tiefe gehoben oder, was wahrscheinlicher, vom Festlande losgetrennt hatte, wurde auch diesmal bei dem jüngsten Erdbeben der Retter von Tausenden, denn die

furchtbare Fluthwelle, die bei der niedrigen Lage der Stadt jedenfalls entsetzlich hätte wirken müssen, brach sich an der langen Felsmauer und richtete nur wenig oder gar kein Unheil an. Ebenso war das Erdbeben selbst von keiner verheerenden Wirkung gewesen, da die Oscillationen des Bodens, wenn auch stark, doch äußerst regelmäßig auftraten.

Ganz ohne Malheur sollte die Geschichte jedoch nicht abgehen, denn während das Volk in wilder Hast nach Lima hinauf flüchtete, entstand, ob durch Zufall oder Speculation, Feuer in der Stadt und eine lange Reihe auffallend gut versicherter Häuser ging in Flammen auf, wobei die Soldaten Callao's, die Offiziere nicht ausgenommen, wieder Außerordentliches im — Stehlen geleistet haben sollen.

Eine Menge Chilenen leben in Callao, und geht man Abends durch die Straßen, sieht man, ganz wie in Valparaiso, überall offene Thüren, aus denen die rauschenden Klänge der Cueca's und das Händeklatschen und Jauchzen der dem Tanze Zusehenden, herausdringen. Hie und da wird man auch freundlich eingeladen, näher zu treten; „entra usted", sagen die Leute und reichen Einem dann den Mate, als ob man schon jahrelang mit einander bekannt, und nicht erst eben wildfremd von der Straße aus zu ihnen gekommen wäre. Ihren heimischen Gebräuchen bleiben sie dabei äußerst treu, und stirbt ihnen ein kleines Kind sind sie ebenso lustig, spielen ebenso fröhlich die Guitarre zu ihren bei dergleichen Gelegenheiten üblichen Gesängen, wie ich es einst in Coronel gesehen, wo man am Abend vor dem Begräbnisse auf's Ausgelassenste um den kleinen, flittergeschmückten Cadaver herum tanzte. Ja der Leichenzug am anderen Morgen glich eher einer lustig zum Wirthshause ziehenden, halbberauschten Gesellschaft, als einem solchen, so sehr schwenkte man Flaschen und Tücher, marterte man Guitarren, sang man ausgelassene Lieder ꝛc. Das Kind geht nämlich direkt in die ewige Seligkeit ein, und die Angehörigen müssen die größte Freude an den Tag legen, wenn dasselbe seines Glückes vollkommen theilhaft werden soll.

In Lima und Callao, wie überhaupt an der ganzen peruanischen Küste regnet es bekanntlich nie, desto mehr scheint man aber während der ersten drei Carnevalstage auf künstliche Weise nachhelfen zu wollen, und wer während dieser Zeit eine Straße trocken passirt, kann von Glück sagen.

Tagelang vorher schon schafft man mächtige Kübel voll Wasser auf die platten Dächer und Balkone, die unteren Geschosse werden ausgeräumt, Alles, was Schaden leiden könnte, entfernt und kommt der große Tag, sucht man die schlechteste Manta, den schlechtesten Hut hervor, denn es gilt gerüstet zu sein gegen die Sündfluth, die mit der Morgenröthe des ersten Carnevalstages beginnt und erst am Abend des dritten Tages verläuft. Es herrscht hier nämlich die Sitte oder besser Unsitte, einander während dieser Zeit auf's Gründlichste zu begießen und naß zu machen, zu welchem Ende auch erstaunliche Quantitäten ausgeblasener, wassergefüllter und mit Wachs wieder verschlossener Eier, sogenannte „Cascarones" überall feilgeboten werden. Diese Eier wirft man sich einfach an den Kopf, wo sie, zerplatzend, ihren Inhalt über den Betreffenden ergießen. Sehr oft sind die Cascarones mit wohlriechendem, häufiger noch mit simplem klarem Wasser, manchmal aber auch mit anderen, schändlichen Dingen gefüllt. Auf den Balkonen und Dächern lauschen die übermüthigen Senoritas und wehe dem Unglücklichen, der in ihr Bereich kommt, ein Wassersturz ist das Geringste, was ihn erwartet. Ein Entspringen ist völlig nutzlos, man kommt da im wahren Sinne des Wortes aus dem Regen in die Traufe, denn kaum unter einem schützenden Altan angelangt, empfängt den sich gerettet Glaubenden auch schon ein wahrer Wasserfall, und das Kreuzfeuer der Cascarones dient auch gerade nicht dazu, die Situation angenehmer zu machen. Will Jemand aber böse darüber werden, so geht der Hauptjubel erst recht an und alle Welt richtet unter tobendem Lachen und Geschrei ihre Geschosse gegen den Raisonnirenden, der, ist er nicht ein Erzhypochonder, wohl am Ende selbst mitlacht, das Beste, was er unter diesen Umständen überhaupt thun kann.

Natürlich ist alles geschäftliche Leben während dieser drei Tage verstummt, die Läden sind geschlossen und Jedermann giebt sich entweder dem tollen Treiben hin oder muß, will er nicht naß werden, sich geradezu einschließen, da kein offenes Fenster, keine zu öffnende Thür verschont bleibt.

Ich hatte zuerst im Sinn, mich fern von der ganzen Geschichte zu halten, als ich aber, um ein paar Freunde zu treffen, nach dem

deutschen Restaurant Krone ging, und wie aus dem Wasser gezogen dort ankam, änderte ich meinen Entschluß, umsomehr, da die ganze Gesellschaft, mit ein paar von Cholojungen getragenen, eiergefüllten Körben bewaffnet, sich eben zu einem Kriegszuge durch die Straßen anschickte. Natürlich schloß ich mich mit an, nasser konnte ich doch nicht mehr werden. Gleich nebenan, bei einem Advokaten, standen die unteren Räume förmlich unter Wasser und der würdige Beamte selbst präsentirte sich, die Inexpressibles hoch aufgekrempelt, in einem alten Poncho und handhabte eine mächtige Handspritze mit solchem Nachdruck, daß ihre Strahlen im Verein mit den Fluthen, die ein halbes Dutzend junger Damen von oben herabschütteten, uns beinahe wegzuschwemmen drohten. Nichtsdestoweniger hielten wir aber Stand und unserem heftigen Cascaronkreuzfeuer gelang es doch zuletzt, die heldenmüthigen Senoritas, mit vor Kampflust ganz hochrothen Gesichtern, zu vertreiben, worauf das Gefecht weiter unten in der Straße mit anderen Schönen von Neuem wieder aufgenommen wurde.

Auf den flachen Dächern wird außerdem getanzt und jubilirt, wobei sich die Tanzenden durch die um sie herumfliegenden Cascarones nichts weniger als stören lassen. Hie und da liegen wohl auch, dicht an den Rand des Daches oder der Altane geschoben, große, viereckige, mit einem merkwürdigen Conglomerat von altem Eisen, Glasscherben und sonstigem tönenden Gerümpel, theilweis gefüllte Kästen, die an einem festgemachten starken Strick gebunden, von den Ausgelassenen bis dicht über die Köpfe der ahnungslos Vorübergehenden heruntergestürzt werden. Der Spektakel, den ein solch stürzender Kasten hervorbringt, spottet jeder Beschreibung und mehreremale sprangen wir entsetzt zur Seite, indem wir nicht anders glaubten, als daß ein paar Balkone herniedergeprasselt kämen. Unter schallendem Gelächter wurde dann der Kasten wieder heraufgezogen und auf neue Schlachtopfer gewartet.

Abtheilungen berittener Soldaten patrouilliren dabei fortwährend durch die Straßen, um allenfallsige Excesse zu verhüten, und die armen Teufel werden noch ganz besonders reichlich von der Bevölkerung bedacht. Da sie ebenfalls nicht mehr nässer werden können, lassen sie auch Alles mit stoischem Gleichmuth über sich ergehen, schütteln nur dann und wann

die, hier unter dem zwölften Breitengrade nicht einmal unangenehme Erfrischung aus dem Nacken, ohne sich auch nur nach dem Geber umzusehen. Um wenigstens nur von einer Straßenseite naß zu werden, ritt ein Officier dicht an den Häusern hin, als plötzlich unter entsetzlichem Gekrache einer der eben beschriebenen Kasten herunterkam. Mit jähem Satz sprang das Pferd zur Seite, der darauf nicht gefaßte Reiter flog aus dem Sattel zur Erde und verletzte sich dabei so erheblich, daß er besinnungslos fortgetragen werden mußte.

Selten geht auch die Sache ganz ohne Unfälle ab. Als wir gegen Abend nach Hause gingen, passirten wir eine Straße, in welcher eine dichte Menschenmenge sich um einen am Boden liegenden, bewußtlosen Neger drängte, dem das Blut nur so aus Mund und Nase lief. Wie der Unglückliche in diesen Zustand gekommen, konnten wir trotz alles Fragens nicht erfahren, wer kümmerte sich auch weiter darum und kaum war der Schwarze fortgeschafft, als das tolle Treiben schon wieder von Neuem losging und bis spät in die Nacht durch die von Eierschalen wie beschneiten Straßen lärmte.

Eine größere Festlichkeit ohne Stiergefecht ist aber bei der spanischen Race gar nicht denkbar. In den Morgenstunden des dritten und letzten Carnevaltages wurde denn auch ein solches für den Nachmittag angekündigt. Sechs oder sieben lebensgroße, aus buntem Papier und Flitterkram zusammengeflickte Puppen wurden zu diesem Ende von einem Trupp Leute, unter den Klängen eines Dudelsacks und einer Pfeife, auf Stangen durch die Stadt getragen. Natürlich verfehlte auch ich nicht, mich dem Menschenstrome anzuschließen, der ein paar Stunden später nach der Plaza de acha, der Arena, hinausdrängte. Wohl über zehntausend Personen harrten hier gegen drei Uhr des ebenso blutigen, als beliebten Schauspiels, unter ihnen eine Menge Damen, „muy aficionadas", wie mir ein junger, mich begleitender Peruaner sagte. In der Mitte der weiten Arena stand eine der diesen Morgen durch die Stadt getragenen Figuren, eine Dame mit einem wahren Monstrum von Crinoline vorstellend, deren Bedeutung mir unbekannt war. Die Picadores zu Pferde trugen theils die althergebrachte, andalusische Tracht, theils den landesüblichen, kurzen Poncho,

Keinem aber fehlte der Lasso hinten am Sattel. Die Matadores oder Espadas und die Banderilleros dagegen erschienen ohne Ausnahme alle in der reichen, malerischen Tracht der spanischen Stierkämpfer, kurzen, prächtig mit Silber gestickten Sammetjacken, rothen, ebenfalls silberdurchwobenen Leibbinden, schwarzsammtnen Kniehosen und weißseidenen, enganschließenden Strümpfen. Schnallenschuhe, Federbarett und ein wehendes, rothes Stück Zeug in der Hand, vollendeten das Kostüm, welches noch einen ganz wunderlichen Anstrich, durch die hinten am Kopf herunterhängenden, zahlreichen, geflochtenen Haarzöpfe erhielt. Der weite, viele tausend Sitze haltende Logenring war so mit Menschen angefüllt, daß, um einen etwas abgenutzten Vergleich zu gebrauchen, kein Apfel zur Erde konnte. Seine Excellenz der Präsident waren ebenfalls von Lima heruntergekommen, um in höchsteigener Person dem Schauspiel beizuwohnen. Bei seinem Erscheinen brach ein nicht enden wollender Jubel los, die Klänge der Nationalhymne tönten dazwischen und es wurde erst einigermaßen wieder ruhig, als nun aus der Mitte des militärischen Orchesters weithin schallende Fanfaren das Zeichen zum Beginn des Kampfes gaben. Die eben noch von bunten Gestalten wimmelnde Arena wurde mit einem Male rasch leer, die Banderilleros und Espadas zogen sich hinter die angebrachten Schutzwehren zurück und nur die Picadores faßten ihre Lanzen fester. Athemloses Schweigen herrschte unter der eben noch so lauten Menge, und Aller Blicke richteten sich gespannt auf das niedrige, breite Thor des Zwingers. Einen Augenblick noch, dann flog die Thür zur Seite und ein gewaltiger, rother, mit flimmernder Golddecke geschmückter Stier stürzte heraus und gerade auf den nächsten der Picadore zu, der aber durch eine geschickte Wendung seines Pferdes dem wohlgemeinten Stoße zur Seite wich und ihm dafür die zolllange Stachel seiner Lanze in die Schulter rannte. Mit jähem Satz sprang das gereizte Thier herum, stierte einen Augenblick mit wuthfunkelnden Augen und gesenktem Kopf die rings tobende Menge an, dann aber den unbeweglich in der Mitte des Platzes haltenden Popanz gewahrend, stürzte es blitzschnell darauf zu, kaum indeß, daß seine vergoldeten Hörner die Figur berührten, entlud sich eine wahre Salve von Kanonenschlägen aus dem Bauche der Crinoline.

Hei! wie da der rothe Bursche zwischen dem ihn umkrachenden Zeug herumsprang. Die Figur rannte er aber doch vor allen Dingen erst einmal gründlich über den Haufen, nahm dann die Crinoline auf die Hörner und galoppirte triumphirend damit rings um die Arena herum, wobei er ein dumpfes, wie tief aus einer Höhle kommendes Brüllen hören ließ. Von Neuem umringten ihn jetzt die Picadores zu Pferde und zu Fuß, stachelten ihn mit ihren Stöcken zur höchsten Wuth, die noch gesteigert wurde, wenn der Stier, auf sie einrennend, stets nur das leere Tuch statt des gehofften Gegners zwischen die Hörner bekam.

Eine zweite Fanfare gab jetzt das Zeichen für die Banderilleros, die Picadores zogen sich zurück und ein schwächlich gebauter, aber gewandter Cholo trat, in jeder Hand eine Banderilla haltend, furchtlos dem Wüthenden entgegen. Die Banderillas sind fußlange, mit Widerhaken versehene und mit allerlei Flitter und Bänderkram behangene Pfeile, in denen zum Ueberfluß auch noch Raketen und Schwärmer stecken und dazu dienen, den Stier zur höchsten Wuth zu reizen. Kaum erblickte der „Toro" den neuen Gegner, als er auch in blindem Carrière auf ihn einging. Ruhig, mit erhobenen Armen, erwartete ihn der kecke Bursche und stieß ihm, als schon die Hörner des Thieres beinahe seine Kleider berührten, mit einer geschickten Wendung die Pfeile zu beiden Seiten des Halses ins Fleisch; tiefauf brüllte der Gereizte vor Schmerz und Zorn, während der Cholo, einen wilden Jubelschrei ausstoßend, zur Seite sprang. Die Erde erdröhnte unter dem Beifallsgeschrei der Zuschauer, während der Stier, vergeblich die Pfeile abzuschütteln versuchend, im Kreise herumjagte. Jetzt entluden sich auch die in den Banderillas steckenden Schwärmer und nun kannte die Wuth des Thieres keine Grenze mehr. Mit den Hörnern wühlte es Wolken von Sand und Staub auf, ja versuchte sogar, sehr zum Entsetzen der betreffenden Zuschauer, in den unteren Logenring zu dringen, was ihm auch ohne das Dazwischenkommen der Picadores sicher gelungen wäre.

Durch das wüste Geschrei und Toben der Menge schmettert jetzt klar und vernehmlich die dritte und letzte Fanfare, das Todessignal des Stiers. Ein riesiger Neger springt in die Arena. In der Rechten den schwankenden, schmalen Stahl, in der Linken, das rothe Tuch schwenkend,

tritt er muthig dem Stier entgegen, der, als ahne er sein Schicksal, keine Lust den Kampf aufzunehmen zu haben scheint und weiter und weiter vor der drohenden, dunklen Gestalt zurückweicht. Cobar de! hijo de un perro! schreit der Espada, und wahrhaftig, der Stier muß die verächtlichen Worte verstanden haben, denn wie toll stürzt er auf den Riesen zu, der kaum Zeit hat, sich schleunigst hinter die nächste Schutzwehr zu retten, vor der das Thier zornig brummend auf und ab trabt. Erst ein Paar der Picadores, deren Verfolgung er aufnimmt, bringen ihn wieder von dort weg und in die Nähe der präsidentlichen Loge. Rasch ist auch der Espada hinter ihm her, mit vorgehaltener Klinge nähert er sich von Neuem dem grimmen Feinde, der ihn auch, kaum erblickend, mit gesenktem Kopfe und schnaubenden Nüstern entgegenrennt. Fest und ruhig, den Körper mit dem zum Stoße erhobenen Arm ein wenig vorgebeugt, erwartet der Schwarze unbeweglich den heranstürmenden Gegner — da — dicht vor den Hörnern desselben, schnellt er mit kühnem Satz über den Hals des Thieres hinweg — einen Moment funkelt die Klinge im Sonnenschein und wie vom Blitz getroffen, bricht der wuchtige Körper des Toro, ins Mark des Genicks getroffen, zusammen. Wüthendes Beifallsgeschrei, Trompetengeschmetter und dumpfer Paukenwirbel erfüllt auf einige Minuten die Luft, während der Sieger, die blutrauchende Klinge in der Faust, den Fuß auf den Nacken des erlegten Stiers gesetzt, stolz im Kreise herumschaut. Aber auch nicht minder zu verachtende Beweise des Beifalls, in Gestalt klingender Münze, werden dem Glücklichen zu Theil; in höchsteigener Person wirft der Präsident einen glitzernden Haufen Gold und Silberstücke herunter, Ketten, Armbänder, Ringe, Brochen, von schönen Händen geschleudert, folgen, und ein wahrer Jupiterregen ergießt sich über den noch immer unbeweglich auf seinem Opfer haltenden Schwarzen, während die Companeros desselben eifrig bemüht sind, die rings um ihn liegenden Werthsachen für ihn in ihre Ponchos zu sammeln.

Durch das dem Zwinger gegenüber liegende Ausgangsthor sprengen jetzt sechs Reiter auf den Kampfplatz, deren Pferde vor einem niedrigen, zweirädrigen Fuhrwerk gespannt sind, das zum Hinausschleifen des erlegten Toro's dient. Von den Köpfen der Thiere nicken prächtige, rothe

und weiße Straußenfedern. Auch die Reiter selbst sind mit einer Menge bunten Schmucks behangen. Eine Anzahl Peone befestigt jetzt den Kopf des Stiers hinten an dem Fuhrwerk, ein Zeichen wird gegeben und fort braust der Zug, den Körper des Getödteten rings um die Arena schleifend. Zuschauer und Musiker brechen in einen Höllenspektakel aus und es wird erst einigermaßen wieder ruhig, als der Körper durch das Thor verschwunden und das Signal zum Herauslassen eines neuen Kämpen tönt.

Zwölf Stiere wurden so der Reihe nach getödtet. Mehr oder weniger wiederholten sich dabei die eben geschilderten Scenen und nur einmal wurde die Sache mehr als interessant, als nämlich einer der Espada's, ein Altspanier, von dem wüthenden Thiere am Beine erwischt wurde. Die Wade des armen Teufels wurde dabei arg aufgerissen und nur dadurch, daß er sich blitzschnell platt auf den Boden warf, entging er dem schrecklichen Tode des Gespießtwerdens. Dem flach auf dem Bauche liegenden Menschen konnte aber der Toro nichts anhaben, da er seine Hörner nicht in die zum Fassen nothwendige wagerechte Lage zu bringen vermochte. Uebrigens war es gerade ein äußerst wüthender Bursche und die mit kurzen Nägeln auf seinem Rücken befestigte silbergestickte Decke mochte ihn wohl auch ärgern oder verstand er gar die ihm geltenden Beifallsrufe der enthusiasmirten Menge, unter der namentlich die Damen manches Paar Glacehandschuhe zerklopften, genug, er schien entschlossen, sich seinen Peiniger diesmal nicht entgehen zu lassen und sprang, fortwährend brüllend, um den am Boden liegenden Spanier herum. Erst das gewöhnliche Mittel, den Stier zur Verfolgung Jemand Anderes zu bringen, befreite den Mann, worauf ein anderer Espada auftrat, dem Thiere den Todesstoß zu geben.

Die Sterne blinkten vom blaßblauen Firmament, ehe dem blutigen Treiben ein Ende gemacht wurde. Der Eindruck, den das Schauspiel bei mir hinterließ, war ein gemischter, die blutigen, rohen Scenen waren mir noch zu frisch in der Erinnerung, als daß ich großes Gefallen daran hätte finden können, obgleich ich mir sagen mußte, wie auch gar Vieles dabei seinen eigenen, wilden Reiz hatte.

Die Carnevalsfestlichkeiten waren somit zu Ende und unbesorgt

konnte man wieder die Straßen durchwandern, ohne fürchten zu müssen, bis auf die Knochen durchnäßt zu werden.

Uebrigens hatten die fortwährenden Wasserfluthen doch manches Dach, manche Wand durchweicht, wie man an den vielen defekten und feuchten Stellen der Häuser sehen konnte. Ein einziger tüchtiger Regen müßte überhaupt Lima sowohl, als Callao in einen Haufen Lehmbrei zusammenschwemmen, da alle Gebäude fast aus von der Sonne getrockneten Adobes und Tapias errichtet sind. Trotzdem aber der Himmel die meiste Zeit bedeckt ist, regnet es nie, da die Wolken über das tiefere Land hinweg nach den Andes ziehen, auf deren östlicher Seite sie jene, fast permanenten Regen bilden, denen die riesigen Ströme des Amazonen- und La Plata-Gebiets ihr Dasein zu danken haben. Nur ein starker Thau fällt zur Nachtzeit an der Westküste Peru's, namentlich im Winter, wo sich denn auch die sandigen Hänge mit leichtem Grün bedecken, das aber die Sonnengluth nur zu bald wieder verschwinden macht.

Berufsgeschäfte führten mich eines Tages auch hinüber nach den benachbarten Chinchasinseln, berühmt durch ihre Guanolager, von denen jetzt aber wohl der letzte Rest heruntergekratzt sein wird, denn man sprach damals schon davon, daß in etwa sechs Monaten Alles abgeräumt sein würde. Einzelne gewaltige, regelmäßig geschichtete Guanobänke standen zwar noch und wenn die in der Zeit abgetragen werden sollten, mußte schon tüchtig gearbeitet werden, denn sie waren noch immer bergehoch. Streifenweis wird der Guano von oben nach unten abgebaut, in große flache Karren geladen und auf Schienenwegen theils an den Hauptpier, theils an die Schuttwerke der steilen Uferwände gebracht, von wo aus er in Lancha's an Bord der Schiffe befördert wird. Zahlreiche Fahrzeuge ankern hinter der Insel und der scharf ammoniakalische Staub, den das Losarbeiten sowohl, als das Verladen verursacht und namentlich für die inneren Riechorgane äußerst empfindlich ist, macht den Aufenthalt nichts weniger als angenehm. Dennoch aber sind außer den erbärmlichen Ranchos der chinesischen und farbigen Arbeiter eine ziemliche Anzahl Häuser auf der Insel, unter ihnen einige sehr elegante, dem Klima angemessene Gebäude, ja sogar ein Photograph fristete hier kümmerlich sein

Dasein. Mit seiner Hülfe verschaffte ich mir ein paar Ansichten der Hauptguanobank und der chinesischen Arbeiterwohnungen.

Froh war ich, als die einsamen, öden Inselklippen hinter mir lagen und nach mehrstündiger Fahrt die hellen Häusermassen Callao's und die Thürme des weiter zurückliegenden Lima's vor mir auftauchten.

Ich komme nun zu einer für mich verhängnißvollen Periode, die wohl den ersten Anlaß zu meiner Rückkehr nach Europa gab. Ich hatte nämlich das Unglück, durch die Nachlässigkeit der Wache, welche am Abend die mittlere Schiffsluke nicht geschlossen, in diese hineinzustürzen und — ein Bein zu brechen. Allerdings hatte ich in dem zwar kleinen aber vortrefflichen Hospital der Compagnie die beste ärztliche und körperliche Pflege, aber es war doch ein harter Schlag, umsomehr, da man nicht wissen konnte, welche Folgen die Verletzung mit sich brachte, da Knochenbrüche hier in dem heißen Klima schlecht heilten und allerlei Zufälligkeiten ausgesetzt waren. Einem jungen Offizier nebenan war in Folge eines winzig kleinen, von dem Rückstoße einer abgefeuerten Kanone losgestoßenen Knochensplitters am Schienbein das ganze Bein oberhalb des Kniees abgenommen worden. So schlimm kam ich allerdings nicht weg, denn Dank meiner guten Natur, konnte ich nach zwei Monaten schon wieder an einem Stock herum gehen, und wenn ich auch selbst jetzt noch, nach einer längeren Fußpartie etwas Schwere und Schmerz im Beine fühle, so ist doch dasselbe wieder so gut geheilt, daß ich für gewöhnlich keinen Unterschied mehr zwischen dem gesunden und gebrochenen Gliede weiß.

Damals aber, als ich die langen Nächte schlaflos auf dem Rücken lag, konnte ich das noch nicht wissen, und gar finstere Gedanken waren es, die ich mir von der Zukunft machte. Daß es im besten Fall lange Zeit dauern würde, ehe ich wieder ordentlich auf den Beinen war, lag auf der Hand, möglicherweise aber konnte die Sache auch schlimmer ausfallen und was dann werden sollte — ich mochte gar nicht daran denken. Dazu kam die Sehnsucht nach meinen Lieben in der Heimath, sowie nach Deutschland überhaupt, dessen frischgrüne Wälder und Felder, dessen langentbehrte Kunstgenüsse mich selbst im Traum verfolgten und zuletzt den Entschluß in mir reifen ließen, hinüber zu reisen. Wohl sagte mir mein Verstand

und die Erfahrung bestätigt es jetzt, daß, wenn ich erst einige Zeit drüben war, ich wieder Sehnsucht nach dem Süden empfinden würde, doch lag das noch in weiter Ferne und — genug, mein Entschluß stand fest.

Ehe ich aber Südamerika verließ, hatte ich die Freude, nochmals mit meinem alten Freunde Ludwigs zusammenzutreffen, der eines Tages — ich saß gerade bei Tische — mich überraschte. Herzlich freute ich mich, den guten Kerl, mit dem ich so Vieles durchgemacht, wiederzusehen. Er hatte sich nach meiner Abreise von Iquique noch einige Monate erfolglos mit unserer Silbermine herumgeschlagen und war dann in die Salpetergruben gegangen, um sich erst einmal wieder ein Stück baar Geld zu verdienen. Von unserem früheren Wirth Soto hatte er meine Reise nach dem Norden erfahren und ein Bekannter, den er hier getroffen, hatte ihm gesagt, daß ich in Diensten der Pacific Steam Navigation Company sei. Natürlich hatte er mich sofort aufgesucht. Täglich fast besuchte mich jetzt Ludwigs und nach meiner Genesung nahmen wir uns eine gemeinschaftliche Wohnung bei einem alten, wunderlichen Deutschen, German Woldt, der in früheren Jahren hier eine bedeutende Rolle gespielt und nicht wenig zur Colonisation Peru's durch Deutsche beigetragen hatte. Während der kurzen Zeit, die ich hier wohnte, lernte ich noch eine Menge Bekannter und Freunde kennen und fast wäre ich darauf eingegangen, mit Ludwigs und mehreren Anderen hinauf nach Cerro de Pasco zu reisen. Doch die Sehnsucht nach Europa ließ mich nicht ruhen, obgleich es mir jetzt fast leid thut, damals nicht mit in das Innere Peru's gegangen zu sein.

Endlich war ich kräftig genug, die Seereise wagen zu dürfen und nach einer fröhlich mit meinen Freunden verlebten Abschiedsnacht ging ich an Bord der „Limena", eines Steamers, dem ich manche Tonne Kohle in seinen geräumigen Bauch geworfen, ehe meine Schiffscarriere auf eine so traurige Art unterbrochen wurde. Natürlich hatte ich die Passage, soweit die Limena fuhr, also bis Panama, frei, doch war ich anspruchslos genug, da die erste Kajüte sehr besetzt war, mich mit der zweiten zu begnügen.

Auf der ganzen Strecke bis Panama berührten wir nur einmal und

zwar bei dem öden Paita die Küste, sonst sahen wir während der ganzen neuntägigen Fahrt nichts als Himmel und Meer.

Nur eines Vorfalles, der mir genau unter der Linie passirte, will ich erwähnen. Der Tag war sehr heiß gewesen und als ich nach Tisch in meiner Koje der Siesta oblag, hatte ich das runde Fenster neben mir geöffnet, um etwas Luftzug zu bekommen; das Zumachen war dann vergessen worden, bis ich auf einmal mitten in der Nacht von einem gewaltigen Wassersturz beinahe aus der Koje geschwemmt worden wäre. Das Fenster war zwar angelehnt gewesen, die in der Nacht höher gewordene See aber hatte es mit Leichtigkeit geöffnet und ihre salzige Fluth über mich geschüttet, daß ich entsetzt auffuhr, und nicht anders glaubte, als das ganze Schiff sei im Sinken begriffen. Der Steward, der in der Nähe schlief und von dem ungewohnten Rauschen ebenfalls wach geworden war, brachte mir schließlich eine andere Matratze, ich suchte mir ein frisches Hemde aus meinem Koffer hervor und damit war die Sache abgemacht, denn die Erfrischung konnte, abgesehen von der Ueberraschung, nur eine höchst angenehme genannt werden. Als ich zum ersten Male den Aequator kreuzte, hatte ich mich von der üblichen Taufe losgekauft und es war fast, als ob Neptun, ärgerlich darüber, nun selbst das Geschäft des Taufens zu besorgen Lust bekommen hatte, und in der That, gründlicher hätten die Seeleute es auch nicht ausführen können. Das Merkwürdigste dabei war, daß wir genau um diese Zeit, gegen ein Uhr Nachts, den Aequator passirt hatten.

Endlich am achten oder neunten Tage, genau weiß ich es nicht mehr, sahen wir die ersten niedrigen, waldbedeckten Küstenstreifen vor uns auftauchen, über welche hinweg kaum sichtbare, blaßblaue Hügelzüge dämmerten. Auch erschienen jetzt steile, kuppige, ebenfalls dicht bewaldete Inseln und nicht viel später erreichten wir Taboga, ein kleiner Ort, der, malerisch unter Palmen versteckt, auf einer solchen Insel lag und den Endpunkt unserer Fahrt mit der Limena bildete, da wir von hier aus, des seichten Fahrwassers wegen, mit einem kleinen Dampfer nach dem noch einige Stunden entfernten Panama befördert wurden. Die Fahrt durch die weite Bai war reizend. Zwischen den baumverschlungenen Inseln hin, oft so nahe, daß man die herüberhängenden Zweige hätte

greifen können, schoß unser kleines aber schnelles Fahrzeug und bei jeder Biegung desselben verschoben die Inselgruppen mit der schwarzgrünen Küste im Hintergrunde sich zu neuen Bildern. Da war kein Quadratfuß Boden, auf dem nicht die üppigste Vegetation wucherte; bis tief in die See hinein zogen sich die von dunklen, schlanken Palmen überragten Dickichte, so daß die Schlammspuren der Fluth mehrere Fuß hoch deutlich zu erkennen waren. Und wie seltsam sich die faserigen Polypenwurzeln der Manglaren mit den daran hinablaufenden Krabben ausnahmen und — doch halt — drüben erschien Panama! Ein langgestreckter Häuserrücken, von Thürmen überragt, zeichnete es sich scharf von dem dunklen, waldigen Hintergrunde ab, Festungsmauern und Bastionen hoben ihre trotzig finsteren Massen steil aus der flachen, schäumenden See, die weiter vorn von zahlreichen Segelbooten bedeckt, in wunderbarer Klarheit das ganze große, Ruhe und Frieden athmende Landschaftsbild wiederspiegelte. Ein liebliches, echt tropisches Panorama. —

Panama zur Linken lassend, fuhren wir um eine Ecke desselben in eine kleine Einbuchtung hinein, so daß wir hinter der Stadt zu liegen kamen, wo schon ein Schwarm halbnackter Bootführer in allen Zungen schrie und lärmte und die unverschämtesten Preise für die kurze Strecke der Ueberfahrt bis an's Land verlangte. Ich ließ sie erst ruhig austoben, und als nach Verlauf einer halben Stunde die meisten Passagiere ausgeschifft waren, kam ich als Nachlese billig genug hinüber. Eine kurze Strecke wurde man des seichten Schlammbodens wegen „Huckepack“ getragen.

Von einem, meine Sachen tragenden Jungen gefolgt, stieg ich die steile, von Schlingpflanzen umrankte Uferwand hinauf. Obgleich mir von Callao aus das Railroadhouse von einem Freunde des Besitzers, an den ich auch ein Schreiben hatte, empfohlen war, ging ich doch, da ich hungrig geworden war, in die erste beste Fonda, aß gehörig zu Abend und machte mich dann erst auf, das Railroadhouse aufzusuchen, was mir auch ohne Schwierigkeiten gelang, da es in der Nähe des außerhalb der Stadt gelegenen Bahnhofes lag und schon von Weitem durch sein ganzes yankeeartiges Aussehen auffiel. Müller, der Eigenthümer, ein massiver, amerikanisirter Deutscher — the dutch Yankee, wie sie ihn hießen — empfing mich, nachdem er den Brief unseres gemein=

schaftlichen Freundes gelesen, mit großer Herzlichkeit, „schakte Händs“ mit mir, „treatete“ auch gleich ein paar Gläser Brandy mit Eiswasser und befahl dann Bill, seinem Barkneger, mich nicht in den allgemeinen Schlafsaal, sondern in einem der kleineren Räume, wo nur vier oder fünf Betten standen, einzuquartieren. Ein einzelnes Zimmer war bei Müller überhaupt nicht zu haben, doch verzichtete ich lieber darauf, ehe ich mich entschlossen hätte, noch einmal auszuziehen und die Riesenpreise der comfortableren, großen Hotels Panama's zu zahlen, umsomehr da ich hörte, daß der Steamer für New-York diesen Morgen von Aspinwall abgegangen war, und ich folglich bis zum Abgang des nächsten Dampfers volle acht Tage zu warten hatte. Das war fatal, aber nicht zu ändern, da die californischen und amerikanischen Dampfer mit einander correspondiren und nicht auf die Pacificlinie vom Süden warten, wenn auch die Einrichtung derart getroffen ist, daß gewöhnlich der Süd- und Californien-Steamer zu gleicher Zeit in Panama eintreffen. Diesmal hatte sich Ersterer aber verspätet, der New-York-Dampfer war fortgegangen und das Beste unter diesen Umständen war jedenfalls, sich so gut wie möglich in Geduld zu fassen.

Panama ist ein hübscher, freundlicher Ort, man darf aber nicht Alles allzu genau sehen wollen, denn an manchen Stellen präsentirt sich der schauerlichste Schmutz, den man sich nur denken kann, so z. B. am Strande, wo alle nur möglichen weggeworfenen Dinge, Lumpen, Knochen, Aeser von Hunden und Katzen und dergleichen Lieblichkeiten mehr herum liegen. Auffallend ist die Menge stattlicher Ruinen alter Klöster und sonstiger größerer Gebäude, die, von üppigem Grün umsponnen, manchmal äußerst malerische Partien bilden, wozu die reiche tropische Vegetation, die zahlreichen Platanare, Palmen, Magnolien ꝛc. auch noch Vieles beitragen. Auch von den Höhen hat man wundervolle Blicke über die Stadt, die weite, sonnige Bai und der von dichtem Urwald bedeckten Küste. Panama ist eine gefallene Größe, in vielen Straßen wuchert mächtig aufgeschossenes Unkraut und nur die Stadttheile in der Nähe der Plaza und der Kathedrale zeigen bessere Häuser, regeres Leben und gesteigertere Geschäftsthätigkeit. Meist sind es aber auch Fremde, die hier wohnen und durch die fabelhaften Preise, die sie den Schiffen und Reisenden für

ihre Waaren abnehmen, so schnell wie möglich reich zu werden suchen, denn lange Zeit hält es so leicht kein Weißer auf der ungesunden, von Fieberdünsten erfüllten Landenge aus. Ueberhaupt liegt trotz des gewaltigen Fremdenstroms, der hier über Panama geht, ein todtes, gedrücktes Schweigen auf der Stadt; kein reger Verkehr herrscht am Strand, dessen Seichtheit die Schiffe weit ab zu liegen zwingt und nur wenn ein passagiergefülltes Dampfboot erscheint, wird es auf eine Stunde lebendig, da Jedereiner den Durchreisenden so viel wie eben möglich abzunehmen bemüht ist. Dabei sehen die meisten Menschen bleich und krankhaft aus und nur die schmutzigen, farbigen Soldaten und die überall faul herumliegenden Neger scheinen sich ganz in ihrem Elemente zu fühlen.

Uebrigens ist Panama schon bedeutend nordamerikanisirt, wie man auch an den meist englischen Inschriften der Läden und dem Style der Häuser sehen kann. Der „Star and Herald", eine hier erscheinende Zeitung, ist halb englisch, halb spanisch gedruckt und ein nicht unbedeutendes Blatt, das ich schon früher auf der Börse zu Valparaiso gelesen hatte. Bei Müller, meinem Wirth, aber war die reinste, unverfälschteste Yankeewirthschaft. Etwa dreißig Passagiere lagen gegenwärtig bei ihm in Quartier, der größte Theil in einem großen, gemeinschaftlichen Schlafsaal und ich konnte von Glück sagen, daß ich mit einigen englischen und amerikanischen Seeleuten, die ich schon von Bord der „Limena" aus kannte, einen kleinen Raum mit nur vier Betten bewohnte, denn in der allgemeinen Schlafhöhle hätte ich es bei der Hitze nicht ausgehalten. Drei oder vier Waschbecken mit eben so vielen Handtüchern hinter dem Hause mußten für die ganze Gesellschaft ausreichen. Zum Frühstück sammelte man sich dann in dem „Barroom", woneben sich noch ein anderes, großes Zimmer befand, in welchem die Tafel hergerichtet wurde. War das geschehen, dann tönte eine mächtige Schelle, die Thür öffnete sich, und wie eine Meute hungriger Wölfe stürzten die Versammelten über die lange Tafel her, einige Minuten lang hörte man nur das Arbeiten der Kinnladen, das Geräusch der Teller, Gabeln und Messer, dann stand hie und da Einer auf, um seinen Platz einem Anderen zu überlassen, der sich dann mit gleicher Hast daran machte, ein oder zwei Beefsteaks, Schinken, Eier, Speck oder ein paar Tassen Thee

und Kaffee, die der aufwartende Steward auf Verlangen einschenkte, zu vertilgen. Die eigentlichen Kostgänger verschwanden dann, die Passagiere aber lagerten sich in allerlei malerischen Stellungen, die Füße auf Tische und Stühle ausgestreckt, um die Bar, tranken Brandy mit Eiswasser, schnitten riesige Stücke Kautabak von ihren Platten herunter, spuckten dazu mit wahrer Virtuosität nach allen Weltgegenden oder stocherten mit ihren Bowiemessern sich die Zähne, wenn sie es nicht vorzogen, irgend ein paar Stühle damit zu bearbeiten. Müller stand dabei mit hoch hinauf gekrempelten Hemdärmeln hinter dem marmorbelegten Schenktisch und handthierte nach Herzenslust unter den hinter ihm aufgestapelten bunten Flaschen herum. Alle Augenblicke wurde von irgend Jemand die ganze Gesellschaft tractirt und das stehende: „Was trinken Sie?“ konnte man den ganzen Tag hören. Kleine Flaschen mit kräftigen Essenzen, durch deren Kork eine Federspule ging, und die dazu dienten, durch ein paar Tropfen ihres Inhaltes den betreffenden Getränken einen pikanten Beigeschmack zu geben, standen zu Jedermanns Gebrauche auf der Marmorplatte, auch Eis, in Sägemehl gepackt, lag in einer darunter befindlichen Schublade, und welche Erquickung so ein Stück davon in ein Glas Wasser mit Limonadensaft gethan, ist, kann nur Der begreifen, der selbst in solch einem Höllenklima wie Panama gewesen ist.

Das waren aber nur die stilleren Vergnügungen der guten Yankees, waren erst ihre Köpfe warm geworden, dann wurde der Yankee-Doodle gepfiffen und auf den Hacken getanzt, wozu man mit den Händen den Tact auf Knie und Lenden schlug. Ebenso fingen dann auch wohl ein paar an, sich in täppisch spaßhafter Weise wie spielend zu boxen, bis Einer oder der Andere, der vielleicht einen etwas heftigeren Stoß bekommen, plötzlich den Rock abwarf und die Sache Ernst wurde. Sofort bildete sich dann ein Ring um die Kämpfer, man belobte, belachte und tadelte diesen oder jenen Stoß, feuerte sie wohl auch an und nicht eher endete das „Fight“, bis entweder der Eine am Boden lag, oder doch wenigstens eine blutige Nase, ein paar blaue Augen davongetragen und sich als besiegt erklärt hatte. Wahrhaft rührend war es aber dann auch, mit welcher Sorgfalt der Sieger dem Besiegten beistand und nachdem die Anwesenden noch einmal traktirt worden waren

sich Arm in Arm mit ihm entfernte, anderen Schenklocalen zu, wo die Scene möglicherweise sich nochmals wiederholte. Gespielt wurde dabei den ganzen Tag, und Müller selbst ging da mit gutem Beispiele voran, wenigstens habe ich ihn nie eine Partie „Jucker" ausschlagen sehen, und wenn er erst einmal verloren, konnte er stundenlang seinem Gelde nachrennen, ohne an ein Aufhören zu denken, während der liebe Bill mit dem Spitzbubengesicht und dem beständig geladenen Revolver hinten in der Tasche, so lange der Wirthschaft vorstand.

Besonderes weiß ich nun nichts mehr von Panama zu sagen, es müßte denn sein, daß sich der Leser speciell dafür interessirt, zu wissen, daß die Leute hier mit großer Vorliebe eine mehr als fußlange Eidechsenart essen, wie ich selbst zu sehen Gelegenheit hatte. Wie sie schmecken kann ich freilich nicht sagen, da ich die Einladung des alten, braunen Gourmands, dem ich sie hinter dem Hause, im Walde, hatte fangen helfen, dankend ausschlug, doch seinen Versicherungen nach, ähnelten sie dem Hühnerfleische, nur etwas zarter noch, wie er mit vollen Backen kauend versicherte, wobei ihm vor lauter Vergnügen die hellen Schweißtropfen unter dem grauwolligen, krausen Haar hervorquollen.

Endlich, nach acht Tagen, kam der californische Dampfer und ich beeilte mich, hinüber nach Colon oder Aspinwall, wie es auch nach dem Gründer genannt wird, zu kommen. Die etwa drei Stunden dauernde Fahrt kostet nicht weniger als fünf und zwanzig Dollars in Gold. Eine zweite und dritte Klasse giebt es nicht. Alle Wagen sind übereins gebaut. Bequem, luftig, mit hohen, rohrgeflochtenen Sitzen, Wasch- und Toilettenzimmerchen versehen, lassen sie allerdings wenig zu wünschen übrig, aber für den Preis kann man auch schon etwas verlangen. Durch die Mitte der Coupes läuft ein Gang, der zu den, an den Enden desselben befindlichen Platformen führt, von wo aus man bequem in die folgenden Wagen gelangen kann.

Unmittelbar hinter der Station beginnt schon der Wald, der sich ununterbrochen über die, etwa vierzig englische Meilen breite Landenge bis zum atlantischen Ocean hinüber zieht. Den mäandrischen Windungen eines sumpfigen, ganz unter Waldmassen versteckten Flüßchens folgend, schneidet die Bahn in vielfachen Curven tief ins Land

hinein, überschreitet mehrmals mittelst hoher Holzbrücken das enge, tiefe Thal und sich steil die runden Kuppen der zum niederen Hügelzuge gewordenen Anden hinanwindend, erreicht sie die Höhe derselben, um auf der anderen Seite unter ähnlichen Verhältnissen sich zur atlantischen Küste hinabzuziehen.

Eine für mich unvergeßliche Scenerie war es, die während dieser drei Stunden links und rechts neben mir lag. Dichte, furchtbare undurchdringliche Tropenwildniß, von wehenden Schlingpflanzen und üppig wuchernden Parasiten, übersponnen und umrankt, selten einer Gruppe heller Baumstämme Raum lassend; hochragende schlanke Palmen aller Art: feingefiederte, fächerförmige, ganzblätterige, mit dünnen, schuppigen oder glatt kolbigen Stämmen; kolossale, düstere Spitzbogengewölbe bildende Baumfarren; toll und wild durcheinander gestürzte, mit üppiger Pflanzendecke überkleidete Baumriesen; und kreischende Papageienschwärme — das waren so ohngefähr die Bilder, die in saftig grüner Fülle, ein immer wechselndes Panorama, an mir vorüber glitten. Lange Zeit oft rollte der Zug unter dem dunklen Gewölbe der Baumkronen, ehe die Sonne wieder ihre goldig grünen Lichter durch den Blätterdom spielen ließ. Zuweilen auch wurde die Aussicht etwas freier, man sah tief unter sich Partien des unter dichter Blätterwildniß vergrabenen Flüßchens, oder eine gegenüberliegende, tiefgrüne Hügelwand — dann und wann erschienen auch vereinzelte Negerranchos, — kunstlose Schilfdächer auf Pfählen ruhend — oder ein etwas größerer Haltepunkt, mit einem Bretterhause, wo die Maschine Wasser und die Passagiere Erfrischungen nehmen konnten. Förmlich wie durch den Wald gehauen ist die Bahn, ja wenn nicht beständig die Wärter alles aufschießende Unkraut sorgfältig beseitigten, würde sie in weniger als vier oder fünf Monaten vollständig wieder zugewachsen sein, denn gewaltsam fast bohren sich die hartnäckigen Schmarotzerpflanzen um und in die Schwellen, mit ihren Polypenarmen Alles umrankend, was nur in ihren Bereich kommt. Unendliche Mühe, unendliche Schwierigkeiten waren bei dem Bau dieser Bahn zu überwinden, jeder Schritt derselben kostete ein Menschenleben, denn zu Tausenden fielen die weißen Arbeiter dem Fieber zum Opfer, und erst mit Hülfe der, das Klima besser ver-

tragenden Neger und Kulis, war es möglich, das Werk zu Ende zu bringen. Namentlich auf dem West= und Ostende der Linie boten sich mannigfache Hindernisse, und weite Sumpfstrecken mußten mit trockenem Cactus ausgefüllt werden, ehe man es wagen durfte, Schwellen legen zu wollen. Deutlich fühlt man auch an diesen Stellen, während der Zug darüber hinbraust, das leise Auf= und Niederwogen desselben, und ordentlich froh athmet man auf, wenn man wieder festes Terrain erreicht hat.

Hinter dem dunklen Urwald sank die Sonne, als ich vorn von der Platform aus den breiten, blauen Streifen des atlantischen Oceans begrüßte und kurz darauf hielt der Train vor der langen, stattlichen Häuserfront Colons, wo uns eine förmliche Meute fremdenhungriger Runners, Hausknechte, Kellner, Commissionäre, Peone und Nigger anfiel. Mit geballter Faust mußte ich mir einen Weg durch das Gewühl suchen, dann aber unbekümmert um die noch immer mich mit ihren Anerbietungen umspringenden Negerjungen schritt ich ruhig dem mir von Müller empfohlenen „Oriental saloon“ zu, wo ich schon einige Bekannte von Panama fand. Nachdem ich meine Sachen untergebracht und etwas gegessen, ging ich wieder fort, um mir die Stadt noch ein wenig anzusehen.

Ein reges Treiben herrscht in der Abendkühle auf dem breiten Kai vor der langgestreckten Hauptfacade Colons, die zum größten Theil aus „Grocerystores“, in denen alle nur möglichen Dinge verkauft werden, besteht. Auch einige stattliche Hotels präsentiren sich und die fortwährend auf und ab fahrenden Eisenbahnzüge tragen ebenfalls nicht wenig dazu bei, die Lebhaftigkeit des stattlichen Weges zu erhöhen. Weiter vorn, wo die Mauer nach der See hin steil abfällt, sehen wir mächtige Dampfer aller Nationen vor Anker liegen, unter ihnen, dicht an den New York Pier geschoben, den gewaltigen Radsteamer „Rising star“, der uns morgen nach dem fernen Norden bringen wird. Emsig wird dort geschafft und gearbeitet, denn es gilt Alles aufs Beste vorzubereiten, da laut telegraphischer Depesche nicht weniger als achthundert Passagiere von Californien in Panama eingetroffen sind, die mit dem morgigen Frühzuge herüberkommen werden.

Unterdeß ist es immer dunkler geworden und wir beeilen uns, den Oriental-Saloon aufzusuchen, wo wir es uns in Ermangelung eines Bettes mittelst einer auf das Billard des Nebenzimmers gelegten Matratze bequem machen. Diese meine letzte Nacht im amerikanischen Süden sollte aber nichts weniger als ruhig und friedlich verlaufen, im Gegentheil hätte sie mich beinahe zum Mörder gemacht. In dem erwähnten Zimmer nebenan spielte nämlich eine Anzahl californischer „Gambler" unter lästerlichen Fluchen „Ein und zwanzig". Trotz dieser unruhigen Nachbarschaft war ich gegen zwölf Uhr fest eingeschlafen, wurde aber plötzlich wieder durch einen gewaltigen Lärm geweckt und gleichzeitig fast stürzten drei oder vier Kerle über mich her. Nicht anders glaubend, als daß es auf meine Beraubung abgesehen sei, machte ich mich los und das lange Dolchmesser aus der Scheide reißend, wollte ich es eben dem Ersten Besten in den Hals bohren, als schon der ganze Knäuel sich von mir fort nach der Ecke des Saales wälzte. Einer der Männer wehrte sich heftig gegen drei andere, die ihn unter sich am Boden liegen hatten. Der Wirth stürzte jetzt auch herbei und mit seiner Hülfe wurde der Bursche bald überwältigt. Knirschend mit fest gebundenen Händen und Füßen, lag er am Boden, vergeblich versuchend, mit den Zähnen die um seine Hände geknüpften Taschentücher aufzumachen. Um die Füße schlang man ihm außerdem noch ein festes Handtuch, während mir einer der Amerikaner Aufklärung über den Vorfall gab. Der Kerl hatte falsch gespielt, und als sie ihn deshalb zur Rechenschaft ziehen wollten, versuchte er, durch das Nebenzimmer zu entkommen. In verzweifeltem Sprung wollte er über das ihm im Weg stehende Billard hinwegsetzen, wurde aber noch rechtzeitig von den Verfolgern erwischt und alle Vier wälzten sich nun über mich her, bis sie ihn in der Ecke endlich zu Boden brachten und banden. Mein rothwollenes Hemd war dabei arg aufgerissen worden, ebenso hatten sie dem Wirth eine manneshohe Papptafel, auf der die Preise von Frühstück, Mittagessen rc. verzeichnet standen, umgestürzt und beschädigt, und das Alles sollte nun der Betrüger zu seinem vollen Werthe bezahlen. Sie gingen auch, während der ebenfalls jetzt in aller Eile herbeigekommene Steward nach der Polizei lief, gleich daran, ihm die Taschen gründlich auszuleeren, ihr ver-

lorenes Geld an sich zu nehmen, und dem Wirth sowohl als mir vollen Schadenersatz zu leisten. Ersterer bekam für die erbärmliche Papptafel fünf und zwanzig Dollars, mir wollten sie acht Dollars für mein zerrissenes Hemd geben, doch begnügte ich mich mit dem, was es mir wirklich gekostet hatte, also ohngefähr die Hälfte. Den Revolver des Gauners machten sie dadurch, daß sie die Patronen herauszogen, unschädlich, tranken dann ein Paar Gläser „Old Tom", die der Wirth diensteifrig herbeibrachte, und harrten dann plaudernd, als ob Nichts vorgefallen wäre, der Polizei, der sie das Weitere überlassen wollten.

Richtig kamen auch bald darauf ein paar banditenähnlich aussehende Negersoldaten, denen ich, da die Anderen kein Wort Spanisch sprachen, die Sache auseinandersetzte. Nachdem sie ebenfalls erst einmal tüchtig getrunken, packten sie ohne weitere Umstände den Gefesselten und die Füße ihm frei machend, nahmen sie ihn zwischen sich, wobei sie ihm bei dem geringsten Fluchtversuch eine Kugel durch den Kopf zu jagen versprachen. Nichtsdestoweniger entsprang ihnen draußen der Gefangene, gerieth aber in den Sumpf und mußte sich schließlich sehr zum Vergnügen der ruhig stehen gebliebenen Neger schlammbedeckt ihnen wieder überliefern. Dann zogen sie in der Richtung nach der Calebouse, dem Gefängniß hin, ab. Dennoch sah ich den Gauner nächsten Morgen wieder frei am Strande herumgehen. Wahrscheinlich hatte er die ebenso schuftigen Soldaten bestochen, die, zufrieden etwas zu verdienen, ihn gewiß gern laufen gelassen hatten.

Indeß waren auch die californischen Reisenden herübergekommen und wenn ich mich nicht mit den übrig gelassenen Plätzen begnügen wollte, mußte ich eilen, an Bord zu kommen. Vorher aber hatte ich noch den Spaß, ein „Niggerfight" zu sehen. Von einem dichten Menschen haufen umgeben, balgten sich zwei Schwarze, und zwar auf die ihnen eigenthümliche Manier: mit den Köpfen, gleich ein paar Widdern aufeinander zu rennen. So ein Negerschädel kann aber auch Erstaunliches aushalten und ein noch so kräftiger Hieb über denselben bringt seinen Besitzer durchaus nicht aus der Contenance, wogegen ein Schlag gegen das Schienbein die Burschen augenblicklich niederwerfen soll. Dem Einen der Neger gelang es schließlich, seinen Gegner mit dem

Wollschädel so nachdrücklich in die Magengrube zu rennen, daß er sofort lautlos und nach Luft schnappend, zu Boden stürzte. Rauschender Beifall lohnte das erfolgreiche Manöver, während Sam ruhig wieder seine so lang am Boden gestellte Last aufnahm und damit an Bord des Schiffes stieg.

Um zwei Uhr endlich dampften wir hinaus in die offene See, deren langgestreckte Wogenschwellungen bald die meisten der Passagiere verschwinden machte. Lange, lange stand ich an Deck und schaute hinüber nach der versinkenden Küste — jetzt verschwand der lange, helle Sandstreifen des Strandes, dann der unmittelbar darüber beginnende dunkle Urwald — duftiger, verschwimmender wurden die Umrisse — Ade Südamerika! — Ade! das letzte Zeichen des Landes, die punktartige Spitze eines Leuchtthurms, versank und mir blieb nur noch — die Erinnerung.

Nach einigen Tagen passirten wir die hohen, steilen, waldigen Küstenufer Cuba's. Auch einige der benachbarten Inseln bekamen wir in Sicht. Das schönste Wetter begünstigte die Reise und der Ocean glich einem tief dunkelblauen Sammetteppich, so ruhig und leise hoben und senkten sich die stillen, glatten Fluthen. Nur kälter und kälter wurde es, je weiter wir nach Norden kamen. Cap Hatteres passirten wir am achten Tage und keine vierundzwanzig Stunden später, hoben sich die sanft gewellten, winterlichen Küsten Nordamerikas vor uns aus der unendlichen Wasserfläche. So schneidend kalt es auch war, ging doch Niemand mehr von Deck. Aber das weitausgedehnte, prächtige Panorama ließ gerne Jeden das Unbehagliche der Kälte ertragen. Eine wunderliche Figur muß ich übrigens gemacht haben, denn aus dem heißen Süden so plötzlich in die kalte Zone versetzt, hatte ich aller meiner, hier unbekannten Ponchos bedurft, um mich einigermaßen warm zu halten, obgleich mir immer noch die Zähne vor Frost klappernd an einander schlugen. Das war eine ganz andere Welt, die sich hier vor mir aufthat. Wie mit einem Male war Deutschlands Winter vor mir aufgetaucht, — die weiten Schneeflächen, die weißmelirten, entlaubten Waldstriche, die strohverwahrten Gärten und Villen, das Alles war wie daheim im lieben Vaterlande. Noch vor kaum acht Tagen jedes Glas Wasser

mit Eis trinkend, sah' ich jetzt das ganze Schiff voller blanker Zapfen hängen, ja die Einfahrt in den Hudson war fast versperrt, so viel Eisschollen trieben uns entgegen, so daß wir nur sehr langsam vorwärts rücken konnten. Ja, das waren wieder die imposanten Häuserreihen, die spitz gothischen Kirchthürme, die gewaltigen Gebäude des Nordens, die dort in New-Jersey sich an uns vorbeischoben — von allen Seiten erschienen ansehnliche Häusercomplexe, Villen und eingeschneite Parkanlagen — enger traten die Ufer zusammen und wie wir an die gewaltige runde Hafenbatterie vorbeifahren — welcher Anblick! — in langer, unabsehbarer Linie dehnt sich, von schlanken Thürmen überragt, — New-York, weit, weit dahin. Dampfer an Dampfer liegt vor den mit riesenhaften Lettern bezeichneten Piers, diesseits sowohl wie jenseits, wo das Häusermeer Hobokens zwischen dem Mastengewirr hervorschimmert. Jetzt biegen wir in den San Franzisko Pier ein, — wir bekommen einen Blick auf den menschendurchwogten Kai, — ohrzerreißendes Lärmen, Wagengerassel, Stimmengewirr tönt uns entgegen — wir sind in New-York.

An Bord hatte ich einen jungen Mann, Namens Flaschel aus Krakau, kennen gelernt, der gleich mir nach Deutschland ging, aber erst eine Woche in New-York zubringeu wollte, wo er früher schon, ehe er nach Californien auswanderte, gelebt hatte. Da auch ich einige Zeit zu bleiben beabsichtigte, waren wir übereingekommen, eine gemeinschaftliche Wohnung zu nehmen, eine große Annehmlichkeit für mich, da ich ohne Bekannte in der Riesenstadt mich jedenfalls höchst unbehaglich gefühlt hätte. So vorsichtig ich auch sonst im Anknüpfen neuer Bekanntschaften, zumal hier, war, erkannte ich doch bald, daß ich es mit einem anständigen und liebenswündigen Charakter zu thun hatte. Außerdem hatte Flaschel einen Vetter hier, und da derselbe, nachdem wir ihn aufgefunden, uns eine Wohnung in East Brodway, unmittelbar über der seinen im ersten Stock, verschaffte, sowie uns außerdem die meisten seiner freien Stunden opferte, um uns die Herrlichkeiten New-Yorks zu zeigen, durfte ich wenigstens mich nicht beklagen und der Aufenthalt in New-York wurde in Folge dessen für mich ein so angenehmer, wie ich es eben nur wünschen konnte.

Doch zurück zum San Franzisko Pier. — Mit Gewalt und unter lästerlichen Flüchen, mußte ich mir mit Flaschel einen Weg durch die auf „Greenhorns“ wartenden Runner, Rowdies, Loafer, Gauner und Fremdenfänger bahnen. Glücklich erreichten wir endlich ein Cab, warfen unser Gepäck hinein und fort rasselten wir die Straßen hinauf, „Helds Hotel“ in der Bowery zu, wo wir für's Erste abzusteigen beschlossen, da Flaschel dieses Haus von früher her kannte und es als solide und gut bezeichnete. Halb betäubt von dem uns umtobenden Spektakel, kamen wir dort an und nachdem man uns ein reinliches, hübsches Zimmer eingeräumt hatte, war es unser Erstes, daß wir uns gründlich wuschen, die Schiffskleider gegen bessere Anzüge vertauschten und uns neben an in einem „Barbershop“ rasiren ließen. Alle diese unbedeutend erscheinenden Kleinigkeiten sind ein Hochgenuß nach einer Seereise in der zweiten Classe, und mit welchem Behagen ich mich an die wohlbesetzte Tafel des Hotels setzte, mag Der ermessen, der selbst einmal Second „Cabin“ auf einem amerikanischen Dampfer zwischen Panama und New-York gefahren ist.

Es ist nicht meine Absicht, New-York zu schildern, dazu war ich nicht lange genug hier, nur die eigenen, empfangenen Eindrücke will ich versuchen, so kurz wie möglich wiederzugeben.

An lebendigem Straßengewühl giebt New-York London nichts nach und die Wagenmassen der „Tramways“, die Menge der Cabs, Cars, Tilburys, Drays und wie sie alle heißen, grenzt wirklich an's Fabelhafte. Auch der Strom der Fußgänger auf den Trottoirs ist nichts weniger als dünn und der Spektakel oft so arg, daß man Mühe hat, sein eigenes Wort zu verstehen. Was aber der Stadt — die Hauptstraßen natürlich ausgenommen — ein etwas nüchternes Aussehen giebt, sind die ewigen, in der Front meist nur drei Fenster zeigenden, oft sehr hohen Backsteinhäuser mit ihren kleinen, vergitterten Gartenvorplätzen, die in schnurgerader Linie die baumbepflanzten Straßen sich entlang ziehen. Im Sommer mögen diese ganz hübsch aussehen, jetzt aber bei dem immer wieder aufgewühlten Schmutz waren sie kaum zu passien und ich kam mit meinen peruanischen Lackstiefeln in keine geringe Verlegenheit. Wirklich großartig ist dagegen der weltberühmte „Broadway“ mit seinen sechs-

und mehrstöckigen Monstregebäuden, seinen Prachtläden, seinen Hotels, Kirchen und Theatern, seinem Menschen- und Wagengewühl und stundenlang konnte ich ohne müde zu werden in das bunte, ewig wechselnde Treiben schauen.

Weniger distinguirt dagegen sieht es unten am Strande aus, wo meist riesige Warehouse's, Schenken, Grocerystores, Shipchandler Shops und Boardinghäuser eng aneinander gedrängt sind. Alle einigermaßen sich eignende Stellen, besonders aber die provisorischen Bretterverschläge der Bauplätze, sind von oben bis unten mit gigantischen, farbigen Reclamen bedeckt. Auffallend ist die Zahl der deutschen Boardinghäuser, die sich meist nach irgend einer vaterländischen Stadt nennen, dem dadurch angelockten Emigranten aber manchmal übel mitspielen, denn gerade die Eigenthümer dieser Spelunken sind es, die ihren unerfahrenen deutschen Landsleuten oft das Fell über die Ohren ziehen.

Massen von Deutschen wohnen überhaupt hier und in dem nahen, durch ein gewaltiges Fährboot verbundenen Hoboken, während auf der anderen Seite der Stadt und in Brooklyn mehr das amerikanische und englische Element vertreten ist.

Mit einem Stadtplan in der Tasche durchfuhr ich New-York nach allen Richtungen und kein Zeitungsjunge konnte zuletzt gewandter die Cars auf- und abspringen, wie ich es selbst trotz meines noch immer etwas schwachen Beines that.

Uebrigens besuchte ich mit Dr. Glaser, dem Vetter Flaschels, so ziemlich alle Sehenswürdigkeiten New-Yorks und überall war es namentlich das Ungeheure, Monstreartige, was die Yankeeschöpfungen charakterisirte. In den Theatern wiederholten sich dieselben wunderlich tollen, derben Späße, wie ich sie schon früher, wenn auch nicht ganz so ungeheuerlich, in der Alhambra zu London gesehen hatte. Mein Hauptvergnügen war aber der Besuch des deutschen Stadttheaters in der Bowery, wo ich den berühmten Schauspieler Friedrich Haase, der gerade dort gastirte, in verschiedenen seiner besten Rollen sah. Wie lange war mir ein solcher Genuß versagt gewesen und wenn ich bei dem trefflichen Spiel des Orchesters die Augen schloß und zurückdachte an das nun schon so ferne Südamerika, wurde mir ganz wunderbar zu Muthe.

Eine Woche war so unter den mannigfachsten Abwechselungen herumgegangen, bis ich ungeduldig die Heimath zu sehen, von Neuem meine Sachen packte, um das letzte Stück meiner Reise, die Fahrt von New-York nach Europa, zu Ende zu bringen. Auf dem über Bremerhafen nach Kopenhagen fahrenden Raddampfer „Ariel“ nahm ich Passage nach Ersterem, und als hinter uns das brausende Häusermeer am flammenden Abendhimmel versank, als die letzte Landspitze „Sandy Hook“ sich verlor und das wohlbekannte, weite, unendliche Meer uns wieder umgab, da — ja da schwellte ein frohes Gefühl meine Brust, denn durch die lichtgrüne, wogende Fluth hielt jetzt der Kiel direkt der Heimath entgegen und wenn Wind und Wetter uns begünstigten, durfte ich hoffen, in vierzehn bis sechzehn Tagen den Fuß auf deutsche Erde setzen zu können.

Wind und Wetter schienen sich aber gerade das Gegentheil vorgenommen zu haben, denn in der Nähe der New-Foundland-Banks schon wurde die See stürmisch und die uns entgegenrollenden Wogen machten dem außerdem herzlich schlechten Schiffe, genug zu schaffen. Nur sehr langsam kamen wir vorwärts. Dazu war am fünften Tage unserer Fahrt ein an Deck auf- und abspazierender Passagier vom Schlage gerührt worden, und der Aberglaube der Seeleute knüpfte die schlimmsten Prophezeihungen an dies Ereigniß. Merkwürdigerweise begünstigte der Zufall den Unsinn insofern, als gleich nach der Versenkung des in ein Segeltuch genähten und mit ein paar Kanonenkugeln beschwerten Leichnams das tollste Unwetter losbrach. Während der ersten schönen Tage hatte ich es fast bedauert, daß ich nach all' meinen Seereisen doch noch immer keinen eigentlichen „Sturm“ erlebt hatte und unwillkürlich wünschte ich, die Ueberfahrt möchte etwas interessant werden — lieber Himmel — sie wurde nur zu interessant und wir dankten Alle unserem Schöpfer, als wir endlich am zwei und zwanzigsten Tage der Reise glücklich nach Cowes kamen. Ich habe gewiß mancher Gefahr in's Auge geschaut und mit einem guten Schiff unter den Füßen bin ich der Letzte, der an Schlimmes denkt — auf offener See wenigstens — aber so Furchtbares, wie diese haushoch von den wilden Aequinoctialstürmen aufgewühlten Wogen, habe ich nie erlebt, noch hoffe ich dergleichen je wieder zu

erleben. Die ganze Dampfkraft war nöthig, daß wir nicht aus dem Cours geworfen wurden. Ein großartig schauerliches, wildschönes Schauspiel war es, das ich, von dem Geländer der in die Kajüte führenden Treppe aus beobachtete. Wie in wahnsinniger Wuth arbeiteten die Räder gegen die bäumende, tief hinab mit weißen Schaumadern durchzogenen, grünen Fluthwände, — die Sturmsegel, mit denen wir zu fahren versuchten, zerrissen wie Papier, — hinüber und herüber taumelte das unter den gewaltigen Schlägen wie ängstlich zitternde Fahrzeug, während bei jedem Neigen desselben die klare, perlende Fluth über Deck schoß. Bald stiegen grausig groß die Wassermassen scheinbar am Himmel empor, bald wieder schienen sie schräg nach unten abzufallen, und mit Entsetzen sah man weit über die schaumbedeckten, stürzenden Wogen hinweg. Das Geklirr und Gepolter, das Jammern, Beten und Fluchen, das aus dem verschlossenen Zwischendecksraum herauftönte, war entsetzlich. Je nachdem das Schiff sich neigte, arbeitete abwechselnd eines der Räder in der leeren Luft, sturmgepeitschte Gischtschauer fegten über Deck und wie hoch die darüber hin stürzenden Wassermassen gereicht hatten, konnte man später an den Rauchfängen sehen, die bis oben hinauf mit weißer Salzrinde bedeckt waren. Vier Tage lang währte der Hauptsturm, dann wurde es etwas ruhiger, aber noch volle zehn Tage wehte ein fliegender Nordost, und die fortwährend hochgehende See ließ uns nur langsam vorwärts kommen. Eine Menge Wasser war in den Raum gedrungen und das Auspumpen desselben, sowie die Ausbesserung der vielen Schäden nahm die ganze Mannschaft und einen Theil der Steeragepassagiere in Anspruch. Wie groß übrigens die Gefahr gewesen war, sahen wir an einem Schooner, der, den gekupferten Bug nach oben gekehrt, dicht an uns vorbeitrieb. Mann und Maus waren natürlich ertrunken, weshalb wir uns auch nicht weiter mit ihm aufhielten. Lange Zeit noch sah ich dem unglücklichen Fahrzeuge nach, wie es am Horizont als dunkler Punkt auf- und niedertauchte und schließlich ganz verschwand.

Endlich, endlich hob sich, weit vor uns noch, das erste Anzeichen Europa's, der warnende Finger eines Leuchtthurmes aus der Fluth, und allgemeiner Jubel herrschte an Bord.

Vorbei an der steilen Kreideküste Englands ging die Fahrt, wir

erreichten Southhampton oder vielmehr Cowes und sahen uns nach weiteren drei Tagen den ersten dämmernden Küstenstrichen des Vaterlandes gegenüber.

Leb' wohl, lieber Leser. Unter uns rauscht die blonde Weser und — ich bin zu Ende. Wenn es mir gelungen, Dein Interesse für die Länder diesseits und jenseits der Cordilleren zu erregen, führe ich Dich wohl ein ander Mal wieder dorthin, und schöne, genußreiche Stunden vielleicht werden es noch sein, die wir dann zusammen verleben werden in dem eben so großen, wie großartigen Südamerika. —

Buchdruckerei der „Post" Actiengesellschaft, Mauerstraße 74.



